S. 40 die Erzählung S. 335.

J. Bergengh

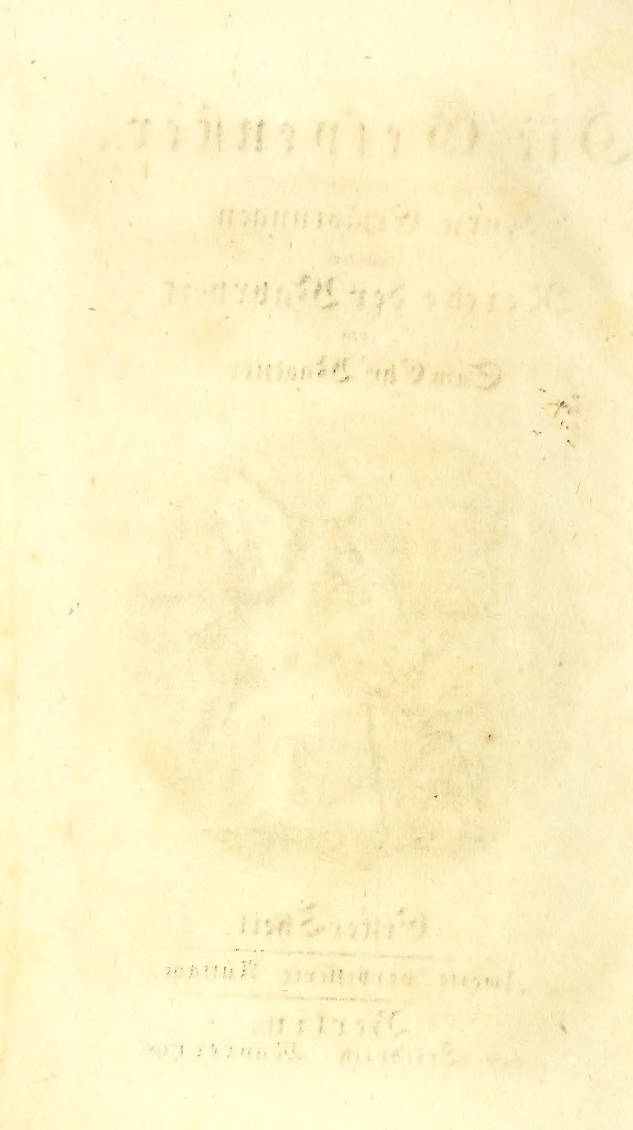
Die Gespenster.

Kurze Erzählungen
aus dem
Reiche der Wahrheit
von
Sam. Chr. Wagener.

Erster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin,
bey Friedrich Maurer 1798.



RBR
Jantz
#1204
T. 1

Allen gutmüthigen

Schwärmern und Schwärmerinnen,

welchen es

mit dem Bekämpfen und Ablegen

beunruhigender Vorurtheile

in

Absicht des Geisterwesens

ein Ernst ist,

liebevoll gewidmet

von

dem Erzähler.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diegespensterkur11wage

Vorrede,

bloß für meine kritischen Beurtheiler.

Diese Erzählungen sind bestimmt, das Gebäude des Wahnglaubens in Beziehung auf das Reich der Geister zu untergraben, und insbesondere jene unwillkührlich schauderhaften Eindrücke zu mindern, welche diejenigen Wahrnehmungen auf uns zu machen pflegen, die nicht auf der Stelle als natürliche Folgen einer in den ordentlichen Naturkräften gegründeten Ursache deutlich einleuchten. Da dergleichen Schauder nicht selten selbst in der Seele des Gebildetern, und von groben Vorurtheilen Befreyeten, statt finden: so scheinen sie — wie weit man sich auch über jede vorgefaßte Meinung erhaben dünken mag — die

Ueberbleibsel des Gespensterglaubens zu seyn, die sich aus den Jahrhunderten der Finsterniß in unsre Tage des Zwielichts mit hinein geschlichen haben.

Die Zeit ist zwar vorbey, in der man Hexen und Zauberer verbrannte; allein die Quellen, aus denen diese die Menschheit und Vernunft schändenden Greuel entsprangen, sind nichts weniger, als versiegt. Im Gegentheil zeigt sich seit einigen Jahren der Hang zum Wunderbaren, der Glaube an geheime Künste und übernatürliche Einwirkungen höherer Wesen auf eine Art, die sich übel zu der Benennung unsers Jahrhunderts, als eines philosophischen, reimet. Durch eine Menge begierig gelesener Romane wird der Aberglaube, und der dem sinnlichen Menschen ohnehin schon so natürliche Hang zum Glauben an Ahndungen, Erscheinungen, Umgang mit Geistern und dergleichen, genährt und gestärkt; ja man hat sich nicht entblödet, selbst in wissenschaftlichen

Schriften jenem Unsinne wieder das Wort zu reden.

So wird in einem neuern mit Beyfall gelesenen Werke (Beyträge zur juristischen Litteratur in den Preußischen Staaten) im ganzen Ernste behauptet: ein Ermordeter könne nach dem Tode sichtbar auf dieser Welt erscheinen, seinen Mörder angeben, und eine solche Angabe sey in peinlichen Fällen eine glaubwürdige Anzeige!! — Und unter diesen Umständen sollte es den Bedürfnissen unserer Zeit nicht mehr angemessen, oder — wie mehrere fälschlich vorgeben — bereits etwas Ueberflüssiges seyn, dergleichen grobe Vorurtheile mittel- und unmittelbar nachdrücklich zu bekämpfen? Ich meines Theils glaube vielmehr, daß hier keinesweges das Wohlthätige eines solchen Zwecks, wohl aber die Auswahl der verschiedenen Mittel zur sichersten Erreichung desselben, noch einigermaßen zweifelhaft seyn könne. In dieser Rücksicht

wag' ichs daher auch nicht, es für mehr als einen bloßen Versuch ausgegeben, wenn ich durch gegenwärtige Erzählungen einige von den trüben Quellen zu verstopfen suche, woraus überhaupt so manche verderbliche Irrthümer, und insbesondere die mit der unwillkührlichen Gespensterfurcht verbundenen schauderhaften Empfindungen, hervor zu gehen scheinen.

Ich liefere hier eine Reihe von großentheils unwidersprechlichen Thatsachen, welche die verschiedenen Arten des Betrugs anschaulich machen sollen, den uns bald unsere eigenen Sinne und Einbildungen, bald ein Zufall, oder böse Menschen, zu eben der Zeit spielen, wo wir einen starken Beweis von der Unleugbarkeit übernatürlicher Geisterwirkungen in Händen zu haben glauben. Viele dieser Erzählungen haben eigene Erfahrungen zum Grunde; andre wurden mir von glaubhaften Personen, theils mündlich, theils handschriftlich, zum Einrücken in diese Samm-

lung mitgetheilt; noch andre sind zwar in den jedesmal nachgewiesenen Schriften bereits abgedruckt, aber hier auf eine meinem Zwecke angemeßnere Art erzählt. Ich erwarte keineswegs Vorwürfe wegen dieser Wiederholung; denn einmal ist es nicht eines Jeden Sache, gleichsam einzelne Fruchtkörner aus einer Menge Spreubündel mühsam heraus zu suchen, und zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft zu erhalten, und dann dürften auch nur wenige von den benutzten Büchern dem Publikum, für welches ich in unsern lesesüchtigen Zeiten zunächst schreibe, in die Hände kommen. Denn die Zahl der Bücher, welche seit anderthalb hundert Jahren, theils für, theils wider das Gespenster- und Geisterwesen, geschrieben sind, ist in der That bereits zu einer beträchtlichen Specialbibliothek heran gewachsen.

Ich werde in der Vorrede zu einem der nachfolgenden Theile dieser Erzählungen ein,

so viel als möglich vollständiges, kritisches Verzeichniß dieser Schriften liefern, und demselben vielleicht den Versuch einer Geschichte des Gespensterwesens beyfügen.

Der Plan, der mir, zwar nicht in Absicht der Anordnung und Folge, aber doch in Betreff der Auswahl der Erzählungen, vorschwebte, ist folgender:

Die vorzüglichsten Quellen, woraus sowohl die entdeckten, als die noch immer räthselhaften Spukereyen, und überhaupt alle sogenannte übernatürliche Geisterwirkungen, hervor zu gehen scheinen, sind wohl

I. Der Mensch selbst; und zwar

1. seine Leichtgläubigkeit, so fern sie entweder
   A. in offenbarer Unwissenheit, und
   B. in groben Vorurtheilen ihren Grund hat; oder
   C. durch die dem Menschen eigene Vorliebe für das Wunderbare, und

D. durch die Gewalt großer Ueberraschung zu übereilten Schlüssen hingerissen wird;

2. sein vielleicht nur aus Ungewohnheit entspringendes unwillkührliches Schaudern vor den Leichnamen, sowohl
   A. der auf eine gewöhnliche Art verstorbenen Menschen, als auch besonders
   B. der Selbstmörder, und
   C. der als Verbrecher Hingerichteten;

3. seine leicht zu hintergehenden Sinne; namentlich
   A. das Gesicht,
   B. das Gehör,
   C. das Gefühl.

4. Die Vorspiegelungen einer lebhaften Einbildungskraft
   A. im wachenden Zustande,
   B. im Traume.

II. Die Menschen, und zwar

1. diejenigen, welche dem Wahn- und Gespensterglauben zufälliger Weise Nahrung geben;

2. die absichtlichen Betrüger, welche die Entdeckung der natürlichen Ursachen anscheinend spukhafter Wirkungen erschweren

A. durch handgreifliches Gaukelspiel, womit sie indessen den Furchtsamen und Unwissenden täuschen und von der Wahrheit ableiten;

B. durch Entfernung der Ursachen, als solche;

C. durch ungewöhnliche Kunstfertigkeiten, z. B. die Bauchsprache;

D. durch Berauschung der Sinne, z. B. mittelst betäubender Wohlgerüche beym Geisterzitiren;

E. durch angewandte Electricität, Optik, den Magnetism und andre Theile der Physik.

III. Die nur anscheinend spukhaften Ereignisse, in welchen man den Zusammenhang mit ihren, in den ordentlichen Naturkräften gegründeten Ursachen

1. bey ernstlich angestellten Untersuchungen und fortgesetzten Nachforschungen entweder mit Gewißheit erkennet; oder

2. nur nach Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten anzugeben im Stande ist,

A. weil zur Erklärung der Spiele des Zufalls, der eigentlich kein Gegenstand der so beschränkten Kräfte des menschlichen Geistes ist, eine Art von Allwissenheit erfordert wird; (daher unter andern die Unerklärbarkeit mancher zufällig in Erfüllung gegangenen Ahndungen, Träume und Weissagungen)

B. weil die Untersuchung räthselhafter Erscheinungen, die jederzeit auf der Stelle und ohne Zeitverlust geschehen soll, entweder ganz versäumt worden, oder — welches oft noch schlimmer ist — nicht mit der gehörigen Genauigkeit, nicht von Personen geschiehet, welche mit dem erforderlichen Untersuchungsgeiste ausgerüstet sind.

Da es zuweilen scheinen möchte, als ob einige meiner Erzählungen nicht zum Plane des Werks gehörten, so habe ich, zu meiner Rechtfertigung, jedesmal die Unterabtheilung dieses Schema's, zu welcher die Erzählung gehört, kurz durch die eingeklammerten Zeichen (I. 1. A.) u. s. w. angezeigt.

Man kann dem Irrthume freylich auf eben so verschiedenen Wegen entgegen wirken, wie er selbst verschiedener Art ist. Jedoch nur auf einem dieser Wege wird man am unfehlbarsten, am geschwindesten zum Ziele gelangen.

Mir scheint eine nackte Zusammenstellung auffallender hierher gehöriger Thatsachen, eins der wirksamsten, bisher zu wenig benutzten Mittel, zur Erreichung jener Absicht, zu seyn. Ich würde mich innig freuen, wenn dieß auch meinen kritischen Beurtheilern so schiene; nicht sowohl, weil mir das an und für sich schon schmeichelhaft wäre, sondern hauptsächlich, weil ich dann zuversichtlicher hoffen dürfte, durch diese Erzählungen zum Besten meiner Zeitgenossen das Schärflein beyzutragen, welches vielleicht im Stande wäre, sich gut zu verzinsen.

Hoffentlich wird es mir nicht ganz mißgelungen seyn, den Erzählungen jenes Interesse zu geben, welches gerade diejenigen Leser an sich zieht, für die ich zunächst schreibe, und denen ich, nicht einzig die Zeit angenehm verkürzen, sondern unvermerkt, auch nützen wollte.

Die vortrefflichen Henningschen Werke von Träumen, Ahndungen und Geistern verdienen unstreitig, recht fleißig gelesen zu werden; sie scheinen aber großentheils nur die Bibliotheken solcher Männer zu zieren, die ohnehin schon der Meinung dieses Denkers waren. Hingegen bleiben sie ungelesen von der Menge, die am mehresten daraus lernen könnte, aber freylich weder gründliche Belehrung, noch systematischen Vortrag zu schätzen weiß. Wir leben in den Tagen des Kampfes der Finsterniß mit dem Lichte; und ein Schriftsteller, der ein wenig schwärmet, und, mit der Miene des Forschers und Wahrheitsfreundes, modernen Unsinn zu Markte bringt, wird freylich sicherer auf ein zahlreiches Publikum rechnen können.

Tharsanders Schauplatz — Haubers Zauberbibliothek, und ähnliche gleichzeitige Schriften, sind unserm Zeitalter zu ferne, als daß es sie noch benutzen sollte.

Die sieben Bände des Uhuhu ermüden den Leser durch viel zu weitläuftige Hexenprocesse u. s. w. So bleibt dann, mit dem Langweiligen, das Nützliche in diesen schätzenswerthen Beyträgen zur Minderung des Wahnglaubens ebenfalls ungelesen. Auch die Reinhardsche Fortsetzung der Zauberbibliothek dürfte den Nutzen, den sie stiften könnte, durch einige zweydeutige Einmischungen, gar sehr mindern. Mir wenigstens scheinen die Sagen vom Geisterbanner Lüssau zu Rathenau (Band 1. S. 23.) vom Lappländer mit rothen Stiefeln (Bd. 2 S. 229.) und einige andere, des Platzes nicht würdig, den sie einnehmen. Auch weiß ich sie nicht mit dem deutlich angekündigten Zwecke der Schrift — Tilgung des Aberglaubens — zu vereinbaren.

Wenigstens soll Niemand das kleine Verdienst mir streitig machen können, mein schrift-

stellerisches Ziel unverrückter im Auge behalten zu haben.

Uebrigens wird mir baldige Würdigung dieser Erzählungen, gründliche Zurechtweisung über ihren Werth oder Unwerth, und belehrender Tadel competenter Richter gleich sehr willkommen seyn; und an meiner Bereitwilligkeit, das alles, zu Gunsten der guten Sache, in den folgenden Theilen zu benutzen, soll es wahrlich nicht fehlen.

Der Erzähler.

Inhalt
des ersten Bandes.

Erste Erzählung.

Von einem Gespenste, das eine nicht bloß verschlossene, sondern inwendig auch verriegelte Thür von außen eröffnete, und einen erklärten Gespensterleugner in Erstaunen setzte. Vom Hrn. Geh. Kriegsrath Tismar Seite 1

Zweyte Erzählung.

Von einer unleugbaren Ahndung, welche zu Charlottenburg von vielen Menschen gehört worden ist. Von Demoiselle Vierthaler 14

Dritte Erzählung.

Von einem sprechenden und doch unsichtbaren Gespenste zu St. Germain, welches sogar einem Doctor der Sorbonne auf der Nase spielte. Nach Hrn. Prediger Schwager 33

Vierte Erzählung.

Etwas von Sonntagskindern, und von einem mit Erbsen vertriebenen Polzergeiste. Von Frau Landdrostinn von Windheim 41

Fünfte Erzählung.

Beweis, daß sich wirklich zuweilen ein Mensch an zwey Orten zugleich sehen lassen kann. Vom Hrn. Prediger Kuhn : : S. 48

Sechste Erzählung.

Von einem brummenden Gespenste, welches einmal einer andern Spukgestalt in der Mitternachtsstunde einen fürchterlichen Schrecken beybrachte. Vom Hrn. Verwalter R.. Nebst einem Anhange vom Hrn. Prediger Cranz. : 56

Siebente Erzählung.

Wie die sogenannte weiße Frau — ein für die Großen furchtbarer Todesengel — die Gemahlinn des Markgrafen Philipp zu Berlin von der Welt abforderte. Vom Hrn. Stadtrath Gronau 69

Achte Erzählung.

Von einem Gespenste, welches sich, nach Belieben, bald klein, bald groß machte. Vom Hrn. Prediger Böldike. : : 81

Neunte Erzählung.

Von einem verfolgenden Gespenste, durch dessen Tücke eine Furchtsamere wahrscheinlich den Hals gebrochen haben würde. Vom Hrn. Director Schöneberg. : : 89

Zehnte Erzählung.

Von einigen hundert Gespenstern, die in einer

Westpreußischen Kirche ihr höchst wunderbares, und dennoch natürliches Wesen trieben S. 94

Eilfte Erzählung.

Von einer spukhaften Erscheinung des Berlinischen Leichenwagens um Mitternacht, als Vorbedeutung eines nahen Sterbefalles. Vom Hrn. Feldprediger Künzel 101

Zwölfte Erzählung.

Von einer wirklich gestorbenen Matrone, welche unmittelbar nach ihrer Beerdigung wieder lebendig in ihrem Sterbebette lag. Nach Hauber 107

Dreyzehnte Erzählung.

Beweis, daß einige Menschen sich selbst doppelt sehen. Von Frau Inspect. Kannegießer 115

Vierzehnte Erzählung.

Das Gespenst in Ketten; weder Selbsttäuschung noch Menschenbetrug. Nach Feldmann 119

Funfzehnte Erzählung.

Von der Wiedererscheinung eines geisteskranken, an der Schwermuth gestorbenen Mädchens. Nach Brunnemann 125

Sechszehnte Erzählung.

Von einem Gespenste, welches in einem alten Rittersaale sein tobendes Wesen trieb, und gerne das Licht ausblies. Mit einem Anhange. Beydes vom Hrn. Regimentsquartiermeister Kamla 130

Siebenzehnte Erzählung.

Von dem spukhaften Poltern und Wimmern, welches einst unter den Leichnamen der Anatomie zu Paris gehört worden ist. Mit einem Anhange. Nach Brühier ; ; S. 137

Achtzehnte Erzählung.

Vom Austreiben eines bösen Geistes, der Fräulein Agnesen inwohnte. Vom Hrn. Hauptmann Curvinus. Nebst einem Anhange. 145

Neunzehnte Erzählung.

Von spukenden Kalbsknochen und Steinen, die von einer unsichtbaren Kraft in Bewegung gesetzt wurden, und zum Theil die Richtung nach den Köpfen der Anwesenden bekamen. Nach Hrn. Geh. Rath von Wolter ; 160

Zwanzigste Erzählung.

Von dem Rübezahl, einem äußerst gutmüthigen Gespenste des Riesengebirges. Vom Hrn. Gouverneur Gebauer ; ; 176

Ein und zwanzigste Erzählung.

Von den Waldteufeln, und deren Zauberkraft, sich nach Belieben vor den Menschen unsichtbar zu machen. Nach Hrn. Geh. Rath Klein 186

Zwey und zwanzigste Erzählung.

Von dem Poltergeiste einer alten Kapelle, und den Backenstreichen, womit derselbe einen Heiligenspötter züchtigte ; ; 192

Drey und zwanzigste Erzählung.

Von einem hagern Gespenste, welches, angethan mit der Farbe des Todes und einem Sterbehemde, bittend die Menschheit anklagte. Vom Hrn. Auditeur Scharden ; S. 199

Vier und zwanzigste Erzählung.

Von einer Teufelserscheinung, die zu Aix den versammelten Magistrat in Angst und Schrecken versetzte. Vom Hrn. Candidaten Fisch 205

Fünf und zwanzigste Erzählung.

Von einem spukhaften Leichenzuge, welchen die halbe Bauerschaft eines Englischen Dorfes, zur Stunde der Gespenster, vorüber ziehen sah. Nach Webster ; . 212

Sechs und zwanzigste Erzählung.

Einleuchtender Beweis, daß ein Gespenst zuweilen einen Luftkörper annimmt, in welchem man dasselbe mit irdischen Waffen nicht treffen kann. Vom Hrn. Prediger Pauli ; 219

Sieben und zwanzigste Erzählung.

Von der Bedeutsamkeit mancher Träume, und dem Unerklärbaren mancher Ahndungen 225

Acht und zwanzigste Erzählung.

Von dem spukenden Geiste eines Selbstmörders, der sich im Dorfe Jerchel des Abends sehen ließ. Vom Hrn. Prediger Löwel ; 231

Neun und zwanzigste Erzählung.

Von einem verstorbenen Kaufmanne zu Marseille, welcher noch im Tode sein Gesinde zum Besten hatte : : S. 241

Dreyßigste Erzählung.

Von einer Wöchnerinn, welche unmittelbar nach ihrem Tode spukte, um ihren bösen Mann, der sie im Leben oft geängstiget hatte, zu erschrecken. Von Frau Müllerinn Ahrend . 249

Ein und dreyßigste Erzählung.

Schreckliches Schicksal eines Studenten, welcher irriger Weise glaubte, daß man jedem Gespenste, auch ohne Vorsicht, Trotz bieten dürfe. Vom Hrn. Probste Kirchner : 256

Zwey und dreyßigste Erzählung.

Von dem Wechselbalgskobolde, der den Wöchnerinnen die neugebornen Kinder verwechselt, und ihnen des Nachts ein mißgestaltetes Balg an die Stelle des wohlgebildeten Säuglings unterschiebet. Vom Hrn. Prediger Jungius : : : 268

Drey und dreyßigste Erzählung.

Von einem Gespenste, welches, nach dreyzehnjähriger Vermauerung, noch singend spukte 274

Vier und dreyßigste Erzählung.

Von einer Erscheinung, welche den Geisterseher billig zum Glauben an Gespenster hätte bekehren sollen, und dennoch nicht bekehrte S. 287

Fünf und dreyßigste Erzählung.

Von einem ohne menschliches Zuthun umher laufenden Todtenkopfe 297

Sechs und dreyßigste Erzählung.

Thatsachen, welche unser Schaudern vor menschlichen Leichnamen, wie auch die Volkssage, zu rechtfertigen scheinen, daß viele Verstorbene spuken. Mit Anhängen vom Hrn. Doctor Hufeland 302

Sieben und dreyßigste Erzählung.

Beweis, daß der Leichnam eines als Verbrecher Hingerichteten keinen Scherz mit sich treiben lasse. Vom Hrn. Justizamtmann Hartmann 314

Acht und dreyßigste Erzählung.

Von der Erscheinung eines Ermordeten, der seine vergrabenen Schätze seinem Rächer zuwenden, und die Mörderinn bestraft wissen wollte 320

Neun und dreyßigste Erzählung.

Von den Lilliputianern, und deren unterirdischen Zaubermusik. Vom Herrn Inspector Kegel , , , S. 325

Vierzigste Erzählung.

Das durch nächtliche Erscheinungen übel berüchtigte Wirthshaus , , 331

Ein und vierzigste Erzählung.

Von dem wilden Jäger, oder dem wüthenden Heere. Dreyzehn Erfahrungen , 344

Zwey und vierzigste Erzählung.

Vom Vorhersagungsvermögen durch vorgespiegelten Umgang mit Wesen höherer Natur 388

Erste Erzählung.

Von einem Gespenste, das eine nicht bloß verschlossene, sondern inwendig auch verriegelte Thür von außen eröffnete, und einen erklärten Gespensterleugner in Erstaunen setzte *)

(I. 4. B.)

Pope, ein der gelehrten Welt ehrenvoll bekannter Engländer, pflegte alljährlich eine Zeit lang die Stadt zu verlassen, um ein Paar Monate hindurch auf einem angenehmen Landgute der stillern Freuden des Landlebens zu genießen. Als ein nach Grundsätzen moralisch guter Mann, war er Menschenfreund im ganzen Sinne des Worts. Nur Eine Schwachheit — wenn sie anders die-

*) Nach der mündlichen Erzählung des Geheimen Kriegsraths, Herrn Tismar zu Berlin, aufgesetzt.

sen Namen verdient — hieng ihm an: Er konnte durchaus kein abergläubiges Gesinde um sich leiden, und war im Stande einen Diener, der sich in jeder andern Hinsicht seine höchste Zufriedenheit erworben hatte, doch auf der Stelle seiner Dienste zu entlassen, wenn er an demselben irgend etwas vom Aberglauben, z. B. Furcht vor Gespenstern, bemerkte. Indessen war Pope viel zu sehr ehrlicher Mann, als daß er ein Geheimniß aus dieser seiner Eigenheit hätte machen sollen. Er nahm nur solches Gesinde in seine Dienste, welches ihm die Versicherung gab, es sey, z. B. in Absicht der vermeintlichen Gespenster, nicht furchtsam und graulich. Zum Ueberfluß nahm er sich dann noch alle Mühe, die Köpfe der Neugemietheten über diesen Punkt möglichst zu erhellen, und jeden etwa noch anklebenden Ueberrest von Vorurtheilen der Art in ihnen zu vertilgen.

„Ihr müßt wissen, — pflegte er wohl zu sagen — daß ich im Grunde nichts weiter von Euch verlange, als daß Ihr gute Christen seyn möget. Ihr würdet aber Gotteslästerer, und nicht Christen seyn, wenn Ihr der Furcht vor Gespenstern in Euern Herzen mehr Raum geben wolltet, als dem Vertrauen auf Gott, dem Schöpfer und Herrn aller Gei-

ſter. Hat man Euch in der Jugend verkehrt erzogen, und vielleicht in der Furcht vor Geſpenſtern aufwachſen laſſen, ſo könnt Ihr ſie freylich nicht mit einem male gänzlich ablegen. Allein nach und nach muß es Euch gelingen, wenn anders es Euch ſelbſt nur ein Ernſt damit iſt. So lange Ihr in meinem Dienſte ſeyd, mach' ich Euch dieſe Bemühung recht eigentlich zur Pflicht. Wer mir aber darin nicht zu Willen lebt, der beklage ſich nicht über Härte, wenn ich ihn meines Dienſtes entlaſſe. Denn ich denke, wem es durchaus nicht gelingen will, ſeinem Vertrauen auf Gott eine größere Stärke zu geben, als ſeiner Furcht vor dem Teufel und deſſen Handlangern, der muß ein böſes Gewiſſen haben; und dergleichen Leute ſind nicht für mich." —

So ſchwatzte Pope oft mit ſeinen Leuten über den Aberglauben ſeiner Zeit. Mit großer Geduld widerlegte er alle ihre kleinen Einwendungen und Bedenklichkeiten, und ruhete nicht eher, als bis er ſeine guten Abſichten in dieſem Punkte vollkommen erreicht zu haben glaubte.

Aber, man denke! eben dieſen Gelehrten, der von dem eitlen Wahne des Glaubens an Erſcheinungen böſer Geiſter, und von der ſchädlichen Thorheit der Geſpenſterfurcht ſelbſt ſo feſt über-

zeugt war, und auch Andere so gern davon überzeugte) hätte einst eine nächtliche Erscheinung, die ihm selbst das größte Erstaunen abnöthigte, in seiner bisherigen Meinung von übernatürlichen Geisterwirkungen fast irre gemacht.

Er war nach vieljähriger Gewohnheit eines Jahres wieder aufs Land gezogen. Die Reise hatte ihn ermüdet, und er legte sich den ersten Abend ungewöhnlich früh zu Bette, nachdem er zuvor wie immer, alle Zugänge seines Schlafgemachs, das zugleich auch sein Studierzimmer war, von innen fest verriegelt hatte. Ungefähr um Mitternacht wurde er durch ein leises, bescheidenes Anklopfen an die Stubenthür erweckt. Er richtete sich, ein wenig unwillig über diese nächtliche Störung, im Bette auf, und rief: herein! ohne im ersten Augenblick des Erwachens daran zu denken, daß man bey verriegelten Thüren nicht hereinkommen könne. Allein was geschah? der Klopfende eröffnete dennoch, ohne gewaltsame Anstrengung, die Thür, als wäre sie weder verschlossen noch verriegelt, und trat leise ins Zimmer.

Pope erblickte einen wohlgebildeten, ernsthaften Mann, in Spanischer Tracht gekleidet, der ein auf dem Tische liegendes, aufgeschlagenes Buch ergriff, — den Titel desselben las, und, dem

Scheine nach, in Verwunderung darüber gerieth. Aber unendlich mehr nahm es Popen Wunder, diesen Unbekannten zu einer so ungewöhnlichen Zeit, und, was das Merkwürdigste war, durch eine verriegelte Thür zu sich herein treten zu sehen. Er fragte den Spanier, was denn so eigentlich in dieser mitternächtlichen Stunde zu seinen Diensten stünde? Dieser sah hierauf den Fragenden eine Weile mit großen Augen an, schüttelte bedeutend den Kopf, eröffnete die Glasthüre eines Bücherspindes, blätterte in mehrern Büchern, und stellte jedes derselben zwar wieder an seinen gehörigen Ort, aber allemal so, daß der Rückentitel unten zu stehen kam. Was er damit sagen wolle, konnte Pope so wenig begreifen, als die ganze übrige Erscheinung dieses Sonderlings. Er sprang endlich aus dem Bette, warf sich in den Schlafrock, zündete an der brennenden Nachtlampe noch zwey Lichter an, klingelte seinem Bedienten, ergriff ein geladenes Pistol, und ging damit herzhaft auf den ungebetenen Gast zu, den er, entschlossen, also anredete:

„Herr! ich will wissen, wer Sie sind? wie Sie durch verriegelte Thüren hierher kommen? und was die Absicht dieses Ihres zudringlichen Besuches ist?“

Der unbefangene Spanier lächelte etwas spöttisch, indem er auf das gespannte, auf ihn gerichtete Pistol hinblickte, sah dann Popen wieder bedeutend an, zuckte die Achseln, und legte zwey Finger über den Mund.

Da Pope nie an die Möglichkeit des Spukens geglaubt hatte, so fiel es ihm auch nicht einmal ein, diese Erscheinung für etwas anders, als einen wirklichen Menschen zu halten. Vielmehr verdroß es ihn, sein Schießgewehr so verachtet und belächelt zu sehen, und zwar um so mehr, je weniger es dem Menschenfreunde mit dem Todtschießen ein Ernst gewesen war.

Indessen glaubte Pope doch noch einen Versuch machen zu müssen, seiner anscheinenden Drohung Autorität zu verschaffen, und dem eigensinnigen Stummen eine unwillkührliche Auflösung des Räthsels abzunöthigen, zumal da der geklingelte Bediente noch immer nicht kam.

„Herr! — rief er dem Spanier in einem ernsten und festen Tone zu — kein spöttisches Lächeln! Ich bin Herr im Hause; als solcher erwart' ich eine Antwort, oder ich schieße Sie über den Haufen.“

Ohne eine Miene zu verziehen, schlug der noch immer Stumme seinen Spanischen Mantel

zurück, und gab der angedroheten Kugel seine entblößte Brust preis. Da kein Schuß erfolgte, wandte er sich wieder zu den Büchern, und blätterte in einigen derselben ruhig fort.

Jetzt erst gerieth Pope recht eigentlich in Verlegenheit; aber seine Verwunderung über das unbegreifliche Benehmen dieses Mannes war nicht weniger groß. Er wagte es nicht ferner, leere Drohungen an ihn zu verschwenden; und doch fehlte es ihm an jedem andern Mittel, hinter das Geheimniß zu kommen. Um seine Verlegenheit einigermaßen zu verbergen, beleuchtete er den Spanier von hinten und von vorne, faßte ihn scharf ins Auge, betastete das seidene Talar, und dann auch sogar die Hand des Fremden. Dieser ließ das alles geduldig mit sich vornehmen, und endigte endlich die Scene dadurch, daß er das Bücherspinde verschloß, den ausgezogenen Schlüssel, mit einer kleinen Verbeugung, in Popens Hände überlieferte, und dann gravitätisch zur Stube hinaus gieng.

Endlich kam Gustav, Popens sehnlich erwarteter Kammerdiener, der sich — wie er sagte — im ersten Schlafe nicht so geschwind hatte ermuntern und ins Zeug werfen können, da ihn die Klin-

gel seines Herrn zu einer so ungewöhnlichen Zeit gerufen habe.

„Hast du den Spanier gesehen?“ fragte Pope eiligst. —

„Er ist mir so eben auf der Treppe begegnet; es schien, als käm' er von Ihnen.“

„Allerdings! aber was hat der Mann um Mitternacht bey mir zu suchen? — Wie kommst du dazu, diesen fremden Menschen so ganz zur Unzeit ins Haus, und unangemeldet in mein Schlafzimmer zu lassen?“

Gustav, der seinen Herrn noch nie belogen hatte, versicherte mit seiner grundehrlichen Miene, er sey ganz unschuldig an diesem Besuche, habe den Gast nicht ins Haus gelassen, die Hausthür vielmehr fest verschlossen, und bis zu dem Augenblicke, wo ihn die Klingel erweckt, geschlafen.

„Endlich — setzte er freimüthig hinzu — endlich hat also dieß gutartige Gespenst auch Sie einmal besucht. Ich gestehe aufrichtig, daß mir das lieb ist. Denn hoffentlich wird es auch Ihnen nichts Böses zugefügt haben. Wir — Ihre sämmtliche Dienerschaft — sahen diese mitternächtliche, unbegreifliche Erscheinung in Spanischer Tracht seit mehrern Jahren schon sehr oft in diesem Ihrem Landhause umherwandern. Aber noch

nie hat sie uns etwas zu Leide gethan, den Schrecken abgerechnet, den uns der unvermuthete Anblick derselben, besonders anfangs, zuweilen verursachte. Allein jetzt sind wir durch die lange Uebung, und in jenem festen Vertrauen auf Gott, welches wir Ihnen verdanken, nachgerade so an den stillen Mann — so nennen wir ihn immer — gewöhnt, daß wir seiner nur wenig achten. Auch geht er uns, gutmüthig und bescheiden, aus dem Wege, wenn wir ihn zuweilen merken lassen, daß er uns genirt. Sie sagten uns oft: „und gesetzt auch, es gäbe Gespenster, so würden sie doch keine Macht haben, uns zu schaden;" — wirklich haben wir diese Ihre Versicherung an dem Spanier vollkommen wahr gefunden."

Pope konnte sein Erstaunen über diese Aussage nicht verbergen, und fragte, warum man ihm nicht schon längst das Daseyn dieses Gespenstes im Hause angezeigt habe?

„Wir fürchteten den Abschied" — bekam er zur Antwort — und fühlen uns in Ihrem Dienste viel zu glücklich, als daß wir uns der Gefahr hätten aussetzen sollen, plötzlich entlassen zu werden. Zuweilen wurde es uns auch wahrscheinlich, daß vielleicht dieß ihn wohlbekannte Hausgespenst eben die Ursache sey, warum Sie je-

den Neugemietheten gleich beym Antritt seiner Dienste so ernstlich zu ermahnen pflegen, sich vor keinem Gespenste zu fürchten."

Pope stand nachdenkend da, ohne zu wissen, was er antworten ollte. Einen Augenblick war er geneigt, ein Complott zu ahnden, das seine Leute vielleicht wider ihn gemacht hätten, um seinen Gespensterunglauben ein wenig in die Enge zu treiben; allein in der nämlichen Minute bat er, in Gedanken, seinen guten treuen Gustav, wegen dieses Argwohns, auch schon wieder um Vergebung. Und wirklich hatte er keine gegründete Ursache, seiner durchaus erprobten, und ihm höchst ergebenen Dienerschaft einen so groben, beleidigenden Betrug zuzutrauen.

Er fühlte indessen, daß er jetzt eine klägliche Rolle vor seinem Diener spielen möchte. Gustav fing an, Mitleiden mit seinem philosophischen Herrn zu haben, und redete ihm zu, sich nur ganz ruhig, und ohne Furcht, wieder zu Bette zu legen, weil der Spanier wirklich keinem Menschen etwas Leides zufüge, ohnehin auch in einer und derselben Nacht nie zweymal zu erscheinen pflege.

Wirklich schien es, als ob dieser Umstand Popen nicht ganz unlieb sey. Er legte sich, voller

Scham über sich selbst und verdrießlich über den ganzen Vorfall, wieder aufs Bette, befahl dem Diener, bey ihm zu bleiben, dachte der Sache noch eine Weile nach, und schlief darüber endlich wieder ein.

Des Morgens beym Erwachen vermißte er seinen Gustav im Zimmer, ungeachtet er ihm befohlen hatte, bey ihm zu bleiben. Er klingelte; Gustav erschien außerhalb der Stubenthür und klopfte an, damit ihm sein Herr die inwendig noch immer wohl verriegelte Thür eröffnen möchte.

Pope stutzte gewaltig, da er den Riegel noch so fand, wie er ihn Abends beym Zubettegehen vorgeschoben hatte. Kaum hatte er seinen Diener herein gelassen, so bestürmte er ihn mit einer Menge Fragen, deren keine beantwortet wurde: „Warum hast du, wider meinen Befehl, das Zimmer verlassen? — Wie bist du herausgekommen, da doch die Thür noch von inwendig verriegelt ist? Stehst du etwa in einem verrätherischen Bündnisse mit dem Hexenmeister, dem Spanier?“ u. s. w.

Gustav verstand von dem allen kein Wort, und staunte seinen Herrn mit offenem Munde und großen Augen an. Es währte lange, ehe man

sich einander verstehen lernte. Das Bücherspinde, in welchem er die von dem Spanier verkehrt hingestellten Bücher so ordentlich, wie alle übrigen, stehen sah, brachten ihn zuerst auf die Spur — auf die richtige Vermuthung: daß die ganze Geschichte mit dem Spanier nichts weiter als — die Gaukeleyen eines lebhaften Traumes möchten gewesen seyn. Wirklich bestätigte alles, alles diese Auflösung des großen Räthsels. Gustav war die ganze Nacht nicht aus seinem Bette gekommen, hatte seinen Herrn um Mitternacht weder gesehen noch gesprochen, und er, für seine Person, wußte so wenig, als das übrige Hausgesinde, nur das allermindeste von einem spukenden Spanier, der sich im Hause sehen lasse. Wenn er sich auch nicht erboten hätte, die Wahrheit dieser seiner Aussage mit einem förmlichen Eide zu erhärten, so würde schon seine längst erprüfte Ehrlichkeit und Treue Popen vollkommen überzeugt haben, daß dießmal bloß seine lebhafte Einbildungskraft im Traume ihn so irre geleitet, und zum besten gehabt habe.

Ich enthalte mich, meinen Lesern vorzugreifen, und einige höchst lehrreiche Folgerungen aus dieser merkwürdigen Gespenstergeschichte herzuleiten. Wer sehen kann und will, dem springen sie

von selbst in die Augen. Nur dieß bemerke ich schließend noch: Gesetzt auch, es hätten sich nicht unverkennbare, völlig überzeugende Spuren gefunden, welche die Wirklichkeit eines bloßen Phantasienspiels außer allen Zweifel setzten; so würde sich Pope doch sehr übereilt haben, wenn er dann eine Erscheinung, die durch verriegelte Thüren dringe, für wirklich übernatürlich hätte halten wollen. Es kann einigen meiner Leser nicht unbekannt seyn, daß es pflichtvergessene Schlösser giebt, welche für einen, innerhalb eines Schlosses angebrachten, mit einem Häkchen versehenen Riegel, eigene Riegelschlüssel verfertigen, mittelst welcher man den inwendigen Riegel auch auswärts nach Belieben vor- und wieder zurückschieben kann.

Zweyte Erzählung.

Von einer unleugbaren Ahndung, welche zu Charlottenburg von vielen Menschen gehöret worden ist. *)

(II. 2. B. und C. — I. 3. B.)

Der verstorbene Bürger und Chirurgus Vierthaler zu Charlottenburg bey Berlin bewohnte daselbst, während des siebenjährigen Krieges, ein Haus in der Schloßstraße, welches damals allgemein in dem Rufe stand, daß es außerordentlich darin spuke. Nicht Einmal, sondern sehr oft hörten seine erwachsenen und unerwachsenen Kinder, in dem gewöhnlich verschlossenen Zimmer über der Wohnstube, ein Poltern und männliche Fußtritte. Anfangs pflegte man, gewöhnlich auf frischer That, alles zu durchsuchen, in der Ver-

*) Nach der mündlichen Mittheilung der Demoiselle Vierthaler zu Berlin.

muthung, daß man aus Versehen vielleicht eine Katze oder einen Hund auf dem Zimmer eingesperrt habe. Allein man fand nicht nur deren keines, sondern konnte auch keine andere Ursache von dem deutlich vernommenen, und oft wiederkehrenden Geräusche entdecken. Selbst von Ratzen und Mäusen zeigten die auf dem Zimmer verschlossenen Eßwaaren nicht die mindeste Spur.

Die bisher dreisten Kinder der Familie wurden nun bange und graulich, und das schöne Julchen — eine der ältern Töchter des Hauses — fing an, zu glauben, daß ihr verlobter Bräutigam — der damalige Preußische Feldjäger Mertens — auf dem Kriegsschauplatze jedesmal lebhaft an sie denke, so oft sie die räthselhaften Fußtritte über sich höre. Sie hielt also das Geräusch für eine sogenannte Ahndung, und sah es bald gar nicht ungerne, daß sie, außer den Briefen, welche sie mit ihrem Geliebten wechselte, sich auch noch auf eine andere Art gewissermaßen mit ihm unterhalten könne.

Auffallend war es, daß es in diesem Hause, ganz wider die Gewohnheit der Gespenster, nur bey Tage und des Abends umging. Zur Nachtzeit hingegen ließ sich der Spuk niemals hören. Das gute Julchen und die übrigen Kinder

des Hauses waren darüber sehr froh; denn sie schlossen in ihrer Unschuld daraus, daß der Polterer wenigstens kein schwarzes Nachtgespenst seyn könne.

Dem Hausherrn Viertháler war es indessen sehr unangenehm, zu erfahren, daß es in seinem Hause umgehe, und daß nicht nur seine Kinder, sondern auch die zuweilen herzugerufenen Nachbarsleute, das Gespenst gehört zu haben versicherten. Er war ein verständiger Mann, und wußte wohl, daß hinter allen Spukgeschichten entweder Selbstbetrug, oder absichtliche Täuschung anderer Menschen, verborgen zu seyn pflegt. Daher sagte er oft zu seinen Kindern: „Es ist sonderbar, daß sich der Polterer immer nur dann hören läßt, wenn ich in meinen Amtsgeschäften außer dem Hause bin; möcht' ich doch auch einmal so glücklich seyn, die Fußtritte des Ungebetenen über mir zu hören, ich wollte gewiß bald hinter das Geheimniß kommen."

Wenige Tage darauf wurde dieser sein sehnlicher Wunsch erfüllt. Er hörte über sich die unverkennbarsten Fußtritte eines auf- und abgehenden Mannes, und griff in dem nämlichen Augenblicke mit der einen Hand nach dem Schlüssel zur Spukstube, und mit der andern nach seiner Hetzpeitsche.

So

So eilte er nun die Treppe hinauf, eröffnete die verschlossene Stube, die zwar auch eine Kammer, aber nur diesen einzigen Zugang hatte, durchsuchte alles, und fand — Niemanden. Er stutzte, und seine Kinder, die ihn begleiteten, sahen ihn forschend an, und meinten, daß nun auch ihr ungläubiger Vater von der Wirklichkeit der Ahndung, und dem Daseyn des Spukes, überzeugt worden sey.

„Nein, liebe Kinder! — sagte er — der Spuk hat mich bloß davon überzeugt, daß er seine Täuschungen viel klüger bewerkstelliget, als ich's darnach angefangen habe, den Betrüger mit einer Tracht derber Peitschenhiebe für seine Bemühungen zu belohnen. Hätte ich den Christian — dieß war sein ältester Sohn, der als Barbiergeselle bey ihm in Diensten stand — hätte ich den muthwilligen Christian nicht so eben, mit dem Barbierzeuge unter dem Arme, zum Hause hinausgehen sehen: so würde ich glauben, dem jucke der Buckel. Aber ich hoffe, des Polterns soll bald ein Ende werden. Hohlt mir einmal gleich ein brennendes Licht, Siegellack und Petschaft herauf!"

Das leichtfertige kleine Suschen — seine damals zehnjährige Tochter, und die einzige, welche sich, nebst Christian, unter allen

Geschwisterung gar nicht vor dem Gespenste fürchtete — sprang die Treppe hinab, und kam im Hurra mit dem Verlangten wieder. Der ernsthafte Vater versiegelte nun inwendig die sämmtlichen Fenster der Stube und Kammer, und dann auswärts auch die zuvor verschlossene Thür.

„Nun will ich doch sehen — sagte er darauf — ob das Gespenst auch durch das Schlüsselloch in die Stube kommen, und mich noch ferner um besten haben wird.

Es vergingen wohl vier Wochen, ohne daß man das Geringste wieder von dem Polterer hörte; und Vater Vierthaler glaubte schon, über das Gespenst den Sieg davon getragen, und seine Kinder von der Thorheit des Gespensterglaubens überzeugt zu haben. Allein eines Tages, als der damalige Prediger des Orts zum freundschaftlichen Besuche da war, wurden Alle plötzlich abermals aufgeschreckt. Nicht nur die sämmtlichen Kinder, von denen dießmal auch der in Verdacht gerathene Christian nicht fehlte, sondern auch der Prediger, und Herr Vierthaler selbst, glaubten wieder, die räthselhaften Fußtritte auf dem Spukzimmer zu hören. Zwar war es dießmal, und nachher immer, als ob der Polterer absichtlich lei-

ser zutrete, wie sonst: aber genug, sie alle hörten das Tappen, in völlig gleichen Zwischenräumen der Zeit, so ganz deutlich, daß Niemand von ihnen die Wirklichkeit des vernommenen Geräusches in Zweifel zu ziehen wagte.

Die ganze Familie, sammt dem Prediger, schritt nun zur genauesten Untersuchung. Man fand die versiegelte Thür völlig unverletzt, eröffnete sie, durchsuchte Alles, und fand abermals, weder in der Stube noch in der Kammer, irgend etwas Lebendiges. Vater Viertha-ler ging nun erwartungsvoll nach den Fenstern, weil er gewiß glaubte, Eins davon gewaltsam eröffnet zu finden. Allein er fand zu seinem Erstaunen, sie alle wohl verschlossen, und die Siegel, welche er vor vier Wochen darauf gedrückt hatte, noch ganz unbeschädigt. Er stutzte, und alle sahen einander mit großen Augen an. Selbst Christian, der bisher immer leichtfertig gelächelt hatte, so oft man sich den Kopf über das Poltern zerbrach — selbst Christian ward nun mit einem male sehr ernsthaft, und gestand, daß auch ihn anfange zu grauen. Sein Vater, der es nicht leiden konnte, wenn sich seine Kinder fürchteten, nannte ihn deshalb zwar einen erwachsenen dummen Jungen: allein Christian

schien nur nicht sagen zu dürfen, warum gerade Er am mehresten Ursache habe, sich vor dem Gespenste zu fürchten, welches selbst bey versiegelten Thüren und Fenstern sein Wesen noch treiben könne. Auch sagte er eines Tages ganz im Vertrauen zu Schwester Suschen: „Ich habe bisher immer nicht recht verstanden, was das Sprichwort sagen will; man solle den Teufel nicht citiren, denn der komme wohl ungerufen — aber nun verstehe ichs leider.“

Die Schwester lächelte über dieß Bekenntniß ihres erwachsenen Bruders; und es war dem kleinen Suschen ungemein schmeichelhaft, außer dem Vater, nun die Einzige im ganzen Hause zu seyn, welche nicht im geringsten furchtsam oder graulich wurde, ungeachtet das Gespenst in der zuletzt beschriebenen Art, jahrelang sein leises Unwesen so forttrieb. Vorurtheillose Männer untersuchten nicht Ein- sondern unzählige mal, woher die vernommenen Fußtritte kommen möchten: aber jedesmal vergeblich. Zwar hat man im Vierthalerschen Hause niemals etwas Gespenstartiges gesehen; zwar hörte man, seitdem die Spukstube versiegelt worden war, auch das anfänglich laute Poltern nicht mehr, sondern nur die leisen Fußtritte eines Gehenden; aber diese

wurden nun auch so oft vernommen, daß sich nach Jahr und Tag fast Niemand mehr die doch immer vergebliche Mühe nahm, die in den ordentlichen Kräften der Natur gegründete verborgene Ursache dieser Tritte auszuspüren. Wie man sich an Alles zu gewöhnen pflegt, wenn es seyn muß, so horchten auch bald die Kinder des Hauses nicht mehr ängstlich auf die fast täglich vernommene Ahndung. Ja das liebende Julchen freute sich zuletzt sogar über dieß Ahnden, weil es in demselben die Zeichen der lebhaften Erinnerung ihres theuern Mertens an sie, wahrzunehmen glaubte.

Gegen das Ende des siebenjährigen Krieges erhielt die Verlobte die erfreuliche Nachricht von ihrem Geliebten aus Schlesien, daß er nun endlich eine Oberförsterstelle bekommen habe, und hoffe, bald zu Charlottenburg eintreffen zu können, um dann seine Verbindung mit ihr, durch die Hand des Geistlichen, vollziehen zu lassen.

Jetzt hörte man die angenehmen Ahndungen auf der Spukstube häufiger, als jemals. Aber kaum waren drey Wochen vergangen; so lief für Julchen die schreckliche Bothschaft ein, daß Mertens plötzlich erkranket sey, und gefährlich darnieder liege. Wenige Posttage darauf ward dem Vierthalerschen Hause der Tod des Oberförster

Mertens angezeigt. Das arme Julchen war untröstlich, welkte wie eine Herbstblume dahin, und starb, vor Gram und Schmerz, an der Auszehrung.

Aeußerst merkwürdig schien es allen, daß das Gespenst zu eben der Zeit plötzlich und auf immer verschwand, wo die Trauerpost von der Krankheit des Oberförsters hier einlief. Denn niemals hat man, von der Zeit an, wieder jene räthselhaften Fußtritte über sich, auf der Spukstube, gehört. Aber auch niemals hat bis jetzt irgend jemand zu Charlottenburg in Erfahrung gebracht, welche geheimnißvolle Bewandniß es mit diesem Spuke gehabt habe.

Mich, den Erzähler, machte ein glückliches Ungefähr zum Vertrauten dieses Geheimnisses. Mit Vergnügen theile ich es dem Publikum mit, da Mamsell Suschen, fast die Einzige, welche von der beynahe ganz ausgestorbenen Vierthalerschen Familie noch übrig ist, und jetzt zu Berlin lebt, die menschenfreundliche Güte gehabt hat, mir zu erlauben, zur Minderung des Glaubens an Hirngespinste, öffentlich Gebrauch davon zu machen.

„Ich war ein kleines munteres Wesen — erzählte mir Suschen — als sich meine ältere Schwester mit dem damaligen Feldjäger Mer-

tens verlobte, der bald darauf in Dienstgeschäften nach Schlesien ging. Einst sagte sie halb scherzend, sie habe oben ein Geräusch gehört, und glaube, das sey eine Ahndung von ihrem Mertens gewesen. Unser Bruder, der lose Christian, der das hörte, mochte denken: „Wenn du gerne spukende Ahndungen höreſt, die Freude will ich dir wohl machen.“ So ging er dann zuweilen, mit dem Barbierzeuge unter dem Arme, vorne zum Hause hinaus, und, um von uns Mädchen bemerkt zu werden, absichtlich vor der Stube vorbey, in welcher wir gewöhnlich mit unserm Strick- und Nähzeuge an den Fenstern saßen. Aber anstatt die Barbierkunden aufzusuchen, und seines Amts zu warten, schlich er sich unvermerkt durch eine Hinterthür wieder auf den väterlichen Hof, und stieg, mittelst einer Leiter, durch ein offenes Fenster, in die Kammer, welche zur Spukstube gehört. Da pflegte er dann im Namen des Feldjägers zu poltern, und einmal stark auf- und abzugehen. Unterdessen die Schwestern hinaufgingen, um zu sehen, wer da oben sey, stieg er geschwind wieder zum Fenster hinaus, drückte das Fenster heran, legte die Leiter wieder an den gehörigen Ort, entfernte sich durch die nämliche Hinterthür, und ging seinen Geschäften nach. Kam

er endlich wieder zu Hause, so erzählte man ihm von erfreulichen Abendungen. Der Bruder lachte oft laut auf, aber Julchen verstand das so, als ob er nicht glaube, daß es am hellen Tage im Hause gespukt habe, und rief uns Schwestern zu Zeugen auf. Wir mußten dann freylich der Wahrheit gemäß, ihre Aussage bestätigen."

Da wir indessen nicht von der Liebe verblendet waren, wie Julchen, so merkten wir bald, daß der schlaue Christian dahinter stecken müsse; und ob wir ihn gleich nicht auf der That ertappen konnten, so verrieth er sich doch bey uns durch sein Lachen. Dem Vater, der sehr strenge war, durften wir unsere Vermuthungen nicht mittheilen, weil wir uns doch irren konnten, und dann dem Bruder eine derbe Tracht unverdienter Schläge würden zugezogen haben. Die Schwester wollten wir auch nicht gerne in der süßen Träumerey von der vermeintlichen Seelen-Correspondenz ihres Geliebten irre machen: denn wir alle liebten sie sehr, und gönnten ihr gerne ein Vergnügen, welches ich damals noch für ganz schuldlos und unschädlich hielt."

„Als der Vater nachher die Spukgeschichte selbst einmal ernstlich untersuchte, und mit der Hetzpeitsche so eilfertig die Treppe hinauf lief, da

schlich ich indessen auf den Hof, um auf Entdeckungen auszugehen. Wie gedacht, so geschehen! Christian kam in größester Eile die Leiter herab, und bat mich himmelhoch, ihn dem Vater nicht zu verrathen; dieß sollte auch das letztemal gewesen seyn, daß er den Feldjäger gespielt habe. — Ich versprachs ihm in die Hand, und hielt treulich Wort.

„Darauf ging ich vergnügt auf die Spukstube, wo alles beschäftigt war, das Gespenst zu suchen, hohlte meinem Vater Licht, Siegellack und Pettschaft, und sahe der Versiegelung der Fenster und der Thür zu. Das Spuken in unserm Hause hatte nun plötzlich ganzer vier Wochen lang ein Ende. Wir Mädchen sahen das gar nicht einmal gerne; denn uns währte nun wieder die Zeit lang. So lange Christian spukte, hatten wir von Zeit zu Zeit neugierige Leute bey uns, die verwunderungsvoll die Mäuler aufsperrten, wenn sich über uns etwas ahndete. Uns machte das tausend Spaß und Zerstreuungen, wenn sich Vornehme und Geringe von dem Bruder auf der Nase spielen ließen; und ich insbesondere fand mich sehr geschmeichelt, wenn ich als zehnjähriges Kind glauben mußte, die ganze Betrügerey zu durchschauen

schauen und richtiger zu beurtheilen, als die erwachsenen, abergläubigen Leute."

„Diese kleine, und, wie ich glaube, einem Kinde leicht zu verzeihende Eitelkeit, verführte mich, ernstlich darauf zu denken, wie ich jene Spielerey mit der Ahndung, — dieß so vortreffliche Mittel wider die Langeweile — auf irgend eine Art fortsetzen könne; ohne jedoch den Gefahren der Hetzpeitsche ausgesetzt zu seyn. Ich machte zu dem Ende Versuche verschiedener Art, die aber alle entweder zu umständlich, oder zu gefährlich für mich waren."

„Endlich entdeckte ich eine eigenes Talent in meiner großen Zehe. Ich habe nämlich, besonders am rechten Fuße, eine ganz ungewöhnliche Gelenkigkeit in dieser Zehe, so, daß ich sie durch sich selbst nicht nur in die Höhe heben, sondern auch willkührlich nach allen Seitenrichtungen hin bewegen kann. Wenn ich nun, in Abwesenheit des Vaters, mit meinen Schwestern am Nähtische saß, und den Feldjäger auf der Spukstube hin- und hergehen lassen wollte: so machte ich vor allen Dingen den rechten Fuß durch Röcke und Schürze unsichtbar, legte dann die große Zehe auf ihren nächsten Nachbar, ließ sie von demselben hinabglitschen, und mit einer gewissen Heftig-

keit gegen den Fußboden schnellen. Dieß wiederhohlte ich in gleichen Zwischenräumen der Zeit, ungefähr so geschwind, als die Fußtritte auf einander zu folgen pflegen, wenn man langsam hin und her geht. Ich war dann immer die Erste, welche die hohe Aehnlichkeit dieser dumpfen Töne mit den leisen Fußtritten eines Gespensts über uns, herausstrich, ob ich gleich bis diese Stunde noch kein Gespenst habe gehen gehört, sintemal jedes Gespenst ein Geist seyn soll, und ein Geist mit Füßen ein pudelnärrisches Ding seyn müßte."

„Als Kind fing ich übrigens meine Sache listig genug an. Im Hause trug ich fast beständig Pantoffeln, die ich leicht ausziehen konnte, wenn ich spuken wollte. Anfangs schnitt ich mir ein Loch vorne in den Strumpf, so, daß die große Zehe und ihr Nachbar fast entblößt waren. Nachher strickte ich mir vorne den Strumpf so weit, daß das Loch nicht mehr nöthig war. Auch hatte ich gleich im Anfange nicht so viel Kraft in der Zehe, um sie so stark, wie es nöthig war, von der benachbarten Zehe gegen den Fußboden schnellen zu lassen; aber durch das beständige Ueben erlangte ich sie bald. So lange indessen in der Uebungszeit die vermeintlichen Fußtritte des Gespensts noch gar zu leise, und kaum hörbar waren, widersprach ich de-

nen, die etwas zu hören glaubten. Ich that das, um die Aufmerksamkeit der Gegenwärtigen von meinen Uebungen abzulenken. In der Folge aber sah ich selbst fleißig, horchend, nach der Bodendecke hinauf, und das schon gefaßte Vorurtheil wider die Spukstube kam mir wohl zu statten. Ich hatte meine innige Freude daran, wenn meine Schwestern nicht nur, sondern auch alle Fremden, die uns besuchten, durch mich verführt, ebenfalls einen langen Hals machten, und aufmerksam horchend, den Ursprung des Tones o b e n an der Bodendecke zu finden glaubten, den sie u n t e r meinen Füßen hätten aufsuchen sollen."

„Wie ist es möglich, dacht' ich muthwilliges Kind zuweilen bey mir selbst, daß sich so viele erwachsene Menschen von mir, einem so jungen Mädchen, auf der Nase spielen lassen! — Wie können doch Leute, die so klug und beherzt seyn wollen, vor einer großen Zehe zusammenschaudern, und vor diesem Nichts sich fürchten!"

„Wie ich, nach mehrern Jahren, endlich der Spielerey überdrüßig geworden war, legte ichs zuweilen recht darauf an, daß der Spaß seine Endschaft erreichen möchte. Ich steckte die Fußspitze unter der Schürze hervor, und ließ so die große Zehe ihr Künstchen ganz sichtbar machen. Aber es

war, als ob man nun einmal mit Blindheit geschlagen wäre. Gerade zu konnte und durfte ich auch Niemanden mit der Nase darauf stoßen. Denn wenn ich gleich, aus kindlicher Liebe und Achtung für meinen Vater, bloß im Anfange einigemal, aber nachher nie wieder in seiner Gegenwart gespukt hatte: so hätte er den so lange fortgesetzten, und so weit getriebenen Spaß mit andern Leuten, doch übel aufnehmen können. Ich mußte daher das Geheimniß wider meinen Willen bey mir behalten."

„Ich entwuchs damals allgemach den Jahren der Kindheit und des Leichtsinns, ward verständiger, und lernte schon einigermaßen die Schädlichkeit solcher spukhaften Täuschungen einsehen. Ja ich fing sogar an, zu wünschen, daß ich nie auf den kindischen Einfall gekommen seyn möchte, jenes Talent meiner großen Zehe zu entwickeln; denn mit Bedauern bemerkte ich, daß ich dadurch gewisse Menschen in ihren Träumereyen von Ahndungen, und in ihrer thörichten Gespensterfurcht, kräftig gestärkt hatte."

„Dazu kam noch, daß plötzlich die traurige Nachricht von der Krankheit und dem Tode des Oberförsters Mertens bey uns einlief. Wir liebten die untröstliche Schwester viel zu zärtlich,

als daß ich von nun an nicht aeflissentlich Alles hätte vermeiden sollen, was ihre Schwermuth nähren, und sie an den Gegenstand ihres tödtlichen Harms erinnern konnte."

Die Erzählerinn sagte mir noch, sie habe die natürlichen Ursachen der Charlottenburgischen Ahndungsspukerey bisher noch Niemanden entdeckt, außer einigen ihrer Freundinnen, die entweder schon todt sind, oder sie doch niemals der Welt bekannt machen werden. Wie leicht hätte auch sie, die einzige Besitzerinn des Geheimnisses, seit dem siebenjährigen Kriege sterben, und die Aufschlüsse jener Geschichte mit sich ins Grab nehmen können! Wer hätte es dann wagen dürfen, jene spukhaften Fußtritte für eine ganz natürliche Sache, für das unschuldige Spielwerk eines Kindes auszugeben, das sich die Langeweile angenehm vertreiben wollte? Alle, denen dieß Kind einst auf der Nase spielte, würden bis an ihr Ende behaupten: „daß ihr Glaube an Ahndungen keineswegs in Leichtgläubigkeit und Einfalt, sondern in jenen selbst erlebten, ernstlich untersuchten und unleugbaren Thatsachen begründet sey." — Thatsachen freylich, aber wollte nur der Himmel, es wäre kein seltenes Ungefähr, wenn wir einmal so glücklich sind, hinter ihren wahren Zusammenhang zu kommen.

Auch wissen allerdings wir armen Menschen noch gar nicht viel, und kennen noch lange nicht alle die wundervollen Kräfte, die für uns bis diese Stunde noch im Schoße der Natur, in der großen Schöpfung unsres Gottes verborgen liegen! Und in einem gewissen Sinne hat Shakespear vollkommen recht, zu sagen: „Es sind noch viele Dinge, noch mancherley Naturkräfte zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsre klugen und gelehrten Herren nichts träumen lassen.“ — Allein, liebe Leserinnen! Lassen Sie uns weder diesem hierin mißgedeuteten Engländer, noch irgend einem dem Irrthume unterworfenen Sterblichen trauen, der uns überreden will, daß der Weltenregierer ein Wunder thun werde, so oft z. B. ein sterbender Freund und Geliebter aus der Ferne lebhaft an seine Geliebten denke. *)

*) Ich bitte bey dieser Gelegenheit meine verehrungswürdigen Leserinnen und Leser, denen etwa ähnliche, noch nie gedruckte Spuk- und Ahndungsgeschichten mit natürlichen Aufschlüssen bekannt seyn möchten, um gütige Mittheilung derselben, unter der Addresse: An den Feldprediger Wagener zu Rathenau in der Churmark Brandenburg. Sie werden so die gute Sache der Menschheit fördern helfen, und mich insbesondere dadurch auf immer zu Ihrem Schuldner machen. Um der Ungläubigen willen aber würde ich es gerne sehen, wenn man die Gewogenheit hätte, mir sowohl die Zeit, zu welcher sich die Geschichte ereignete, als auch die deutlich geschriebenen Namen des Orts und der dabey

Sie aber, meine Herren, die Sie Shakespears Worte bey allen Gelegenheiten im Munde führen, entweder, um Ihrer Blöße schamhaft ein Mäntelchen umzuhängen, oder — was noch zehnmal schlimmer ist — um dadurch jedem Wahnglauben Thür und Thor zu öffnen: auch Sie mögen aus dieser Geschichte lernen, daß allerdings viele Dinge zwischen Himmel und Erde sind, wovon sich unsre Philosophen bisher nichts träumen ließen. Denn wer in aller Welt hätte sichs je träumen lassen, daß sogar in unserer großen Zehe noch unentwickelte Talente liegen! —

interessirten Personen, mit einzusenden. Doch werde ich — wenn es in gewissen Fällen ausdrücklich verlangt werden sollte — so, wie es bey der sechsten Erzählung dieses ersten Bandes schon geschehen ist, nur die Anfangsbuchstaben mit abdrucken lassen, und dankbar die gewissenhafteste Verschwiegenheit beobachten.

Der Erzähler.

Dritte Erzählung.

Von einem sprechenden, und doch unsichtbaren Gespenste zu St. Germain, welches sogar einem Doctor der Sorbonne auf der Nase spielte.*)

(II. 2. C. — I. 3. B.)

Der Abbee de la Chapelle, Doctor der Sorbonne, hatte zu St. Germain en Layes einen Bruder, der ihm einmal beyläufig schrieb, wie in der Wohnung seines guten Freundes und Nachbars, des Gewürzhändlers St. Gilles, nun schon seit langer Zeit ein Kobold umher spuke, und sein schauderliches Wesen treibe; zwar thue er — wie es in dem Briefe hieß — Niemanden geradezu etwas zu Leide: aber er erschrecke doch durch seine dumpfen Töne und bedeutungsvollen Reden einen

*) Man vergleiche den Gothaischen Taschenkalender von 1774 mit einer Anmerkung des Herrn Predigers Schwager zu Jöllenbeck, in dessen neuer Uebersetzung von D. Beckers bezauberten Welt. Leipzig 1781.

Jeden, den die Neugierde in dieß Haus führe. Auch sey keineswegs, wie man anfangs vermuthet habe, irgend ein Menschenbetrug dahinter verborgen; denn schon sehr viele, und zum Theil Männer mit scharfem Beobachtungsgeiste, hätten alle ihre Entschlossenheit und Klugheit aufgeboten, hinter den wahren natürlichen Zusammenhang der Sache zu kommen; aber immer vergebens! Auch sogar die katholischen Geistlichen des Orts und der benachbarten Gegend hätten das Ihrige nicht verabsäumet, und sich dem spukenden Schwätzer dreist in den Weg gestellt, um ihn durch ihre geweihten Wasser, Ave Maria's und Beschwörungsformeln aus dem Hause zu vertreiben; allein das Gespenst habe sich mit einigen witzigen Einfällen über die großen Anstalten zu seiner Verbannung lustig gemacht, und seiner ohnmächtigen Gegner gespottet. So sey nun ein Jeder, der Freigeist sowohl wie der Rechtgläubige, in keine geringe Verlegenheit gerathen, und Niemand wisse mehr, was man von diesem sonderbaren Schwätzer denken solle."

Der Doctor, der für das Uebernatürliche in dergleichen Begebenheiten eben keinen Sinn hatte, beschloß nach dem Lesen dieses Briefs, zu seinem Bruder nach St Germain zu reisen, um in eige-

ner Person dem versteckten Gaukler auf die Zähne zu fühlen. Er setzte als ausgemacht voraus, daß irgend eine Täuschung dabey obwalten müsse; und war eigenliebig genug, zu glauben, daß ihm, bey seiner Aufmerksamkeit und Lebensphilosophie, der Betrug nicht verborgen bleiben solle.

Kaum war er in St. Germain ganz unerwartet angekommen, und im Hause seines Bruders abgetreten, so eilte er zum Nachbar in die Behausung des Spukes, durchlief mit forschenden Blicken das ganze Haus, und untersuchte Thüren und Fenster. St. Gilles, der Hausherr, half ihm bey diesem Geschäfte. Auf einmal hörte der Doctor eine dumpfe Stimme, die zu ihm sagte: „Was suchen Sie hier, Herr Doctor? Ihre Gegenwart ist zu Paris nothwendiger; Sie haben daselbst die Bekehrung einer schönen Sächsinn angefangen, und laufen Gefahr, daß sie Ihnen wieder entwischt.“

„Diese Stimme kam ganz von oben herab — sagte der erröthende Doctor nach einer kleinen Pause — lassen Sie uns hinaufsteigen. Es scheint, der Kobold entferne sich, je mehr man sich ihm nähert.“

Als sie in dem zweyten Stockwerk angelangt waren, von welchem die Stimme herabzukommen

schien, fragte der Doctor den Geist: „Wer hat dich hierher gebannet?“

„Das geht Sie nichts an — erwiederte die Stimme, wie vom Dache des Hauses herab — aber Sie, Herr Doctor! wer hat Sie hierher gesandt? Anmaßungen sind noch keine Berechtigungen, und Vertrauen in sich selbst ist noch keine Stärke.“

Der Doctor, dem diese Abfertigung des Unsichtbaren ganz unerwartet kam, wollte nun List gebrauchen, und fragte, indem er seine Hände verschlossen ausstreckte: „Wenn du wirklich ein Geist bist, so sage mir, was hab' ich in meinen Händen?“

Der Geist gab ohne Verzug die eben so beißende als treffende Antwort: „In der rechten eine Portugiesische, in der linken eine Spanische Münze. Sie haben sogar eine dritte auf ihrem Kamin zu Paris zurück gelassen, womit Sie hofften, mich eher in die Enge zu treiben.“

Wirklich hatte der Doctor nichts in seinen Händen; mithin mußte er sich getroffen fühlen, da er sich mit seiner verfänglichen Frage allerdings den Großinquisitoren Portugalls und Spaniens gleich stellte. Auch mochte der Geist so ganz Unrecht nicht haben, den Herrn Doctor zu beschuldigen, als ließe sichs bey der, auf dem Kamin der Studier-

stube zu Paris, zurückgelassenen Tobackspfeife über die Richtigkeit eines Kobolds leichter vernünfteln, als letztern an Ort und Stelle entdecken, und zur Schau aufstellen.

Der Doctor suchte indessen seine Verlegenheit zu verbergen, so gut er konnte, und sagte: „Es scheint, als ob dieser Geist sich vor mir fürchte, denn er spricht mit mir nicht anders, als aus der Ferne."

„Kommen Sie näher — antwortete eine Stimme von dem obersten Boden herab — ich erwarte Sie mit unverwandtem Fuße." —

Der Doctor, der ehrenhalber die Einladung annehmen mußte, begann langsam eine halb verfaulte Treppe hinauf zu steigen. Aber, o weh! die morsche Treppe zerbrach unter seinem Fußtritte. Der arme Geisterbestürmer fiel zu Boden. Dieß und das Getöse der einstürzenden Treppe vermehrte sein Herzklopfen nicht wenig. Der schlaue Kobold nahm diesen Zeitpunkt wahr, und verkündigte ihm mit fürchterlicher Stimme, daß er ihn erwürgen würde.

Jetzt kroch der geängstete Doctor zu Kreutze; er bat flehentlich um Schonung seines Lebens, und betheuerte heilig, daß er alle die Kobolde in Frieden ließe, die er nicht austreiben könne.

„Es ist mir lieb — sagte die unbekannte

Stimme — Sie auf beſſere Gedanken kommen zu ſehen. Gehen Sie, aber laſſen Sie ſich künftig nicht wieder mit Geſchöpfen ein, wie wir ſind, und vergeſſen Sie niemals, daß die Beſcheidenheit weit ſicherer iſt, als die Vermeſſenheit.“

Zitternd am ganzen Leibe eilte der Doctor in das untere Stockwerk hinab, und wollte weder in dieſem verrufenen Hauſe, noch in deſſen Nachbarſchaft länger verweilen. Er verſicherte, daß er gleich an dem nämlichen Tage zu ſeinen Amtsbrüdern, den Herren der Sorbonne, zurückkehren werde, um förmlichſt über dieſes große Räthſel zu berathſchlagen.

Um ihm indeſſen dieſe wahrſcheinlich vergebliche Mühe zu erſparen, trat ihm Herr St. Gilles, der ihm bis an der zerbrochenen Treppe nicht von der Seite gewichen war, lächelnd in den Weg, und — gab ſich ſelbſt, als den vermeinten Geiſt, zu erkennen. „Ich verſtehe mich — ſagte er — auf die bis jetzt nur wenig bekannte Kunſt des Bauchredens, und alle die räthſelhaften Töne, die Ihnen von oben herabzukommen ſchienen, kamen nirgends anders her, als aus dem Innern meiner Bruſt.“

Der Doctor machte ein paar große Augen bey dieſem belehrenden Geſtändniſſe. Ihm fiel bey der

wiederhohlten, ihm höchst willkommenen Versicherung ein schwerer Stein vom Herzen. Allein es kostete ihn anfangs nicht wenig Mühe, ihr Glauben beyzumessen. St. Gilles hatte Mitleiden mit dem eben so verlegenen, als beschämten Ungläubigen, und gab ihm auf der Stelle die unwidersprechlichsten Beweise von der Wahrheit seiner Behauptungen.

Ueberhaupt soll die Bauchrednerey keine so schwere Sache seyn, als man glauben möchte; und sie erfordert bloß eine eigenthümliche Beschaffenheit der Zunge und des Schlundes. Jeder auf die erforderliche Art gebildete Mensch würde das Bauchreden erlernen, wenn er den gehörigen Willen mit anhaltender Uebung verbinden wollte. Sind die Bauchredner selten, so rührt es lediglich daher, weil man sich nicht ohne besondere Veranlassung auf diese brodlose Kunst legt; vielleicht auch, weil man nicht weiß, daß in seinen Sprachorganen dieß unentwickelte Talent verborgen liegt. St. Gilles wenigstens versicherte, daß es ihn nicht mehr, als eine Uebung von acht Tagen gekostet habe, um ein vollkommner Bauchredner zu werden.

St. Gilles hatte diese Kunst von einem andern Bauchredner auf Martinique, mit welchem er daselbst in Freundschaft lebte, erlernt. Er

bewegte, wenn er sprach, die Lippen nicht im geringsten, und, dem Scheine nach, auch die Zunge nicht. Die Stimme schien den Anwesenden bald aus der Erde, bald von oben herab, und aus der Ferne, herzukommen.

Der Abbee de la Chapelle las über die Erscheinung, welche er zu St. Germain gehabt hatte, in der Academie der Wissenschaften zu Paris eine Abhandlung vor, und diese trug ihren beyden Mitgliedern Fouchy und le Roi das Geschäft auf, die Sache nochmals an Ort und Stelle förmlich zu untersuchen. Sie stellten diese Untersuchung im August 1777 an, und hörten solche Wunder, daß sie nicht weniger überrascht, als überzeugt wurden.

Wie oft mögen ausstudierte Gaukler so die Biegsamkeit der menschlichen Sprachwerkzeuge, zur Betörung der Einfalt, gemißbraucht haben, und vielleicht noch mißbrauchen!! —

Vierte Erzählung.

Etwas von Sonntagskindern, und von einem mit Erbsen vertriebenen Poltergeiste. *)

(III. 2. B.)

Man will bemerkt haben, daß die Gespenster, in Absicht ihrer Macht, gar sehr von einander verschieden sind, so daß man sie, nach ihrer besondern Natur und Beschaffenheit, in mehrere Klassen theilen könnte. Da giebt es z. B. Einige, deren Natur vielleicht alles, nur das nicht ertragen kann, wenn man ihnen in's Angesicht leuchtet, und sie in der Nähe betrachtet. Andre treiben ihr Unwesen bloß vor weiblichen Personen, desgleichen vor kleinen und großen, das heißt, vor eigentlichen und uneigentlichen Kindern. Noch andre verschwinden plötzlich, und auf immer,

*) Nach der Erzählung der Frau Landdrostinn von Windheim auf und zu Wilsleben.

so bald ihnen ein beherztes und verschlagenes Sonntagskind, d. h. ein Mann in den Weg tritt, der das Glück gehabt hat, an einem Sonnage gebohren, und ohne grobe Vorurtheile erzogen zu werden.

Zu dieser letzten Klasse von Gespenstern schien auch dasjenige zu gehören, welches sich eine Zeit lang auf dem Kornboden des jetzigen von Windheimschen Landguts zu Wilsleben im Fürstenthume Halberstadt, hören ließ. Zu der Zeit nämlich, als Herr Hauptmann von Koch dieses Gut noch besaß, wurde das Hausgesinde Nachts zuweilen durch ein spukhaftes Geräusch beunruhigt. Man hörte unter und neben dem Kornboden allerley Töne, deren Ursprung man sich nicht natürlich zu erklären wußte. War man unter dem Boden, so schien es, als ob das Gespenst oben mit einer sogenannten Kumpkarre hin und her fahre. Ging man hinauf, um zu sehen, wer da in der Nacht mit einer Karre fahre, so hörte man das Geräusch selbst noch auf der Kornboden-Treppe sehr vernehmlich, und oft sogar deutlicher, als vorhin. Untersuchte man hierauf die Kornbodenthür selbst, so fand man sie, wie sichs gehörte, gut verriegelt und verschlossen. Schloß man sie auf, um zu sehen, ob etwa jemand darauf eingesperrt sey, so

fand man weder einen Menschen, noch Hund oder Katze. Auch konnte kein menschlicher Betrüger entsprungen seyn; denn man fand ja alles verschlossen, und nirgend eine Oeffnung, durch welche er hätte entwischen können. Dieser Umstand setzte auch diejenigen in keine geringe Verlegenheit, welche anfangs diese Spukerey für den Hokuspokus eines verschmitzten Korndiebes hielten. Zwar bemerkte man allerdings hier und da eine kleine Veränderung an den wohlgezeichneten Kornhaufen; allein ein Korndieb konnte doch unmöglich durch ein Mauseloch entwischen! — —

In einer bloßen Einbildung einiger Furchtsamen, bestand nun die Sache wohl nicht. Und doch blieb sie, nach wie vor, in so fern räthselhaft, als man bis diese Stunde noch nicht hinter ihren wahren Zusammenhang hat kommen können. Da das Gut damals bereits verkauft war, so mochte Herr Hauptmann von Koch, der das abergläubige Geschwätz gemeiner Leute verachtete, es um so weniger der Mühe werth finden, der ursprünglichen Quelle des spukhaften Polterns mit der höchstmöglichen Genauigkeit nachspüren zu lassen. Vielmehr überließ er es dem Käufer — der von Windheimschen Familie — sich den lästigen Polterer, im Fall ihr daran gelegen seyn sollte, so gut

als möglich vom Halse zu schaffen. Herr Landdrost von Windheim, und dessen Oekonomieverwalter, Herr Germar, waren auch viel zu ausgelernte Wirthe, und viel zu helle Köpfe, als daß sie sich von kornlüsternen Gauklern länger hätten sollen zum Besten haben lassen. Vielmehr dachten sie ernstlich darauf, wie man dem allerdings räthselhaften Poltern auf dem Kornboden bald, und wenn möglich, auf immer, ein Ende machen könnte.

Besonders angelegen ließ sichs Herr Germar seyn, ein Mittel dazu zu ersinnen. Allerdings war er auch am mehrsten dabey interessirt, indem er, als Verwalter, seinem Herrn, der in eigener Person noch nicht angezogen war, für die sämmtlichen Kornvorräthe bürgen mußte. Er ließ daher bald nachdem Herr Landdrost von Windheim das Gut in Besitz genommen hatte, das sämmtliche Gesinde, und die übrigen zum Gute gehörigen Tagelöhner zu Wilsleben, vor sich kommen, und hielt folgende Anrede an die Versammlung:

„Man sagt mir von einem Poltergeiste, der sich selbst bey fest verschlossenen Thüren auf dem hiesigen Kornboden nächtlich hören lasse. Ich bewundre die Einfalt und Dummheit, womit Ihr bisher das Poltern eines verschmitzten Korndiebes oder irgend eines andern Gauklers, für die Wir-

kungen eines spukenden Geistes habt halten können. Da ich nun ein großer Feind von dergleichen nächtlichen Beunruhigungen, und zum Glück auch ein sogenanntes Sonntagskind bin, vor welchem die Gespenster, wie Euch bekannt seyn wird, sich auch in der dichten Finsterniß nicht unsichtbar machen können; so hoffe ich, daß mir dergleichen spukhaftes Poltern nie zu Ohren kommen wird. Sollte aber dessen unerachtet das Gespenst Lust bekommen, sich wieder hören zu lassen, so versichere ich, daß ich ihm zu jeder Stunde unerschrocken entgegen gehen werde, um ihn mit einer derben Hetzpeitsche für die Zukunft alle Lust zum Spuken zu benehmen. Sollte mich aber das Gespenst, durch irgend eine gewaltsame Widersetzlichkeit, von der Untersuchung und derben Züchtigung abhalten, oder bey meinem Zuruf, zu stehen, und sich gefangen zu geben, auch nur entfliehen wollen; so erkläre ich hierdurch öffentlich, daß ich ein mit Erbsen scharf geladenes Pistol auf den Poltergeist abdrücken werde. Hiernach hat sich nun ein Jeder zu achten, und vor Schaden zu hüten. Entsteht ein Unglück, indem ich dem Gespenste vielleicht die Augen ausschieße, so bin ich außer Schuld; Ihr alle seyd meine Zeugen, daß ich gehörig gewarnet habe."

Hiermit entließ der Verwalter die Herren und Damen, zu denen er so sprach, und erwartete in Geduld die nächste Ankunft des Polterers. Allein — das Gespenst verschwand bey dieser ernsten Drohung des entschlossenen Sonntagskindes. Man hörte von nun an niemals wieder ein unerklärbares nächtliches Geräusch auf dem Kornboden, und Herr Germar sah sich endlich, um den Schuß nicht einrosten zu lassen, genöthigt, seine Erbsenladung, die selbst im Laufe des Pistols heilsame Wirkung gethan hatte, in die Luft zu verschießen.

Es frägt sich: wer war denn nun jener Poltergeist, hinter dessen Schliche man noch bis diesen Tag so eigentlich nicht gekommen ist? — Höchst wahrscheinlich nichts mehr und nichts weniger, als ein schlauer Korndieb! Auch sollt' ich nicht glauben, daß irgend einer meiner Leser noch einen Augenblick daran zweifeln könnte! Denn ein Geist — und ein Gespenst soll doch ein Geist seyn — wird schwerlich vor einer Hetzpeitsche, und einem scharf geladenen Pistol sich fürchten. —

Wir wollen also zweyerley aus dieser Geschichte lernen:

1) Wenn man auch nicht immer den wahren Zusammenhang zwischen einer natürlichen Ursache,

und einer, dem Anscheine nach, gespenstartigen und spukhaften Begebenheit, zu finden und aufzudecken im Stande ist: so darf man doch daraus noch nicht schließen, daß gar keine natürliche Ursache — kein schlauköpfiger Betrüger, da sey; oder daß alsdann ein wirkliches Gespenst seinen übernatürlichen Unfug daselbst getrieben habe.

2) Wenn Sonntagskinder eine vernünftige Erziehung gehabt haben, nur dann verstehen sie sich auf das Geistersehen, ja ihre Natur ist allen Gespenstern so sehr zuwider, daß diese in der Nähe derselben sogleich, und auf immer verschwinden; wenn hingegen ein Sonntagskind unter allerley groben Vorurtheilen, in Aberglauben und Dummheit aufgewachsen ist — dann freylich gebiert sein Kopf mit fanatischen Wehen geistige Mißgeburten, und erblickt vorzugsweise auch da Gespenster und Unholde, wo in der That keine sind.

Fünfte Erzählung.

Beweis, daß sich wirklich zuweilen Ein Mensch an zwey Orten zugleich sehen lassen kann. *)

(I. 1. und 3. A.)

Zu Magdeburg lebte noch vor wenig Jahren der wohl bekannte Landbaumeister Meineke, der sich auf eine ganz unbezweifelte Art auf die Kunst verstand, sich, so wie er leibt und lebt, an zwey verschiedenen Orten zugleich sehen zu lassen. Ich will, statt mehrerer, nur folgende zwey hierher gehörige Thatsachen von ihm erzählen, welche diese Behauptung auf das überzeugendste beweisen.

Er fuhr einmal mit seinem eben erst in Dienst genommenen Bedienten zur Stadt hinaus, um eine Geschäftsreise nach einem benachbarten Landgute

*) Nach der mündlichen Erzählung des Herrn Predigers Kuhn zu Leopoldsburg.

gute zu machen. Kaum war er aus dem Thore, und außerhalb der Magdeburgischen Festungswerke: so erinnerte er sich, daß er vergessen habe, eins seiner mathematischen Instrumente, welches er in seinem Amtsgeschäfte gebrauchen wollte, mit in den Wagen zu legen. „Halt, Kutscher!“ rief er; und Friedrich — so hieß der neue Bediente — mußte eiligst in die Stadt zurücklaufen, um das Vergessene aus seiner Wohnung zu holen. Er gab ihm den Schlüssel zu dem Zimmer, und beschrieb ihm genau den Ort, wo er das Instrument in demselben finden würde. Diese Genauigkeit schien ihm um so nöthiger, da Friedrich bis jetzt noch nicht in diesem Zimmer gewesen war. Um recht bald wieder zu kommen, beschleunigte dieser seinen Weg nach Hause so sehr er konnte, und nahm alle Richtwege, die zu nehmen waren. Er gelangte unaufgehalten so bald, als möglich, in der Wohnung seines Herrn an, eröffnete das Zimmer, wozu er den Schlüssel bekommen hatte, und trat ein in dasselbe. Aber — hilf Himmel! welch eine wunderbare Erscheinung hatte der arme Friedrich daselbst! — Er sah den nämlichen Landbaumeister Meineke, den er so eben, im Wagen außerhalb der Stadt, zurückgelassen hatte, hier abermals, wie er spukend am Tische saß, und leibhaf-

tig, und mit unverwandten Blicken, in einem Buche las.

Friedrich hatte bey diesem äußerst räthselhaften Anblick einen fürchterlichen Schreck, fuhr rückwärts, und mit einem eiskalten Schauder, wieder zur Thüre hinaus, und wurde von den übrigen Hausleuten in einem Zustande gefunden, welcher an Ohnmacht und Sprachlosigkeit gränzt. Man begriff nicht, was ihm widerfahren seyn müsse, und brachte ihn zu Bette. Es verging wohl eine Stunde, bevor er sich wieder etwas erholte, und man ein verständliches, zusammenhängendes Wort aus ihm heraus bringen konnte.

Dem Landbaumeister vor der Stadt dauerte indessen Zeit und Weile lang, ehe das Vergessene gebracht wurde. Da endlich der Bediente gar nicht wieder kommen wollte, fuhr er, höchst unwillig, in eigener Person in die Stadt, und nach seinem Hause zurück. Auch hatte er allerdings dem langsamen Bedienten, wegen seines ungebührlichen Ausbleibens, einen derben und fühlbaren Verweis zugedacht.

„Wo ist Friedrich?" rief er zu wiederholten malen, da er kaum ins Haus getreten war.

„Ja, Friedrich — bekam er zur Antwort — liegt im Bette; wir fanden ihn halb todt vor der

aufgeschlossenen Stubenthür liegen, und kein Mensch hat bisher aus ihm herausbringen können, was ihm widerfahren seyn muß."

Diese durchaus unerwartete Auskunft besänftigte den ungehaltenen Herrn. Er ging selbst vor Friedrichs Bette, um ihn zu fragen, was ihm zugestoßen sey?

„O Himmel! — rief Friedrich, indem er den Landbaumeister vor seinem Bette erblickte — sind Sie Der, aus der Stube, oder Der, aus dem Wagen?" —

Der Landbaumeister sah, bey dieser ihm nicht gleich verständlichen Frage, und bey den wilden Blicken, die Friedrich auf ihn warf, diejenigen mit verwundrungsvollen Augen an, die ihn nach dem Bette hinbegleitet hatten. „Ich glaube — sagte er — der Kerl hat das Unglück gehabt, verrückt zu werden."

Erst nach langem Hin- und Herfragen klärte sich der obwaltende Irrthum auf. Der Landbaumeister nämlich hatte sich in Lebensgröße in Wachs poussiren lassen, und der Künstler hatte ihn sprechend ähnlich nachgebildet. Dieß Wachsbild, das mit einem Buche in der Hand, und am Tische sitzend, emsig zu lesen schien, war in eben dem Zimmer aufgestellt, aus welchem Friedrich das ver-

gessene Instrument holen sollte, und worin er, wie gesagt, vorher noch nie gewesen war. Auch hatte er überhaupt dergleichen allerdings sehr betrügerische Wachsarbeit noch niemals gesehen. Ihm war daher der Gedanke an eine solche Täuschung gar nicht einmal eingefallen; und er hatte beym Eintritt ins Zimmer, worin die erschreckende Wachspuppe stand, nichts gewisser geglaubt, als daß der leibhaftige Landbaumeister, den er vor dem Thore im Wagen gelassen hatte, sich spukend an zwey verschiedenen Orten zugleich sehen lassen könne. Auch verstärkte natürlich die Erhitzung, in welche er durch das schnelle Laufen gerathen war, die üble Wirkung, die der Schreck auf seinen Körper machte.

Ein anderes mal schützte dieß nämliche Wachsbild seinen Herrn vor einem Diebstahle. Ein nichtswürdiger Herumläufer, der sich in die Häuser einschlich, und seine Geschicklichkeit in Petschaftstechen anpries, um eine Gelegenheit zum Stehlen zu erlauern, kam in dieser Absicht unter andern auch in die Wohnung des Landbaumeisters, der eben auszugehen im Begriff war. Dieser wies ihm sogleich die Wege, und ging indessen selbst zur Stube, und zum Hause hinaus. — Der Dieb hatte bemerkt, daß der Landbaumeister bey dem Ausgehen vergaß, seine Stubenthür zu verschlie-

ßen, und beschloß sogleich, diesen Umstand zu benutzen. Zuvörderst beobachtete er, wohin der Landbaumeister gehen würde, und da er ihn bald um eine Straßenecke hinumbeugen sah, so glaubte er nun ganz sicher in dessen Wohnung zurückkehren, und zur Ausführung seines Diebesplanes schreiten zu dürfen. Er kam glücklich, und — wie er wenigstens glaubte — unbemerkt bis an die unverschlossene Stube. In der Ungewißheit, ob Niemand darin sey, klopfte er erst ein paarmal behutsam an. Es erfolgte zu seiner Freude, kein Herein! und er säumte nun nicht, machte die Thür sachte auf, und trat hinein. Aber, o weh! mit einem fürchterlichen Schrey, und zitternd an allen Gliedern, stürzte er in dem nämlichen Augenblick wieder aus dem spukenden Zimmer zurück, und rennte, wie ein tollgewordner Mensch, die Treppe hinab, um die Hausthür zu suchen, und eiligst zu entfliehen. Einer von den Hausleuten, der Gelegenheit hatte, den Schleicher unvermerkt von Anfang her zu beobachten, stürzte eiligst hinter ihm her, um ihn als einen Dieb festzuhalten. Dieß vermehrte seine Angst vor dem Gespenste, das er in jener Wachspuppe gesehen zu haben vermeinte, außerordentlich. Denn da er nicht das Herz hatte, sich umzusehen, und nicht wußte, daß er beobachtet worden war,

so glaubte er wahrscheinlich, der ihn Verfolgende sey kein anderer, als der spukende Landbaumeister selbst.

Indem trat nun auch der Landbaumeister Nummer Eins wieder in das Haus; dieser hatte, noch gar nicht weit von seiner Wohnung, sich erinnert, daß er vergessen habe, die Stube zu verschließen, und war deshalb wieder umgekehrt. Der Dieb fuhr schaudernd vor ihm zurück, und es ist unbeschreiblich, in welche sichtbare Angst der bloße Anblick der beyden Landbaumeister ihn versetzt hatte. Er zitterte wie ein Espenblatt, sah wild um sich her, als ob seine Blicke den oben in der Stube gesehenen Landbaumeister suchten, und versicherte unter tausend Schwüren, daß er auch nicht einmal eine Stecknadel gestohlen habe.

Jener aus dem Hause, der ihn, während daß er auf Dieberey ausging, beobachtet hatte, bestätigte zwar diese Versicherung, indem der Landbaumeister Nummer Zwey den Dieb unverrichteter Sache zur Stube hinaus gejagt habe; setzte aber auch, der Wahrheit gemäß, hinzu, daß dessen Absicht zu stehlen, ganz unverkennbar gewesen sey.

Der Herr des Hauses lächelte über dieses spaßhafte Eräugniß, und begnügte sich, dem Petschaftstecher auf der Stelle mit dem spanischen Rohre ein

fühlbares Petschaft aufzudrücken, und ihn dann über Hals und Kopf zum Hause hinaus zu werfen.

Wird nun dieser Kerl nicht darauf schwören, daß es Menschen giebt, die sich an zwey Orten zugleich sehen lassen? — Wird er nicht mit so manchem Gespensterseher sagen:

„Ich werde mir nie abstreiten lassen, was ich mit eigenen, gesunden Augen gesehen, und mit meinen Sinnen empfunden habe?“

Sechste Erzählung.

Von einem brummenden Gespenste, welches einmal einer andern Spukgestalt in der Mitternachtsstunde einen fürchterlichen Schrecken beybrachte.

(I. 1. C. D. — II. 1. — III. 2. B.)†

Zu N..., einem Hannöverischen Dorfe, bewohnt die adeliche Familie der Herren von M.. ein schönes Landhaus, mit zwey Seitenflügeln, in deren einem der Wirthschaftsverwalter, Herr R.., wohnet. *) Das Hauptgebäude stößt an eine Anhöhe, und hat daher auf der Hofseite nur Ein Stockwerk. Die entgegengesetzte Seite im tiefer liegenden Garten hingegen hat ihrer zwey. Der Verwalter war

*) Nachfolgende Spukgeschichte ist mir zwar mit der Erlaubniß mitgetheilt worden, daß ich öffentlichen Gebrauch davon machen könne; allein man hat ausdrücklich bevorwortet, daß ich von den vorkommenden Namen bloß die Anfangsbuchstaben mit abdrucken lassen möchte.

im Begriff, die Wirthschaftsmamsell der Herrschaft zu heyrathen, und nach Verlauf von drey Monaten sollte die Hochzeit seyn. Da er aber ein Mann war, der gar nicht gut warten gelernt hatte, so wünschte er schon vor der kirchlichen Einsegnung mit seiner Braut auf den vertrauten Fuß der Eheleute leben zu können. Seine Braut, die, gleich der Eva, nicht weniger, als er selbst, nach verbotener Frucht lüstern war, kam ihm auf halben Wege entgegen. So wurden sie dann beyderseits über eine baldige nächtliche Zusammenkunft einig. Er, indem er ihr eines Abends spät, vor dem Fenster eines Zimmers an der Hofseite, aus welchem sie sich mit ihm unterhielt, halb scherzend ankündigte: er werde um Mitternacht in eben diesem Fenster fein säuberlich eine Glasscheibe zerbrechen, um sich so durch dasselbe eine Thür zu ihrem Schlafgemache zu bahnen; und Sie, indem sie, lüstern lächelnd, wie von ungefähr, dieß Fenster zuzumachen vergaß; wahrscheinlich, um ihn die Mühe des Scheibezerbrechens zu ersparen. Zwar verbat sie sich den angekündigten Besuch, jedoch nur in dem Tone, in welchem der Leichtsinn Zudringlichkeiten der Art zurückweiset, wenn sie ihm willkommen sind, und worin eine undelikate Schöne, deren so genannte Tugend nicht auf festen Grundsätzen

beruhet, dergleichen beleidigende Anträge zu beantworten pflegt.

Man wünschte sich einander wohl zu schlafen, und ging; allein beyde harreten, wachend auf ihren Zimmern, der Stunde der Gespenster. Nachdem es eine Weile Zwölf geschlagen hatte, umzog mitternächtliche Finsterniß den ganzen Horizont. Todesstille herrschte auf dem vom Dorfe etwas abgelegenen Landgute, und bloß das spukhafte Käuzchen unterbrach durch seine nächtlichen Töne diese grausenvolle Ruhe.

Indessen hatte der Verwalter sich, vom Kopfe bis zu den Füßen, in ein ganz weißes Nachtzeug gekleidet, und so begann er nun die geheime Wallfahrt zu seiner Braut. Er mußte von dem Zimmer aus, in welches ihn das offene Fenster gebracht hatte, durch mehrere Thüren gehen, welche er, zu seiner Freude, alle uneingeklinkt fand. So äußerst zuvorkommend hatte die ungeduldige Braut für ihren Freund gesorgt. Unter diesen Gemächern war auch ein mächtig großer Rittersaal, durch welchen der nächtliche Abentheurer seinen Weg zu dem Schlafzimmer seiner Schönen nehmen mußte. Dieser ganze Theil des weitläuftigen Landhauses stand damals unbewohnt. Wer im geringsten graulich ist, dem würde es darin haben

kalt überlaufen müssen; Er aber schlich, unbefangen, auf bloßen Strümpfen, von einem Zimmer in das andere, und durch den langen graulichen Rittersaal, dessen sechs Fenster sämmtlich in den Garten sehen, wo das Hauptgebäude, wie ich vorhin bemerkt habe, noch einmal so hoch ist, als an der Hofseite.

Der Verwalter schmeichelte sich, über die Vorurtheile des Gespensterglaubens, und über alle kindische Furcht der Art, ganz erhaben zu seyn: allein er blieb doch immer Mensch, und konnte sich eines unwillkührlichen Schauderns nicht enthalten, da er, bey seinem Eintritt in den Saal, ein leises Flüstern zu hören glaubte. Ein Anderer, mit dem Kopfe voll Geistererscheinungen, würde an seiner Stelle vielleicht gefürchtet haben, die spukenden Ahnherrn und vorigen Besitzer dieses adelichen Gutes flüstern zu hören, deren Bildnisse an den Wänden des Saales aufgehängt waren. Ihm hingegen fiel, bey diesem räthselhaften Geräusche, bloß der Umstand schwer auf das Herz, daß er eigentlich doch auf unerlaubten Wegen gehe.

Er horchte mit gespitzten Ohren, und hörte nichts mehr. „Ich habe mich wohl geirrt," dachte er, und ging, leisen Trittes, weiter vorwärts. Jetzt hörte er das Flüstern abermals; es schien ihm aus

der Gegend des einen Saalfensters zu kommen. Er stutzte, und sann hin und her, wie sich das natürlich erklären lasse. Endlich fiel ihm ein, daß im Garten der Springbrunnen, dessen Wasserbehältniß sich unter den Fenstern des Saales befand, durch das Plätschern seiner Wasserstrahlen dieß scheinbar menschliche Flüstern wohl veranlaßt haben möchte.

„Aber warum hör' ich jetzt wieder nichts? — dachte er — das Plätschern des Springbrunnens im Garten währt ja ununterbrochen fort?"

Auch schien es ihm, als ob das eine Saalfenster, wo der Schall her kam, offen stehe. Er bückte sich, um so die Gegend dieses Fensters gegen den Horizont vielleicht noch etwas deutlicher beobachten zu können. Zu seinem nicht geringen Erstaunen bemerkte er jetzt ziemlich genau den Kopf, die Brust und die Arme einer sich bewegenden Mannesgestalt. Sie schien ihm von außen in das offene Fenster hinein zu sehen, und, nach der Bewegung, welche sie machte, auch hinein steigen zu wollen.

Jetzt hätte es dem Verwalter doch bald an der gehörigen Gegenwart des Geistes, und an Entschlossenheit gefehlt. Unwillkührlich bebte er ein Paar Schritte zurück, und wußte nicht, was er denken sollte. Der bedeutende Umstand, daß er

hier keinesweges in dem Berufe seiner Pflicht war, fiel ihm abermals centnerschwer auf das Herz. Er wollte schon eben so stille wieder davon schleichen, wie er gekommen war. Aber jetzt, indem sich das Flüstern vernehmlicher, als vorhin erneuerte, jetzt erwachte plötzlich sein Ehrgefühl.

„Soll ich fliehen — dachte er — vor einem Gespenste, das vielleicht bloß ein Geschöpf meiner Einbildung ist? oder vor einem wirklichen Menschen, dem ich jetzt ein eben so fürchterliches und erschreckendes Gespenst werden kann, als er es mir geworden ist?"

Aus mehrern Umständen, wurde er immer überzeugter, daß der Kerl da, der kein Gespenst seyn konnte, ein Dieb seyn müsse; ein Dieb, der die reichen Koffer und Schränke seiner Gutsherrschaft plündern wolle, und in dieser Absicht, mittelst einer Leiter, aus dem Garten durch dieß Saalfenster in das zweyte Stockwerk des Landhauses zu steigen im Begriff sey.

Der Gedanke, hier so zufälligerweise viel Böses verhindern zu können, machte ihn wieder beherzt, und fest entschlossen, die Diebe übel anlaufen zu lassen, so kritisch auch die Lage war, in welcher er selbst sich befand. Lärm durfte er, um seiner selbst willen, nicht machen, weil alsdann diejenigen er-

weckt worden wären, welche ihm die mitternächtliche Wallfahrt zur Wirthschaftsmamsell mit Recht, in mehr als Einem Betracht, sehr übel gedeutet haben würden. Und doch, wie sollte er allein ohne Waffen, und ohne Geräusch, einen Dieb verjagen, der offenbar noch Helfershelfer bey sich haben mußte, weil er deren Flüstern gehört hatte.

Was ihn am mehresten in Verlegenheit setzte, war der Umstand, daß er nicht wissen konnte, ob der Kerl, der eben erst ins Fenster steigen wollte, der vorderste und erste sey, so daß die übrigen Diebe noch auf der Leiter, und unten im Garten wären; oder ob nicht vielleicht die Diebsgefährten bereits in dem nämlichen Saale wären, worin er selbst sich jetzt befand.

„Im letztern Falle — dachte er — würde ich unstreitig den Kürzern ziehen, wenn ich Einzelner die ganze Diebesbande wieder zum Fenster hinaus zu werfen versuchen wollte. Um sicher zu gehen, muß ich mich daher nothwendig stärker machen, als ich wirklich bin; ich will deshalb die Rolle eines Gespenstes übernehmen.“

Sein blendend weißes Nachtzeug kam ihm dabey sehr gut zu statten. Damit dasselbe selbst durch die nächtliche Finsterniß ein wenig durchschimmern, und den Dieben sichtbar werden möchte, trat er,

mit leisen Schritten, dicht vor das Fenster hin, in welches der Kerl von außen hinein sah. Letzterer mochte den sich bewegenden Schimmer des Nachtzeuges schon vorher bemerkt, und eben deshalb mit seinen Gefährten, die noch hinter ihm waren, geflüstert haben. Denn jetzt, da ihm dieses Weiß in Menschengestalt immer näher vor das Gesicht trat, verschwand er aus dem offenem Fenster, und kletterte, halb fallend von der Leiter, zu seinen Diebsgefährten in den Garten zurück.

Indem hörte der Verwalter die Frage flüstern: „Nu — kipts denn schon wieder epps Neues?“ — Der Zurückgescheuchte antwortete ziemlich vernehmlich: „O weimer! ich hab epps Weißes kesähn, ist wahrlich ein Unhold im Zimmer, ihr könnt mirs klaube; bey meiner armen Seel, ich steige nit zuerst ins Fenster.“ —

Der Verwalter war hoch erfreut über die letztern Worte; denn nun wußte er doch, daß noch keiner von den Dieben im Hause war. Er stellte sich nun dicht an die Spiegelwand neben dem offenen Fenster. Bald darauf kam ein anderer Kerl, der beherzter seyn und weniger an Gespenster glauben mochte, die Leiter herauf, und steckte fein vorsichtig das Köpfchen in den Saal, wahrschein-

lich, um zu beobachten, ob es mit der Aussage des Kameraden seine Richtigkeit habe.

„Ich sehe nichts" — flüsterte er von der Leiter hinab, und nannte jenen eine feige Memme. Auch konnte er den Verwalter jetzt wirklich nicht sehen, weil dieser im Schatten der Spiegelwand, und nicht mehr auf jener Stelle vor dem Fenster stand, wo der geringe, von außen in den Saal fallende Lichtschimmer die blendend weiße Kleidung des Verwalters einigermaßen sichtbar gemacht hatte.

Der Dieb machte nun eine Bewegung, welche vermuthen ließ, daß er fest entschlossen, und so eben im Begriff sey, durch das Fenster in den Saal zu steigen. In dem nämlichen Augenblick schlug ihm der Verwalter eine geballte Faust ins Angesicht. Der Dieb stürzte, wie betäubt von der Leiter in den Garten zurück. Der Verwalter, der eine außerordentlich tiefe Baßstimme hat, lehnte sich nun mit dem weißen Oberleibe zum Fenster hinaus, und, ohne ein Wort zu sagen, brummte er im tiefsten Tone, und ganz leise seinen Baß. Den Dieben — drey oder vier Kerls — schien Entsetzen anzukommen. „O weimer!" riefen alle aus Einem Munde, und Einer von ihnen setzte hinzu: „Da habt ihrs, nun werdet ihr mirs doch glaube." Der Eine la-

dete

dete sich den herabgestürzten Gefährten, der nicht gehen zu können schien, auf den Rücken, und so eilten Alle davon.

Der Verwalter verfolgte sie bloß mit seinen dumpfigen, furchtbaren Tönen, stieß hierauf die vergessene Leiter um, verschloß das Saalfenster wieder, und schlich sich eilfertig durch das Hoffenster, also auf dem nämlichen Wege, welchen er gekommen war, wieder davon. Die Lüsternheit nach verbotenem Genusse war ihm über diese unerwarteten Ereignisse vergangen. Er begnügte und freuete sich, so zufälliger weise einen nächtlichen Einbruch vereitelt, und allem dem Unglücke vorgebeugt zu haben, welches so leicht daraus hätte entstehen können, wenn die Diebe, während der Vollendung ihres Bubenstücks, durch die Erwachenden genöthigt worden wären, gewaltsame Mittel zu ihrer Rettung anzuwenden.

Wäre der Verwalter nicht ein so äußerst entschlossener Mann, und so ganz ohne Gespensterfurcht, gewesen: so hätte er vor Schreck auf der Stelle des Todes seyn können, würde sich wenigstens, wie ein Poltron, davon geschlichen haben, ohne sogleich zu entdecken, daß das Gespenst, welches ihn jagte, bloß ein einbrechender Spitzbube war. Die Diebesbande würde also auch das Bu-

benstück ausgeführt haben, dessen Vollendung der Verwalter, durch sein eben so tapferes, als weises Benehmen, glücklich verhinderte, und gleichsam in der Geburt erstickte.

Möchten meine Leser auch aus dieser Geschichte die großen Gefahren der Gespensterfurcht kennen lernen, und immer überzeugter werden, daß männliche Entschlossenheit und Geistesgegenwart, beym Anblick eines vermeintlichen Gespensts, einen Werth hat, den man nicht hoch genug in Anschlag bringen kann!

Zugleich aber mag obige Erzählung uns einen anschaulichen Begriff von der Art und Weise geben, wie der oft so feste Glaube an Gespenster hier und da entstehet, und sich auch ferner noch erhalten wird. Wahrscheinlich wird jenen Dieben diese ihre selbst erlebte gedruckte Geschichte nie zu Gesichte kommen, nie von ihnen gelesen. Werden sie daher nicht lebenslang von der Wirklichkeit spukhafter Erscheinungen fest überzeugt bleiben? Werden sie unterlassen, andern Leuten, wenigstens ihren Kindern, eben diesen Glauben an Uebernatürlichkeiten beyzubringen? Wer ihnen sagen wollte, daß sie sich vielleicht geirrt hätten, der müßte sich in ihren Augen so gar lächerlich machen; denn sie hatten ja das Daseyn eines Gespensts im Rittersaale

durch mehr als einen Sinn empfunden. Der erste Dieb sah dasselbe in seiner weißen Gestalt langsam durch den Saal schweben; des andern Angesicht empfand die kräftige Hand des Gespenstes nur gar zu schmerzhaft; und die übrigen, so wie sie alle, hörten ja das schaudererregende Brummen desselben. Was vermögen alle Vernunftgründe über so handgreifliche Ueberzeugungen, über so anschauliche Wahrnehmungen dreyer verschiedener Sinne, und mehrerer Zeugen, welche die furchtbare Thatsache auf das Uebereinstimmendste bestätigen? — —

Schließend bemerke ich noch, daß sich im Winter 1790 auf einem Dorfe unweit Frankfurt an der Oder eine ähnliche Diebesgeschichte zutrug. *) Ein Dieb eröffnete des Nachts ein Fenster im Wohnzimmer des dortigen Predigerhauses. Der Prediger, welcher in einer benachbarten Kammer schlief, deren aufstehende Thür nach der Wohnstube führte, erwachte gleich anfangs von dem Knirschen der Fensterscheibe, welche der Dieb mit einem Diamant, oder mit einem Feuerstein zerschnitt, und dann zerbrach. Er sprang eiligst aus dem Bette, ergriff im Finstern, in Ermangelung eines Gewehrs, seinen Stiefelknecht, und ging

*) Sie ist mir vom Herrn Prediger Cranz daselbst erzählt worden.

damit, so barfuß und im Hemde, wie er war, leisen Trittes, nach dem Fenster, um zu horchen, was da vorginge. Jetzt sah er eine Hand, welche der Dieb durch die Oeffnung der zerbrochenen Fensterscheibe steckte, um das zweyfache Uebergehänge des Fensters loszuhaken; auch dieß ließ er noch ungestöhrt geschehen. Allein kaum hatte der Dieb das Fenster selbst geöffnet, und den Kopf hinein gesteckt: so schlug der Herr vom Hause dem ungerufenen Freunde mit der Fläche des Stiefelknechts ziemlich unsanft in's Angesicht. Der Ton des angestimmten gar kläglichen Gewimmers verrieth auch hier in dem Diebe einen Juden, der indessen die blutige Liebkosung mit dem Stiefelknechte hoffentlich nicht für die Wirkung einer übernatürlichen, gespenstartigen Ursache gehalten haben wird.

Siebente Erzählung.

Wie die so genannte weiße Frau — ein für die Großen furchtbarer Todesengel — die Gemahlinn des Markgrafen Philipp zu Berlin von der Welt abforderte. *) Mit einem Anhange.

(I. 1. B. und 4. A. — II. 1. — III. 2. A. — Anhang III. 2. B)

Die Sage von der weißen Frau, welche in mehrern Residenzschlössern Deutschlands kurz vor dem Absterben einer Person aus dem regierenden Hause sich soll haben sehen lassen, wird unter andern auch von dem königlichen Schlosse zu Berlin erzählt. Man hält diese Erscheinung gemeinhin für ein prophetisches Gespenst, für die Halbschwester der Nachteule. Denn so wie diese, durch ihr nächtliches Geschrey vor dem Hause eines sehr kran-

*) Nach der mündlichen Mittheilung Herrn Stadtraths Gronau zu Warschau erzählt.

ken Privatmannes, den nahen Tod desselben anzeigen soll; eben so kündigt, nach einer sehr gangbaren Meinung, das Sichtbarwerden der weißen Frau, der kranken fürstlichen Person das herannahende Lebensziel an.

Man mag nun von dieser ziemlich alten Sage halten, was man will: immer muß man zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß der Tod der hohen Kranken nicht selten wirklich bald darauf erfolgt ist, nachdem die Schloßwache, oder andere Personen, des Nachts die weiße Frau gesehen haben wollten. Zwar ist diese vorgebliche Ankündigerinn des Todes auch zuweilen nicht erschienen, und dennoch ereignete sich ein hoher Todesfall: aber was weiß ichs, warum es dem Todesengel dann nicht beliebt hatte, zu erscheinen? — Was weiß ichs, warum viel Tausend Kranke wieder gesund werden, vor deren Fenster sich das weissagende Käuzchen nächtlich hören ließ? —

Zwar ließ sich die weiße Frau auch zuweilen sehen, wenn entweder Niemand vom königlichen Hause krank war, oder wenn wenigstens der Kranke bald nachher wieder besser ward, und noch viele Jahre lebte. Allein eine solche zu schanden gewordene Weissagung war dann des Wiedererzählens nicht werth. Man vergaß sie bald; denn da

hätte man viel zu thun, wenn man auch jeden nicht in Erfüllung gegangenen Traum behalten, und auf seine Nachkommenschaft bringen wollte! — Es ist genug, daß wir wundervolle Weissagungstalent dann gehörig ins Licht setzen, und geschwätzig herausstreichen, wann ihre Prophezeihung zufälliger weise einmal in Erfüllung geht. — — —

Die weiße Frau, von der ich jetzt eine beurkundete Geschichte erzählen will, war, wie uns Herr Prediger Schwager zu Jöllenbeck in des verdienstvollen D. Bekkers neu übersetzten bezauberten Welt Band 1. S. 185 berichtet — eine Gräfinn von Rosenberg aus Böhmen, oder, deren Schatten, und hieß Perchta. Die Comtesse Perchta — so gewiß sind wir unserer Sache — ward ungefähr um das Jahr 1420 geboren, hielt mit Johann von Lichtenstein am Sonntage vor Martini 1449 Hochzeit, und erlebte in ihrem Ehestande vielen Jammer, den ihr Mann allein verschuldet hatte. Da dieser starb, begab sie sich zu ihrem Bruder, und erzog, als auch dieser todt war, dessen Kinder, lebte weise und fromm, ward alt und lebenssatt, und ererbte, kurz vor ihrem Tode noch, die Rosenbergschen Güter. Sie wahrsagte nun ihrer Familie, und den Fürsten. Zu diesen

gehört auch das Haus Brandenburg, an dessen Hofe sie sich nicht nur prophetisch sehen ließ, wann Leichenbegängnisse, sondern auch, wann Kindtaufen gehalten werden sollten. Sie hausete bald in London, bald in Copenhagen, Stockholm, Warschau, und andern Residenzen, wie Müller versichert; doch gefiel es ihr immer am besten auf dem Schlosse zu Berlin.

„Ob's auch wahr ist?" — Haben sie doch Keller- und Küchenmeister, Köche, Becker, und Wächter gesehen! und hat doch Slavata sogar im Jesuitercollegio sie mehr als einmal gesehen!*) — Doch ich eile zur versprochenen Geschichte!

Auf dem Schlosse zu Berlin ließ sich diese weiße Frau unter andern auch in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm des Ersten sehen, während daß die Gemahlinn des Markgrafen Philipp daselbst krank lag; ganz Berlin war davon voll, und wie hätte das anders seyn können, da die Markgräfinn bald nachher, auf das verhäng-

*) Dieß und mehreres hierüber kann man aus J. C. Nagels zu Wittenberg 1723 gedruckter Streitschrift: De celebri spectro, quod vulgo die weiße Frau nominant lernen. Auch Theodor Kampf, Hofprediger zu Iburg, erwähnt der weißen Frau in seinem Wunderbaren Todesboten, oder Untersuchung, was von den Leichenerscheinungen, Sarganklopfen u. s. w. zu halten sey. Lemgo 1752. S. Niederrheinische Unterhaltungen. Sept. 1787. Wesel, bey Röder.

nißvolle Geheiß der weißen Frau, wirklich zu Grabe getragen wurde?

Man sprach darüber so allgemein, so zuversichtlich und so laut, daß es einen von den Regimentschefs der Berlinischen Garnison, der ein vorurtheilloser, vernünftiger Mann war, verdroß. Er bezeigte laut seine Verwunderung darüber, wie selbst Viele aus den höhern Ständen noch an einem so albernen Mährchen Geschmack finden könnten.

Einmal gab man ihm in einer großen Gesellschaft zur Antwort, daß Soldaten von seinem eigenen Regimente, welche in jenen spukenden Nächten die Schloßwache gehabt hätten, beschwören wollten, daß sie kurz vor dem Sterbetage der Markgräfinn die weiße Frau mit eigenen Augen zu verschiedenen malen gesehen, ja selbst angeredet hätten.

Der General erwiederte, wie daraus noch keineswegs folge, daß die gesehene und angeredete weiße Frau ein übernatürliches Wesen, ein Gespenst, mit dem Weissagungstalente begabt, gewesen sey. Indessen ließ er den Auditeur und jene Bursche seines Regiments rufen, und ein förmliches Verhör über den Hergang der Sache anstellen. Wahrscheinlich traf der Wahrheitsfreund diese Maaßregel in der Hoffnung, daß er auf diese Art

irgend einen dabey obwaltenden Betrug entdecken würde, wodurch er die Leichtgläubigen zum beschämenden Stillschweigen bringen könnte. Allein er täuschte sich — indem der Ausgang des Verhörs jene Abergläubigen vielmehr in ihren irrigen Meinungen bestärkte.

Der Auditeur überbrachte dem General das bey dem Verhör aufgenommene Protocoll, und dieses besagte, zu seinem großen Leidwesen, unter andern: daß diejenigen von der Schloßwache, welche in drey verschiedenen spukenden Nächten zwischen Zwölf und Ein Uhr in der von der Markgräfinn bewohnten Gegend des Schlosses Schildwache gestanden, folgende übereinstimmende und eidlich erhärtete Aussage gethan hätten:

„Wir sahen in den nahmhaft gemachten Nächten, also kurz vor dem Tode der Markgräfinn, nahe bey deren Zimmern im innern Schloßraume, die weiße Frau in einer ganz weißen weiblichen Gestalt, wie sie, in unserer Nähe, mit einem brennenden Wachsstocke in der Hand, und einem Bunde Schlüssel an der Seite, rasch vor uns vorüber ging. In der ersten und zweyten Nacht geschah dieß bald nach Zwölf Uhr; in der dritten und letzten aber kurz vor Ein Uhr.“

Auf die Frage der Regimentsgerichte warum sie die Erscheinung nicht angerufen, und soldatisch examinirt hätten, antworteten zwey Bursche, daß ihnen beym Anblick des Gespenstes Furcht und Entsetzen angekommen wäre, und sie darüber diese ihre Pflicht entweder vergessen, oder vielleicht nicht das Herz gehabt hätten, sie zu erfüllen, weil sie wohl wüßten, daß böse Geister keinen Scherz mit sich treiben ließen. Die dritte Schildwache aber sagte auf diese Frage aus: „daß er das Gespenst allerdings „einmal herzhaft mit seinem Werda? angebrüllt „habe; allein es sey keine Antwort darauf erfolgt, „und die weiße Frau wäre sogleich verschwun„den!"

Der General mußte sich mit diesen Aussagen begnügen, und, leider! auf nähern Aufschluß über diese dunkle Sache Verzicht thun.

Zufälligerweise hörte der Beichtvater der verstorbenen Markgräfinn, der damalige Hofprediger Gronau, von dieser Spukgeschichte und dem deshalb angestellten gerichtlichen Verhöre. Er bat sich die darüber verhandelten Acten von den Regimentsgerichten zur Ansicht aus, und hatte sie kaum durchgelesen, als die Auflösung des ganzen Räthsels klar und deutlich vor seinen Augen stand. Er erinnerte sich nämlich dabey dessen, was ihm seine

Nichte, Mamsell Adler — Kammerfrau der Markgräfinn — kurz vor dem Tode der letzten beyläufig einmal erzählt hatte.

„Denken Sie sich — dieß waren damals ihre Worte — welch einen fürchterlichen Schreck ich in der letztvergangenen Nacht hatte. Ich holte kurz vor Ein Uhr mit einem Lichte in der Hand aus einem benachbarten Zimmer Erfrischungen für die leidende Kranke: da brüllte mir die unvernünftige Schildwache, an welche ich gar nicht dachte, ihr „Wer da?" in einem so fürchterlichen Tone entgegen, daß ich vor Schreck fast in die Knie gesunken, und von der Schloßtreppe hinabgestürzt wäre. Ich begreife auch nicht, warum sie gerade dießmal mich anrief, da sie es doch in den beyden vorhergehenden Nächten nicht gethan hatte, ungeachtet ich damals in ähnlichen Geschäften eben daselbst von ihr gesehen worden seyn muß. Ich war aber auch so böse auf sie, daß ich ihr gar nicht antwortete, sondern meinen Gang fortging."

Der Hofprediger eilte nach dem Lesen der Acten sogleich zu Mamsell Adler, legte ihr, zur nähern Vergleichung der kleinen, ihm wieder entfallenen Umstände ihrer Erzählung, mehrere Fragen vor, hielt deren Beantwortung mit den Aussagen der verhörten Schildwachen zusammen, und fand

zu seiner und des Generals Freude, daß Alles auf das genaueste mit einander übereinstimmte. Mamsell Adler versicherte, daß sie ein ganz weißes Nachtzeug getragen, und ein Bund Schlüssel an der Seite gehabt habe. Auch waren es genau die nämlichen Nächte und Stunden, wo sie in den erwähnten Geschäften auf der Schloßtreppe gewesen war, und wo die Wachen die spukende weiße Frau gesehen haben wollten. Kurz es blieb auch nicht der kleinste Zweifel mehr übrig, daß Mamsell Adler und das vorgebliche Gespenst Eine und dieselbe Person gewesen waren.

Der Hofprediger ließ nun zwar seine gemachte Entdeckung über den wahren Zusammenhang mit dem dießmaligen Erscheinen der berüchtigten weißen Frau ebenfalls gerichtlich niederschreiben, und, zur Minderung des Glaubens an dergleichen abergläubige Weissagungen, hier und da bekannt machen; allein dergleichen hinterher entdeckte Selbsttäuschungen und natürlich erklärte Begebenheiten sind selten im Stande, alle die Saamenkörner des Wahnglaubens und der Gespensterfurcht noch in der Geburt zu ersticken. Die menschliche Vorliebe für das Wunderbare ist viel zu groß, und der Hang zum Glauben an das Uebernatürliche in unsern Tagen eines gefährlichen Zwischenlichts viel

zu überwiegend, als daß sich jene Saamenkörner eben so leicht wieder vernichten ließen, als geschwind sie Wurzel faßten, und in die Höhe schossen.

Wie leicht konnte dieß Mährchen von der weißen Frau, die, selbst nach eidlich erhärteten Versicherungen mehrerer Augenzeugen, den nahen Tod der Markgräfinn angekündigt haben sollte, den Anstrich einer übernatürlichen, wunderbaren Spukgeschichte behalten, und auf immer unerklärt bleiben! Die Entdeckung des ganzen Geheimnisses hing einzig von dem kleinen, unbedeutenden Umstande ab, daß Mamsell Adler Jemanden von dem in der letzten Spuknacht gehabten Schreck erzählte, und zwar gerade einem vorurtheillosen, wahrheitsliebenden Manne erzählte, der sich gerne die verdienstliche Mühe gab, dem Publicum den gefundenen Schlüssel zum Räthsel mitzutheilen. — Wie leicht hätte also auch jenes gerichtliche Verhör der guten Sache der Vernunft vielmehr nachtheilig werden können, da es die wunderbar scheinende Aussage abergläubiger Menschen gleichsam beurkundete, und ihr — so lange sie unwiderlegt blieb — nur eine desto gefährlichere Wichtigkeit gab! —

Ich fürchte keinen Vorwurf, keinen Tadel wegen dieser oft wiederholten Fragen und Ausrufungen. Möchten sie nur immer so ganz, wie sie es

verdienen, beherzigt und angewandt werden! Veranlassung und Aufforderung dazu — die sich gar zu oft finden — geben uns unter andern auch die neuesten Sagen von der dem Schlosse zu Cleve inwohnenden weißen Frau. Herr Etats-Minister von Buggenhagen Excell. erzählt uns *) folgendes von ihr:

„Sie — die Tochter und Erbinn Dietrichs, Grafen von Cleve, des letzten aus dem Geschlechte Ursinus, Beatrix genannt — läßt sich zu Cleve nicht weiter, als auf dem Schlosse sehen, der Gestalt und dem Bezeigen nach, gerade wie die Böhmische Percht a in ihrer guten Laune. Noch kürzlich erschien sie am hellen Tage einer Dame, die, allein in ihrem Zimmer auf eben gedachtem Schlosse, an ihrem Nähtahme beschäftiget saß. Sie stellte sich ruhig vor sie hin, besah die Arbeit, fuhr einigemal mit der Hand darüber weg, stellte sich vors Fenster, als ob sie die Aussicht, welche eine der schönsten in der Welt ist, betrachtete, kehrte über eine Weile wieder vor den Nähtahm, mit gleicher Bewegung als vorhin, zurück, und ging bald darauf, wie schwebend, zu der von selbst sich öffnenden Thüre hinaus.

*) Nachrichten über die zu Cleve gesammelten Alterthümer und andre daselbst vorhandene Merkwürdigkeiten. Berlin bey F. Maurer 1795. S. 20.

Wie Mancher wird hier eine bedeutende Anspielung auf die Zeichen unserer Zeit finden! Und in der That dieser ominöse Fingerzeig der guten Beatrix auf nahe Ereignisse — auf die Rheingränze der Neufrankenrepublik hin — ist auch fast unverkennbar! —! Denn

„kurz vor dem Teschener Frieden 1779 ließ sie sich gerade in der Dämmerung auf diesem Schlosse vor einem Dienstmädchen sehen, welches, in einer Kammer neben dem Zimmer ihrer Herrschaft, etwas zu verrichten hatte. Dießmal sprach sie, wider ihre Gewohnheit. Mache fort! sagte sie zu zu dem Mädchen, welches aber vor Schrecken desto unbeweglicher ward. Mache fort! Mache fort! wiederholte sie etwas stärker, und das Mädchen lief halb todt in ihrer Herrschaft Zimmer, wo sie ohnmächtig hinfiel.“

Wenn selbst jene Preußischen Schnurrbärte bey dem grausenvollen Anblick der Gräfinn Perchta ihr Wer da? vergaßen, und zitterten: so muß man es billig jener Dame und dieser Magd zu gute halten, wenn auch sie vergaßen, was sie hätten thun sollen, und als vorurtheilloſe Personen unstreitig würden gethan haben! —

Achte Erzählung.

Von einem Gespenste, welches sich, nach Belieben, bald klein, bald groß machte. *)

(I. 1. und 3. A. — II. 2. A. — III. 1.)

Auf dem Kirchhofe des Magdeburgischen Dorfes Warchau ließ sich vor mehrern Jahren des Nachts zuweilen eine gespenstartige, ganz weiße Gestalt sehen, die einem jeden Vorübergehenden Furcht und Entsetzen einjagte. Sie saß gewöhnlich auf dem Grabeshügel des zuletzt Beerdigten; Niemand konnte begreifen, warum die abgeschiedene Seele des Verstorbenen keine Ruhe habe, und bestimmt sey, so lange umher zu spuken, bis, durch das Absterben des nächstfolgenden Warchauers, wieder ein frischerer Grabeshügel da war.

*) Nach einer mündlichen Ueberlieferung des Herrn Predigers Böldike zu Bierig.

Die Entschlossensten von denen, welche dieß Gespenst nächtlich erblickten, gingen wohl zuweilen mit Muth auf dasselbe zu, um seine Natur und Beschaffenheit näher zu erprüfen. Allein so wie sie sich dem Spuke näherten, fing dieser an, zu wachsen, und eine ungeheure Riesengestalt anzunehmen. Sie kam dann Furcht und Entsetzen an, zumal da Einige deutlich bemerkt haben wollten, daß der spukende weiße Riese keinen Kopf habe. Wenigstens trage er, meinten sie, den Kopf nicht da, wo er ihn doch eigentlich tragen sollte, sondern unter dem rechten Arme. Erst hatte das Gespenst nur die Größe eines gewöhnlichen, sitzenden Menschen; allein in dem Augenblicke, wo die Untersuchenden demselben am nächsten waren, soll es, nach ihrer Versicherung, beynahe so hoch, wie der Warchauische Glockenthurm gewesen seyn Wer mag es ihnen daher verargen, daß sie sich wohl hüteten, sich mit dem Ungeheuer in's Handgemenge einzulassen? Sie schlichen vielmehr eben so schüchtern zurück, als beherzt sie ihm auf den Leib gegangen waren; und mit jedem Schritte, den sie rückwärts thaten, wurde der Unhold wieder kleiner, bis er zuletzt wieder eine gewöhnliche Menschengröße annahm.

Ob nun gleich diese sonderbare Erscheinung Niemanden geradezu beleidigte, so erschreckte sie

doch alle Vorübergehenden dermaßen, daß zuletzt kein Mensch mehr, des Abends und Nachts, dem Kirchhofe sich nähern wollte. Ein junges Mädchen aus dem Orte entsetzte sich sogar beym Anblick des Gespenstes einmal so sehr, daß es gefährlich krank ward. So bald der damalige Prediger des Orts, Herr Herzlieb, jetzt Prediger zu Zitz, von dem Unfuge hörte, den der erschreckende Riese zu machen begann: so hielt er es der Mühe werth, ihm einmal aufzulauern, und seinem Unwesen zu steuern. Denn wenn er auch seine damalige Gemeine schon bey mehrern Gelegenheiten zu überzeugen gesucht hatte, daß alles Spuken entweder auf Betrügerey muthwilliger Menschen, oder auf Selbsttäuschung hinaus zu laufen pflege: so hatten doch diese seine Zurechtweisungen — wie denn das so zu geschehen pflegt — wenig oder gar nicht fruchten wollen. Auch hatte man seine oft wiederholte Bitte, die spukende Kirchhofserscheinung doch einmal, mit einem derben Knüppel in der Hand, zu fragen, wer sie eigentlich sey, bis dahin noch immer nicht zu erfüllen gewagt, so sehr auch der gute Wille dazu bey einigen beherzten Warchauern da war.

Jetzt beschloß er, das Geschäft einer solchen ernstlichen Nachfrage in eigener Person zu über-

nehmen, so bald sich die Schreckensgestalt einmal wieder sehen lassen würde. Dieß geschah wenig Tage darauf. Man brachte ihm die Nachricht, daß der weiße Riese wieder auf dem frischen Grabeshügel sitze. Herr Prediger H. bewaffnete sich mit einem Besenstiel, nahm eine Laterne und einige handveste Leute mit sich, die er um den Kirchhof herum postirte, und ging nun in eigener Person ganz kaltblütig auf das Gespenst los. Es wuchs an Höhe bey jedem Schritte, mit welchem er sich ihm näherte. Die größeste Höhe, welche es annahm, war jedoch nur etwa vierzehn Fuß. Es fehlte also noch gar viel, selbst an dem dritten Theile der Höhe des Kirchthurms, welche Einige mit ihrer aufrührerischen Einbildungskraft, in der Angst, gemessen zu haben glaubten.

Der Prediger ließ sich durch dieß schnelle Wachsen des Spukes keineswegs vom weitern Vordringen abschrecken, sondern dachte bey sich selbst: „einige Fuß kleiner oder größer, darauf kommt bey dieser Untersuchung gerade gar nichts an.“ Da die Erscheinung bemerkte, daß es ihr dießmal mit dem Furchteinjagen durch das bloße Größerwerden nicht gelingen wollte, und daß sie es einmal mit einem Manne zu thun habe, mochte ihr bange werden. Sie begann ein dumpfes Geheule, wahr-

scheinlich, um zu versuchen, ob Das den ankommenden Feind nicht vertreiben könne. Aber so schreckhaft diese Töne auch den entferntern Zuschauern seyn mochten, so machten sie den Herrn Prediger H. vielmehr noch gewisser davon, daß hier ein menschliches Wesen, Betrugs halber, die Rolle eines Gespenstes spiele.

Da er nur noch wenige Schritte von der schlanken weißen Gestalt entfernt war, stand er stille, um sie anzureden. „Ich bin der Prediger des Orts — sagte er — und will im Namen dieser Gemeine wissen, wer Ihr seyd, und was Ihr für einen Beruf habt, diese Betrügerey zu spielen, und die Furchtsamen zu beunruhigen?“ Anstatt zu antworten, fuhr das Gespenst fort, unverständliche Töne zu brummen.

„Ich verlange augenblicklich eine verständliche Antwort von Euch — sagte der Prediger laut und ernsthaft — oder die handfesten Gehülfen, welche ich rund um den Kirchhof gestellt habe, damit Ihr uns nicht entwischen möget, werden Euch sogleich gehorchen lehren.“

Das Gespenst gab abermals keine Antwort, sondern fuhr fort, zu brummen. Aber es war, als ob es dießmal mit zitternder Stimme brumme; ein Umstand, den vielleicht die Ankündigung be-

wirkte, daß der Kirchhof besetzt, und an kein Entfliehen zu denken sey.

Dem Prediger kam diese zitternde Stimme gar nicht unerwartet; er hatte vielmehr darauf gerechnet, daß es ihm gelingen werde, auch dem bisher bange machenden Gespenste einmal einen Schreck einzujagen. Er wußte zu gut, daß man in der Regel jeden muthwillig Spukenden in die größte Verlegenheit bringt, wenn man zwar vorsichtig, aber auch beherzt und entschlossen, auf ihn eindringt.

Da indessen der Riese noch immer keine Rede stehen wollte, und die um den Kirchhof postirten Personen, welche der Prediger herbeyrief, aus Furchtsamkeit zauderten, so blieb diesem nichts übrig, als sich seiner mitgenommenen Waffen zu bedienen; diese thaten dann auch, wohl angebracht, herrliche Wirkung. Denn zur großen Freude der um ihren Prediger ängstlich besorgten Zuschauer theilte sich die vierzehn Schuh hohe Gestalt, auf die erste fühlbare Berührung des Besenstiels, in zwey Hälften, von denen die obere, so lang und dick sie war, zur Erde stürzte, die untere aber davon laufen wollte. Indessen gelang ihr der Rückzug in bester Ordnung keineswegs. Vielmehr mußte sie, da sie den ganzen Kirchhof besetzt fand,

nothgedrungen sich gefangen geben. Die Gehülfen des Predigers empfingen sie mit einer derben Tracht Schläge, und brachten sie dadurch dermaßen zum Sprechen, daß sie flehentlich um Schonung und Verzeihung bat.

Es war ein junger Bursche aus Warchau, der hier auf dem Kirchhofe mit seiner Braut nächtliche Zusammenkünfte hatte. Um ungestört mit ihr allein seyn zu können, ohne daß sein Vater, der die verabredete Heyrath nicht zugeben wollte, etwas von dem verbotenen Umgange erführe, hatte er geglaubt, den Kirchhof in bösen Ruf bringen zu müssen, und sich dazu eines ganz einfachen Mittels bedient. Er hüllte sich nämlich vom Kopfe bis zu den Füßen in sein Bettlaken, nahm eine Harke mit einem sehr langen Stiel zu sich, und setzte sich damit jedesmal auf den frischesten Grabeshügel. Sah seine Braut hier die Harke mit dem weißen Laken behangen aufgepflanzt, so war das für sie das Aufforderungszeichen zum Kommen, für alle übrige Vorübergehende hingegen eine Warnung zum Wegbleiben. Denn was hätte diese schlanke weiße Kirchhofserscheinung anders seyn können, als die abgeschiedene Seele des zuletzt Begrabenen? Wagte es ja einmal ein kühner Neugieriger, dem Gespenste

sich zu nähern, so hatte dann der Spukende nichts eiligeres zu thun, als, sich aufrecht auf das Grab hinter die Harke mit dem Laken zu stellen, und mittelst derselben, die lange weiße Leinwand nach und nach über sich zu erheben, um durch die so hervorgebrachte ungeheure Höhe des Gespensts den Neugierigen desto gewisser zu verscheuchen.

Neunte Erzählung.

Von einem verfolgenden Gespenste, durch dessen Tücke eine Furchtsamere wahrscheinlich den Hals gebrochen haben würde. *)

(I. 1. C. D. — III. 1.)

Der im Jahre 1789 verstorbene Kircheninspector und erster Prediger zu Sandau im Magdeburgischen, Herr Schöneberg, war als denkender Mann dem Aberglauben aller Art feind, und wollte, daß auch seine Kinder ohne die gewöhnlichen Vorurtheile und Erziehungsfehler aufwachsen, und unter andern auch sich vor keinem sogenannten Gespenste fürchten sollten. Zu dem Ende gewöhnte er sie schon in der ersten Kindheit, des Abends eine Zeit lang im Finstern zu bleiben, in der Regel ohne Licht zu Bette zu gehen, und aus einsamen, ent-

*) Nach der mündlichen Erzählung des Herrn Directors Schöneberg zu Rathenau.

fernten und graulichen Gegenden des Hauses, im Finstern bald dieses, bald jenes zu holen.

Eines Abends, da absichtlich viel von der wahren Beschaffenheit schwarzer Nachtgespenster, und von der Thorheit der Furcht vor derselben, in der Kinder Gegenwart erzählt worden war: forderte der Vater seine älteste Tochter — die jetzige Madame Lehnhardt zu Burg — damals ein zwölfjähriges Kind — auf, ohne Licht die nämliche Garnwinde, welche sie Nachmittags auf den obersten Boden des Wohnhauses, wo sie Niemanden im Wege stand, hatte tragen müssen, wieder herab zu holen. Sie ging unbefangen, und ohne Widerrede. Da sie, früh zur Ordnung gewöhnt, noch genau wußte, wo sie die Winde bey Tage hingestellt hatte: so fand sie dieselbe auch auf den ersten Griff im Finstern wieder, und trat den Rückweg an.

Bisher war ihr der Gedanke an irgend eine Art von Gespenst, welches sie erschrecken könnte, kaum eingefallen; wenigstens suchte sie denselben als kindisch und unstatthaft aus ihrer Seele zu verdrängen. Allein, kaum hatte sie von der Treppe des Dachbodens die erste Stufe zurück gethan: so hörte sie ganz vernehmlich, daß sie von irgend einem Etwas verfolgt werde. Es war ihr schon einige Schritte früher so vorgekommen. Damals

bemühte sie sich noch, das Gehörte für nichts Wirkliches zu halten, und auf die Rechnung ihrer betrügerischen Einbildungskraft zu schreiben. Auf der Treppe aber wollte es ihr nicht mehr damit gelingen.

Sie sah sich einen Augenblick um, und erblickte in der Finsterniß freylich nichts, aber das verfolgende Unding hörte darum nicht auf, sie rasselnd zu schrecken, und ihr auf den Fuß zu folgen. Ein Kettengerassel war es nicht, aber doch etwas dem Aehnliches. Das Kind rief ziemlich herzhaft: Wer ist denn da? bekam aber keine Antwort. Ihm blieb nichts übrig, als seinen Weg hinab nach den Gegenden des Lichts fortzusetzen. Anfangs geschah dieß ziemlich langsam, um dem Polterer nicht die Blöße zu geben, als ob man sich vor ihm fürchte. Allein, da die Zudringlichkeit und Hörbarkeit des noch immer verfolgenden spukhaften Polterers, dem Scheine nach, zunahm: so wurden dem armen Kinde doch endlich die Hacken lang. Jetzt hatte Mamsell Schöneberg erst die obere Treppe hinter sich; sie eilte nun, immer noch verfolgt, auch die untere Treppe vom ersten Stockwerke in das Parterre hinab. „Licht! Licht!“ rief sie, und je näher sie demselben, und ihren Eltern kam, um so mehr wuchs ihre Herzhaftigkeit wieder. In

der That machte ihr die Art, wie sie sich, als Kind, bey einem so räthselhaften Ereignisse nahm, Ehre. Wahrscheinlich wären hundert andre moralische und physische Kinder in ihrer Lage, vor Angst, Schrecken und Eilfertigkeit, die Treppe hinabgestürzt, und hätten sich Arm und Bein gebrochen.

Endlich erreichte die Verfolgte, mit der Garnwinde in der Hand, und etwas weniges außer Odem, das Wohnzimmer. Der Muth einsprechende Entgegenruf: „Nun was giebts, was giebts, liebes Kind?" brachte sie zum Stehen. Sie sah sich hier im Hellen ziemlich wild um, aber ihr Verfolger, der eben erst noch hinter ihr gerasselt hatte, war verschwunden.

Sie erzählte ihr Abentheuer; man eilte zur Untersuchung, und entdeckte unmittelbar vor der Stubenthür schon das rasselnd verfolgende Gespenst — eine getrocknete Bohnenrankel, mit einigen Schalen voller klappernder Bohnen! — Sie hatte, unter mehrern andern, auf dem obern Boden gelegen, um zu trocknen, und war unglücklicherweise dem guten Kinde an der Rockkante hangen geblieben. Mamsell Schöneberg, die, in Gegenwart Mehrerer, durch einen Ver-

such auf der nämlichen Treppe, und mit der nämlichen Rankel, die Natur des Gespenstes näher untersuchte, ward auf das vollkommenste überzeugt, daß einzig dieser unbedeutende Zufall, die Veranlassung ihres Schreckens gewesen war, und jenes spukhafte Geräusch verursacht hatte.

Zehnte Erzählung.

Von einigen hundert Gespenstern, die in einer Westpreußischen Kirche ihr höchst wunderbares, und dennoch natürliches Wesen trieben. *)

(I. 4. B.)

In einem Westpreußischen Städtchen lebte vor einigen Jahren eine alte Frau, die anfangs aus Frömmigkeit, und nachher vermuthlich aus Gewohnheit, — nicht allein an jedem Sonntage, sondern auch die Frühmesse jedes Tages besuchte. Da diese im Winter zu einer Tageszeit ihren Anfang nahmen, um welche es noch finster zu seyn pflegt: so ging sie dann gewöhnlich mit einer Laterne zur Kirche.

*) Niederrheinische Unterhaltungen, einegemeinnützige Wochenschrift. (8. Frankf.) Sechster Jahrgang. 1791. Erstes Heft.

Eines Morgens im Winter, wachte sie auf, hörte das gewöhnliche Meßglöckchen läuten, zog sich an und ging, mit ihrem Laternchen versehen, ihren gewöhnlichen Gang zur St. Marienkirche. Schon von außen sah sie dieselbe, wie gewöhnlich, erleuchtet, indessen fand sie doch, beym Eintritt in dieß Gotteshaus, noch alle Bänke und Stühle leer; auch kam ihr das Licht in der Kirche nur, wie eine Dämmerung vor, und sie konnte gar nicht gewahr werden, von wo es eigentlich herkäme, denn auf den Arm- und Kronleuchtern umher steckten nur unangezündete Lichter.

Sie sah nach der Tafel, auf der sonst die Nummern der Lieder angeschrieben waren, die heute gesungen werden sollten, fand aber auf derselben mancherley Züge und Charaktere, die ihr unbekannt waren, und mit glänzendem Firniß geschrieben zu seyn schienen.

Plötzlich hörte sie in den Kreuzgängen umher ein dumpfes Geräusch; — sie sah auf, und erblickte durch die große Halle, die in den hintersten Kreuzgang, und zu einem verschlossenen Kirchhof führte, ein Menge weißer Gestalten.

Sie wollte eben aufspringen, um davon zu laufen, als sie sich schnell von diesen räthselhaften Personen umgeben sah. Sie waren theils männ-

lichen, theils weiblichen Geschlechts, Greise, alte Mütterchen, Jünglinge und junge Mädchen; alle todtenblaß, alle mit eingefallenen Gesichtern. Einige waren bloß in weiße Laken gehüllt, andere leichenartig ausgeschmückt; die mehresten aber trugen eine Kleidung, wie sie in dem Städtchen vor funfzig, oder hundert Jahren Mode gewesen seyn mochte. Alle diese Menschengestalten setzten sich auf die ledigen Bänke und Stühle der Kirche, zogen Gesangbücher aus den Taschen, sahen nach den Liedertafeln, und schienen das dort angezeigte Lied in ihren Büchern aufzuschlagen.

Auch auf die Bank, auf der unsere fromme Frau saß, hatten sich einige von den Ankommenden gesetzt, und diese erkannte sie für gewisse zum Theil längst verstorbene Personen, die vor Zeiten ihren Kirchsitz hier gehabt hatten.

Das arme geängstigte Mütterchen versuchte indessen noch einmal, fortzugehen, wurde aber doch von den drohenden Blicken der Gestalten veranlaßt, da zu bleiben.

Auf einmal fingen die Lippen der versammelten Gemeine an, sich zu bewegen; aber die Töne, die sie hervorbrachten, waren nicht sowohl ein Gesang, als ein dumpfes Rauschen, oft mit einem schwachen Heulen, oft mit einem Röcheln, das dem

Röcheln

Röcheln eines Sterbenden nicht unähnlich war, untermischt.

Endlich trat eine Gestalt, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem der verstorbenen Prediger dieser Kirche hatte, auf die Kanzel. Alles wurde stille; die Gestalt auf der Kanzel bewegte die Augen, die Lippen, die Arme, aber sie gab keinen Ton von sich.

Nach einer halben Viertelstunde verschwand diese, und die andern Gestalten erhoben sich plötzlich von ihren Stühlen, und schwebten, wie vom Winde getragen, in die dumpfen Gewölbe des Kreuzganges zurück.

Auch das Mütterchen schwankte nun, von Angst und Entsetzen kraftlos, zur Kirche hinaus. Es war noch tiefe Nacht, und die Glocke schlug Eins! Schaudervoll tönte dieser mitternächtliche Glockenschlag den Ohren der Erschrockenen; denn nun erst merkte sie, daß sie sich in Absicht der Zeit geirret habe, und, anstatt des Morgens um sechs Uhr, vielmehr in der Gespensterstunde, wo niemals Gottesdienst gehalten wurde, zur Kirche gegangen war.

Die fromme Frau that unterwegs in der Angst ihres Herzens noch manchen Stoßseufzer wider Teufel und Gespenster; legte sich dann, ganz ent-

kräftet, zu Bette, und schlief vor großer Entkräftung, ohne bängliche Phantasien und Träume, bis an den hellen Tag.

Jetzt erst, da sie erwachte, und das räthselhafte Eräugniß der Nacht recht überdachte, jetzt erst erkannte sie ganz das Schreckliche ihres bestandenen Abentheuers. Sie fastete den ganzen Tag, sang und betete den ganzen Tag; sagte aber keinem Menschen ein Wort von Allem, was sie gesehen und gehört hatte.

In der folgenden Nacht erwachte sie wieder, hörte wieder das Meßglöckchen läuten, sah zum Fenster hinaus, ob es wohl schon um die Zeit der Frühmette seyn möchte? und ging, ob es ihr gleich noch nicht so schien, durch einen unwiderstehlichen Trieb, von dem sie selbst keine Gründe anzugeben wußte, wiederum zur Kirche.

Es begegnete ihr daselbst abermals, was ihr die vorige Nacht begegnet war. Sie kam indeß auch jetzt glücklich nach Hause zurück, legte sich wieder zu Bette, und erwachte am nächsten Morgen, jedoch in einer weit größern Entkräftung.

Sie mußte vor Schwäche im Bette bleiben und fühlte eine ununterbrochene Angst; — doch machte sie auch jetzt ihr grausenhaftes Abentheuer noch Niemanden bekannt.

Auch in der dritten Nacht begegnete ihr — kleine Veränderungen ausgenommen — Alles, was ihr in den vorigen beyden Nächten begegnet war; und am folgenden Morgen war ihre Entkräftung so stark, daß man ihren Tod befürchten mußte.

Arzt und Beichtvater wurden herbey gerufen, und die Kranke erzählte beyden ihre schreckliche Geschichte.

Der Pater erklärte alles durch die Macht des Teufels, der mit Gottes Zulassung auch fromme Seelen zu ängstigen und zu quälen im Stande sey, und schlug das Abendmahl, als das einzige Mittel wider diese Anfälle des alten Bösewichts, vor.

Dem Arzte, der, wie gewöhnlich, ein denkender Mann war, genügte diese Erklärungsart nicht; und ob er gleich auf der Stelle keine vernünftigere mit Zuverlässigkeit geltend zu machen im Stande war: so gab er doch darum die Hoffnung nicht auf, dieß vielleicht bald zu können. — Da er von dem Küster der Marienkirche, auf sein Nachfragen, die Versicherung erhielt, daß dieß Gotteshaus um Mitternacht nie aufgeschlossen, und auch an den drey letzten Tagen, des Morgens früh, von ihm wohl verschlossen gefunden worden sey: so beschloß er, in der nächstfolgenden Nacht mit dem Pater bey der Kranken zu wachen.

Sie wachten; die kranke Frau schlief bis an den Morgen. Doch hatten beyde um Mitternacht an ihr bemerkt, daß sie in einen heftigen Schweiß gerieth, und sich unruhig im Bette umher bewegte.

Kaum schlug sie am Morgen die Augen auf, so fing sie an, laut zu weinen; ganz ungehalten, schalt sie die Anwesenden, daß sie — gegen ihr Versprechen — sie doch wieder in die Kirche hätten gehen lassen.

So lag nun das Wunder, woran der Teufel wahrlich ganz unschuldig war, klar und aufgedeckt vor Aller Augen. Schwere Träume, von dickem Blute, schwachen Nerven und lebhafter Einbildungskraft erzeugt, — Träume, aber nicht eine ganze Kirche voller Gespenster, hatten die arme Kranke gequält.

Der Frau wurde durch Aderlaß, Blutreinigung und stärkende Arzneyen noch auf ein halbes Jahr das Leben erhalten, dann aber starb sie plötzlich in der Nacht; vielleicht an der Angst eines ähnlichen Traumes.

Eilfte Erzählung.

Von einer spukhaften Erscheinung des Berlinischen Leichenwagens um Mitternacht, als Vorbedeutung eines nahen Sterbefalles *)

(I. 1. C. — II. 1. — III. 1.)

In der Gegend des Neuen Markts zu Berlin verbreitete sich im Winter 1786 ganz allgemein die einzeln schon längst statt gefundene Volkssage, daß daselbst des Nachts zwischen Zwölf und Ein Uhr ein spukender Leichenwagen durch die Straßen zu fahren pflege, so oft in der dortigen Gegend der Todesfall einer bedeutenden Person bevorstehe. Wirklich wollten ihn eine Menge Herren und Damen, denen man nicht geradezu alle Glaubwürdigkeit absprechen konnte, öfter als einmal gesehen haben. An Gelegenheit zu mitternächtlichen Beob-

*) Nach der mündlichen Erzählung des Herrn Feldpredigers Künzel zu Berlin.

achtungen kann es freylich in einer Stadt nicht fehlen, wo man aus Nacht Tag zu machen gewohnt ist, und zur Stunde der Gespenster noch häufig auf den Straßen wankt. Da es indessen bekanntlich durchaus nicht Sitte ist, die Leichen noch so spät — um Mitternacht — nach dem Begräbnißplatze fahren zu lassen: so konnte keine Verwechselung eines wirklichen Leichenwagens mit dem vorgeblich spukenden statt gefunden haben; mithin verdiente die einstimmige Aussage so Vieler, welche letztern mit eigenen gesunden Augen wollten gesehen haben, immer Aufmerksamkeit.

Eines Abends sprach man im freundschaftlichen Zirkel von Denkern und Nichtdenkern, der im Hause des bereits gestorbenen Kaufmanns Fr. Wagener in der Neuen Friedrichsstraße versammelt war, ein langes und breites für und wider das Wahre, Wahrscheinliche und Alberne in dieser Volkssage. Die Vertheidigerinnen der spukhaften Natur dieses Leichenwagens hatten eigene und fremde Erfahrungen — mithin Thatsachen — auf ihrer Seite. Zugleich beriefen sie sich nicht ohne Grund darauf, daß es nicht nur nicht Gebrauch, sondern auch wider alle policeylichen Verordnungen sey, wirkliche Leichen durch den wirklichen Todtenwagen des Berlinischen Generalpächters dieser all-

gemeinen Beerdigungsanstalt, schon vor Ein Uhr des Nachts, nach dem Begräbnißplatze bringen zu lassen.

Zwar waren die Gegner unartig genug, zu Gunsten der Wahrheit zu verstehen zu geben, daß auch selbst diese so genannte Thatsachen vielleicht nur in einer von Gespensterfurcht erhitzten Einbildungskraft statt gefunden haben möchten. In der That konnte sichs auch leicht zutragen, daß man, begünstigt von mitternächtlicher Finsterniß, eine Berlinische Miethskutsche, deren Eilfertigkeit zuweilen dem Schneckengange des Leichenwagens gleich kommt, dann und wann für den letztern nahm. Allein diesen Einwürfen und Bedenklichkeiten begegnete man durch die Versicherung, daß man den spukenden Wagen mit der gewöhnlichen Begleitung unter andern auch beym hellsten Mondenlichte gesehen, sein dumpfes Rollen, das Tappen der Pferde, die Fußtritte der Führer gehört, kurz Alles ganz in der Nähe deutlich beobachtet habe. Und um den Grad dieser Deutlichkeit noch näher zu bestimmen, fügte man die Versicherung hinzu, daß man sogar das durchschimmernde Roth der, zur Schande Berlins, dem wirklichen Leichenzuge eigenthümlichen, unbeschreiblich elenden schwarzen Behänge habe erkennen können.

Unter solchen Umständen blieb den Vertheidigern der guten Sache nichts übrig, als die Segel zu streichen, und die etwanige Auflösung des Räthsels der Alles entwickelnden Zeit zu überlassen.

Ueber diese Gespräche war es spät Mitternacht geworden, und man fuhr, nicht ohne jene schauerlichen Empfindungen aus einander, welche die, mit Scheingründen geltend gemachte, Schutzrednerey des Gespensterglaubens nicht selten auch in der Seele des Gebildetern hervorzubringen pflegt, so sehr sich dieser auch über alle Gespensterfurcht erhaben denken mag. Kaum war man um die Rosenstraßenecke herum gebogen: so begegnete man um drei Viertel auf Eins, dem ominösen Leichenwagen. Mit Graun und Entsetzen bog ihm der Kutscher aus, und jagte, trotz aller Zurufungen seines Herrn, Halt zu machen, in rasselnder Eile davon. Selbst den Pferden dieses Kutschers mußte die schwarzrothe Nachterscheinung verdächtig und schauderhaft vorkommen, denn sie eilten, ohne den Peitschenhieb ihres Regenten abzuwarten, in mächtigen Sätzen durch die Straßen.

So war nun der Herr im Wagen außer Stand gesetzt, die Natur der vorgeblich sputhaften Erscheinung auf der Stelle zu untersuchen, obgleich

dieß auf Veranlassung der Gespräche des eben verlebten Abends sein sehnlicher Wunsch geworden war. Frau Gemahlinn und Mamsell Tochter, deren Sache Nachforschungen der Art eben nicht seyn mochten, waren indessen mit dem braven Kutscher gar sehr zufrieden, und lobten ihn ungemein.

Desto genauer untersuchte der auf den Kutscher ungehaltene Herr am nächsten Morgen den wahren Zusammenhang des erlebten Abentheuers. Wer hätte darüber bessere Auskunft geben können, als der Pächter der Leichenwagen? Und wirklich löseté Der ohne Anstrengung das große Räthsel auf folgende, unbezweifelte, völlig zuverlässige Art auf:

Es hatte sich in jener Gegend, wo man auf den vermeintlich spukhaften Leichenwagen stieß, eine Militairperson entleibet; und die hinterlassene Wittwe, welche ein schimpfliches Aufsehen vermeiden wollte, hatte sich die Erlaubniß auszuwirken gewußt, den Entseelten bey mitternächtlicher Stille beerdigen lassen zu dürfen.

Wenn man diese Erlaubniß vielleicht ohne große Schwierigkeiten erhält, und wenn es der Ursachen mancherlei geben kann, warum eine Familie ihren Leichnam so ganz im Stillen, als mit mehrerm

Aufsehen, dem mütterlichen Schooße der Erde wieder anvertrauet sieht: so ist es ja offenbar, daß man die Aussage derer mit Unrecht in Zweifel zog, welche den nächtlichen Leichenzug schon öfter gesehen haben wollten. Bloß darin irreten sie, daß sie das Wirkliche für ein Blendwerk, und noch dazu für ein vorbedeutendes Blendwerk der Geisterwelt hielten.

Zwölfte Erzählung.

Von einer wirklich gestorbenen Matrone, welche, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, wieder lebend in ihrem Sterbebette lag. *)

(I. 1. — 3. A. — III. 1.)

Unter der Regierung Ludwigs Sforzia, Herzogs zu Mailand, lebte in der Nähe des herzoglichen Residenzschlosses eine reiche Wittwe, von deren letzten Lebensjahren die Geschichte nichts weiter erzählt, als daß sie, andern gutmüthigen Matronen gleich, von einem Tage zum andern schlief, aß und trank, und daneben zu ihrem Zeitvertreib und Vergnügen, die Pfauen, Affen, Hunde ꝛc. des Herzogs fleißig mit Leckerbissen an sich lockte und futterte. Zum großen Leidwesen dieser Thiere, deren beste Freundinn sie war, entschlief sie endlich.

*) D. Hauber's Bibliotheca acta et scripta magica; oder Nachrichten von Handlungen, welche die Macht des Teufels betreffen. 36. Theil. 1745.

Ihr Sterbezimmer war im zweyten Stocke ihres Wohnhauses. Man brachte sie, als Leiche, in ein Zimmer unterwärts, von wo sie darauf in einem prächtigen Paradesarge nach ihrer Ruhestätte getragen wurde. Sie war im Leben eine große Gönnerinn des katholischen Priesterwesens, und hatte eine geistliche Stiftung gemacht. Die Kirche nannte sie daher in ihrer Sprache eine fromme Frau, und ihren Leichenzug begleitete eine Menge Pfaffen und Mönche.

Kaum hatte man ihren Leichnam dem kühlen Schooße der mütterlichen Erde wiedergegeben, kaum war der lange Leichenzug zurück gekehrt, um sich gut schmecken zu lassen, was zu Ehren der zur Ruhe gebrachten Alten an Schmausereyen und köstlichen Weinen aufgetischt wurde: so vereitelten ein Paar Kammerjungfern der Verstorbenen alle diese schmackhaften Aussichten. Sie waren, ich weiß nicht in welchem Geschäfte auf der Sterbestube gewesen, und eilten jetzt mit einem durchdringenden Zetergeschrey von der Treppe hinab, zu den Leichengästen hin, die eben im Begriff waren, die wohlbesetzte Tafel zu plündern. Nachdem die beyden Mädchen durch ein weibisches Geheul ihrem Herzen einige Luft gemacht, und die Fragenden über Das, was ihnen widerfahren sey, lange genug in Ungewißheit gelassen hatten, erzählten sie der werthen Gesell-

schaft in abgebrochenen Worten, und mit Einmischung manches angstvollen Seufzers: daß ihre so eben in die Erde gescharrete selige Frau schon wieder leibhaftig und lebend im Sterbebette liege.

Die Beherztesten unter den Anwesenden unterfingen sich, die Wahrheit dieses Vorgebens in Zweifel zu ziehen, und eilten zur Treppe hinauf. Ihr erster Blick beym Eintritt in das Sterbezimmer, war nach dem Bette hin gerichtet, und ihr erstes Wort: „Jesus Maria! da liegt sie wahrhaftig schon wieder!“ — Eiskalt lief es ihnen über, indem sie sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit der Sache überzeugten. Die weniger Beherzten waren ihnen in einiger Entfernung nachgeschlichen, und hatten alle Ursach, zurück zu eilen, um nur nicht von ihren Vorgängern, deren Rückzug keineswegs in bester Ordnung geschah, übergerennet zu werden. Und obgleich unten ohnehin schon großer Aufruhr war, so wurde er doch nun erst vollständig. Alle Gesichter drückten Erstaunen und die höchste Verwunderung aus, und in den Mönchsgesichtern insbesondre, war außerdem auch noch heiliges Entsetzen vor diesem Kunststücke des Teufels sichtbar. Man weihete sich schon vorläufig durch manches eilfertige Ave Maria, und durch tausend andere Aeußerungen des Aberglaubens, zum geist-

lichen Kampfe mit diesem übermüthigen Unholde ein; und kein Laye war ferner lüstern, die Treppe, und das fürchterliche Sterbezimmer, mit ungeweihetem Fuße zu betreten.

Die wunderseltene Begebenheit war in weniger als einer Viertelstunde keinem Bewohner der Stadt mehr unbekannt, und der Zulauf von Menschen ward immer größer. Einige wollten es längst gemerkt haben, daß die verstorbene Alte mit dem Schwarzen gut daran gewesen seyn müsse; denn sonst — meinten sie — würde sie nicht eine so übermenschliche Liebe zu den Thieren des Herzogs gehabt haben. Andre hingegen, die weniger lieblos urtheilten, meinten gutmüthig, der Teufel könne ja wohl aus andern Ursachen sein Possenspiel treiben, um rachsüchtig, der heilig verstorbenen Alten, im Grabe noch einen Schandfleck anzuhängen; Alle aber stimmten darin überein, daß man sogleich die anwesenden geistlichen Herren, und, zu deren Unterstützung, das ganze benachbarte Kloster ersuchen und auffordern müsse, durch Gebete und Beschwörungen dem unwillkommenen Gaste die Thür zu weisen. Dieß geschah nun auch auf der Stelle. Alle tonsurirten Häupter sammelten sich auf einen Haufen, und zogen dann in Prozession daher. An der Spitze der geweiheten Kolonne trug der che-

malige Beichtvater der Wiedererstandenen das goldene Kreuz, und der Kesselträger mit dem geweheten Wasser beschloß den langen Priesterzug.

So defilirte man nun, nicht ohne Herzklopfen, die Treppe hinauf, und nach dem Sterbezimmer hin, um den Ungebetenen zuvörderst aus dem Bette hinaus zu manövriren.

Hu! welch ein scheußlicher Anblick erschreckte die betenden Herren! Die eben erst Begrabene lag in ihrer schönsten Festtagshaube, aber mit sehr verzerrten Gesichtszügen, und kleinen funkelnden Augen, im Bette, und empfing die Herren nichts weniger, als freundlich. Sie schauderten daher anfangs zusammen, und wollten zurück beben, doch ermannten sie sich, und begannen das feyerliche Possenspiel der Beschwörung.

Das Schreckbild im Bette sah der allgemeinen Thätigkeit, dem Anscheine nach, ruhig zu, und es fiel ihm gar nicht einmal ein, sich aus dem Bette und Hause zu entfernen. Besonders aber faßte es jenen wohlgenährten Klosterbruder scharf ins Auge, dessen Arm den Weihquast schwang, um geheiligtes Wasser unter die Menge zu verspritzen. Da er aber jetzt — ich weiß nicht, ob zufällig, oder absichtlich — auch der im Bette liegenden Matrone das kühle Wasser ins Auge spritzte: verzerrte sie den

Mund auf eine entsetzliche Art, knirschte fürchterlich mit den Zähnen, und machte Miene, sich ihrer Haut zu wehren. Die sämmtlichen Beschwörer überfiel Grausen und Entsetzen, da sie die Bewegung der Bettdecke bemerkten, und daraus auf den nahen Kampf mit dem teuflischen Gespenste schlossen. Unvorbereitet auf diesen Angriff, und höchst bestürzt über den schlechten Erfolg ihrer Beschwörungen, fühlten sie durchaus keinen Beruf, mit dem Bekrallten handgemein zu werden, sondern ergriffen eiligst die Flucht. Mit einem gräßlichen Geschrey stürzten sie zur Stube hinaus, und mancher dicke Mönchsbauch kam, weil ein jeder zuerst hinaus, und in Sicherheit seyn wollte, zwischen der Thürwand nicht wenig in die Klemme.

Da der Teufel, in Gestalt der beerdigten Matrone, besonders den Wohlgenährten mit dem Weihquaste aufs Korn gefaßt zu haben schien: so war dieser auch der erste an der Treppe; und da er, den Weihkessel in der Hand, aus großer Eilfertigkeit, immer zwey oder drey Stufen überschritt, um desto geschwinder in Sicherheit zu kommen: so stürzte er, eh' er sichs versah, gar unsanft von der Treppe hinab. Alle, die ihm blind folgten, stolperten über den zuerst Gefallenen. Hier und da gab es zwar einen blutigen Kopf; indessen, wie

bey

bey einem Unglück immer ein Glück zu seyn pflegt, so brach auch hier Niemand den Hals.

Kaum waren die blutenden und äußerst verlegenen Herren sämtlich wieder auf den Beinen: so kam das Schreckbild aus dem Sterbebette ebenfalls, jedoch weniger übereilten Schrittes, von der Treppe hinab, und trat, mit dem Kopfputze und Schleyer der verstorbenen Hausfrau, mitten unter die Wehklagenden. Alle Bestürzung hatte nun plötzlich ein Ende; an ihrer Stelle bemerkte man auf allen Mönchsgesichtern tiefe Beschämung, und rund umher erscholl das laute Gelächter der Volksmenge.

Es war nämlich Mardi, der schöne Affe des Herzogs, der das große Aergerniß veranlaßt hatte, und jetzt in dem Kopfputze seiner verstorbenen Wohlthäterinn, daher geschritten kam. Während daß man diese zu Grabe trug, mochte er sie in dem Sterbezimmer gesucht haben, wo er aus ihren Händen so manchen Leckerbissen dahin genommen hatte.

Aber anstatt der geliebten Gönnerinn, fand er bloß deren Kopfputz, den er sich aufsetzte, und dann wahrscheinlich den vermißten Begräbnißkuchen verzehrte, wovon noch einige Ueberreste im Bette lagen. Vielleicht hatte er den Magen über-

laden, und bedurfte, zur bessern Verdauung des Kuchens, der Ruhe; oder vielleicht wandelte ihn wirklich ein dunkles Gefühl von Traurigkeit über seine vermißte Freundinn an. Genug er legte sich, mit verschleyertem Kopfe, in das Bette der Verstorbenen, und zog bis an den Hals die Bettdecke über sich her, um ein Mittagsschläfchen zu machen.

Unglücklicherweise aber stöhrten ihn darin jene unberufenen Herren mit den Rosenkränzen und dem Weihwasser, und brachten ihn auf die Beine, um so, wider ihre Absicht, dem Publikum zu beweisen, daß selbst der possierliche Einfall eines Affen, eine ganze Menge mit Verstand begabter Menschen zu verlachenswerthen Thoren machen könne.

Dreyzehnte Erzählung.

Beweis, daß einige Menschen sich selbst doppelt sehen *)

(I, 1. C. D. — III. 1.)

Mamsell L.. besuchte im Frühjahre 1796 eine im Halberstädtischen an einen Oekonomiebeamten verheyrathete Jugendfreundinn. Das Haus, welches diese bewohnten, hatte, von seiner ehemaligen Bestimmung her, eine ungemein klösterliche, und wenn man will, graulich e Einrichtung. Man fand da noch dem Klosterwesen angemessene, lichtscheue Bauart — große Hallen und Säle — lange, finstere Gänge, und eine Menge Gewölbe. Selbst von einem vermauerten unterirdischen Gange ging noch die Rede, in welchem unter den Schlangen und Kröten, auch sogar Nachtgeister hausen sollten. Kein Wunder daher, daß dieses steinerne Gebäude

*) Nach der Erzählung der Frau Packhofsinspectorinn Kannegießer zu Havelberg.

eines längst verflossenen Jahrhunderts in dem Rufe stand, als ob es nicht bloß des Nachts, sondern selbst am hellen Tage, darin umgehe.

Mamsell L.., die nichts weniger, als voller Gespenstervorurtheile war, hörte von diesen Gerüchten, noch eher sie die neue Wohnung ihrer Freundinn je gesehen hatte. Diese führte sie bald nach der Ankunft in der weitläuftigen Rummeley umher, und wies ihr vorläufig das ihr bestimmte Zimmer an. Wenn man auch ein lichtvolles Wohnhaus im neuern Geschmacke viel lieber gehabt hätte: so belächelten doch beyde die Schwäche so Vieler ihres Geschlechts, deren Sache es nicht seyn würde, mit Geistern und Unholden unter einem Dache zu wohnen.

Am nächsten Abend, wo aus der Nachbarschaft, der Mamsell L.. zu Ehren, einige Freundinnen und Freunde zusammen gebeten waren, kam zufällig auch die Rede auf die Schreckbilder und geistigen Mitbewohner des Hauses. Da indessen die Gesellschaft aus lauter erleuchteten Köpfen bestand: so hatte man dieß Kapitel bald erschöpft, und schloß es lächelnd mit der vielsagenden Bemerkung: daß nur die Furchtsamen und Abergläubigen von den häuslichen Unholden beunruhigt würden, den Beherzten und Vorurtheilfreyen hingegen erschienen sie nicht.

Es war Mitternacht, als die Gesellschaft zu Bette ging. Die Wirthinn begleitete Mamsell L.. auf deren Schlafzimmer, zeigte ihr die Bequemlichkeiten, deren sie etwa bedürfen möchte, und verließ sie unter herzlichen Anwünschungen einer guten Nacht.

Ehe sich Mamsell L.. zur Ruhe begab, ging sie noch einem geheimen Geschäfte nach. Der Weg dahin führte durch zwey Seitengemächer, wovon das hinterste zwey Thüren neben einander hatte, deren eine die ihr nachgewiesene war; sie hatte aber vergessen, welche? und ging in die unrechte. Sie fand da mancherley, nur das nicht, was sie eigentlich suchte. Die Neugierde und der Wunsch, das zu finden, wornach sie sich umsah, veranlaßte sie, durch ein Fenster zu sehen, welches dem Anscheine nach, nicht nach außen, sondern nach einem benachbarten innern Zimmer wies. Dieß Zimmer war eine sogenannte Polterkammer, das heißt: ein wirthschaftliches Gemach, in welches allerley Hausgeräthe und andre Sachen, denen man keinen bessern Platz zu geben weiß, aus der Hand gesetzt werden.

Kaum hatte Mamsell L.. mit dem Lichte in der Hand, einen flüchtigen Blick durch erwähntes Fenster in diese Kammer gethan: so fuhr sie mit Entsetzen zurück, denn sie erblickte auf das deutlichste — sich selbst. Das in der Polterkammer hausende Nacht-

gespenst hatte ihre Gesichtszüge, ihren Kopfputz, kurz ihre ganze Außenseite, nachäffend, angenommen. Um plötzlich und unerwartet die erklärte Gespensterverläugnerinn recht sehr zu erschrecken, stellte es sich dichte vor das Fenster, durch dessen runde Glasscheiben sie sehen wollte, und sah ihr ins Gesicht. Der Schreck war fürchterlich, den sie davon hatte. Es fehlte wenig, sie wäre sinnlos hingesunken. Indessen hatte sie noch so eben Kräfte genug, diese Gegend des Hauses zu verlassen, und mit der Farbe einer Leiche ihrer Freundinn in die Arme zu eilen.

Man untersuchte und fand das Gespenst noch auf dem nämlichen Flecke; nur mit dem Unterschiede, daß es, als durch jene Fensterscheibe der Herr des Hauses sah, dessen Gesichtsbildung, die Schlafmütze, welche er aufhatte, nicht ausgenommen, nachäffte, und unmittelbar darauf wieder das Gesicht der Wirthin zurück gab, die es ohne Umstände ebenfalls wagte, in die Polterkammer zu schauen. Mit den Vorräthen und Gegenständen derselben genau bekannt, entdeckte sie sogleich die obwaltende sonderbare Täuschung.

Ein ziemlich großer Spiegel war es, den man innerhalb der Polterkammer dichte vor das Fenster gehangen hatte, so, daß man in dem daranstoßenden Gemache, durch die Fensterscheiben, sich in demselben spiegeln konnte.

Vierzehnte Erzählung.

Das Gespenst in Ketten. Weder Selbsttäuschung, noch Menschenbetrug. *)

(III. 1.)

Gerhard Feldmann, ein Clevischer Rechtsgelehrter des vorigen Jahrhunderts, reisete im Herbste 1681 als Justiziar des Gutsherrn von Hohnstädt in dessen Angelegenheiten nach Rißheim. Er fand dießmal das herrschaftliche Schloß von einer Menge Besuchenden schon völlig besetzt. Herr von Hohnstädt sah sich daher genöthigt, ihm ein abgelegenes Zimmer in einem Hintergebäude anzuweisen, in welchem nur höchst selten jemand übernachtete. Warum? — weil es darin spukte! —

*) Entlehnt aus G. Feldmanni Dissert. de accessionibus memorabilibus immani aquarum vi, vel terrae motu factis. Amstelodami 1691. pag. 4. seq.

Vor vielen Jahren war hier eine zur Wasserprobe bestimmte, und darauf als Hexe dem Scheiterhaufen überantwortete Dorfbewohnerinn eine Zeit lang gefänglich aufbewahret worden. Die unglückliche Alte hatte feuerrothe Augen gehabt, und war, durch Fleiß und Sparsamkeit wohlhabend, von ihren Nachbarinnen beneidet und angefeindet worden; mithin mußte sie wohl eine Hexe seyn.

Aus gewissen Umständen, die sich erst nach Vollziehung des Bluturtheils ergaben, ahndeten Einige die Unschuld der Verbrannten; und so kam ihr ehemaliges Gefängniß bald in den Ruf, daß sie daselbst nächtlich mit rasselnden Ketten ihr Wesen triebe, um die Mörder der Unschuld noch ein wenig zu ängstigen. Fast alle Knechte und Mägde, und auch der Oekonomieverwalter des Gutsherrn, wollten öfter als einmal die mit unschuldigen Ketten behangene Verurtheilte gehört, und selbst gesehen haben, in so weit ihnen nächtliche Dunkelheit dieß gestattet hatte.

Herr Feldmann wußte alles dieses sehr wohl, und wenn er auch keine feige Memme in Hinsicht auf Nachtgeister war: so fühlte er sich doch nicht ganz über die Vorurtheile seines Zeitalters erhaben; und nur der Drang der Umstände vermochte ihn, sich der nächtlichen Ruhe an einem

Orte zu überlassen, wo eine erklärte Störerinn derselben hausen sollte. Indessen machte er, als kluger Mann, freundliche Miene zum übeln Spiele; und setzte in der zahlreichen Gesellschaft des Herrn von Hohnstädt, wo man ihm deshalb auf die Zähne fühlte, scherzend hinzu: er hoffe, daß die Nachtwandlerinn, deren Besuch er gewärtigen müsse, jung und schön seyn werde.

Aber diese Scherzrede wäre dem beherzten Manne bald übel bekommen; denn für dießmal war sie nichts weniger als schön und liebenswürdig. Nicht genug, daß ihr rasselndes Kettengeklirre furchtbar schauderhaft, ihn aus dem Mitternachtsschlafe erweckte; sie hatte auch, wie sich aus dem Verfolge dieser Erzählung umständlicher ergeben wird, Hände mit scharfen Krallen. Uebrigens war es auch sogar mit dem linken Fuße — diesem charakteristischen Theile des leibhaften Teufels — nicht so ganz richtig; denn er war nichts weniger, als ein Menschenfuß.

Kaum hatte Herr Feldmann, männlich und entschlossen, gegen Mitternacht sich auf das Bette geworfen, und des ersten Schlafes süße Ruhe zu genießen angefangen: so erweckte ihn ein unnachahmliches, gewaltsames Geräusch. Unnachahmlich nannte er es, in so ferne dasjenige, was uns aus der ersten Schlaftrunkenheit erweckt, in der Seele

selten ein deutliches Bewußtseyn zurückläßt. — Das erste, was sein Gehör deutlich unterscheiden und richtig erkennen konnte, war Kettengeklirre. Bald darnach rauschte das spukende Etwas dichte vor seinem Bette vorbey. Es war, als ob es im Vorbeygehen die Bettdecke berühre. Er hatte jedoch nicht das Herz, die Hand darnach auszustrekken, welches ihm indeß auch übel bekommen seyn würde. Unglücklicherweise war ihm die brennende Nachtlampe verloschen; und da er die Fensterladen wohlbedächtig zugemacht hatte, so konnte ihm auch kein Schimmer des gestirnten Himmels den Gegenstand seiner Neugierde und seines Schreckens verrathen.

Das Gespenst tappte im Zimmer langsam auf und ab, stand zuweilen stille, und setzte dann einmal plötzlich jedes Gelenk seiner Ketten in Bewegung. Bisher hatte Feldmann im Bette mit gespannter Aufmerksamkeit gehorcht, und noch durch keinen Laut seine Gegenwart zu verrathen gewagt. Aber plötzlich brüllte er ihm nun aus allen Kräften ein Wer da? entgegen.

Das Kettengeklirre ward jetzt heftiger, als bisher; es sey nun, daß das Gespenst auf diesen unerwarteten Zuruf schaudernd zusammenfuhr, oder daß es vielleicht so dem Herrn im Bette auf sein

Wer da? antworten, und ihn ein wenig dafür ängstigen wollte. Halb unwillkührlich fuhr der Justiziar nun mit Einem Satz aus dem Bette, warf sich den Ueberrock um, ergriff einen derben Knüppel, und durchsuchte damit das finstere Zimmer. Seine Stockhiebe trafen allerley Zerbrechliches und Unzerbrechliches, nur nicht dasjenige, was sie bezielten — das Gespenst.

Alles um ihn her war stille geworden. Er öffnete die Fensterladen, um mit Hülfe des Sternenlichts vielleicht den Spuk zu erkennen; aber der schien aus seinen vier Wänden bereits verschwunden zu seyn. Indessen war die verquollene Stubenthüre, die man nicht verschließen, und selbst nicht einmal einklinken konnte, ein wenig eröffnet. Der Polterer schien also wenigstens nicht durch das Schlüsselloch gekommen und entwischt zu seyn; und wirklich gereichte das in etwas zu seiner Beruhigung.

Unentschlossen, was nun weiter zu thun sey, hatte er kaum einige Minuten dagestanden, so begann das Kettengeklirre von neuem. Dießmal war es aber im Hausflur, von wo sich das Gespenst, nach dem Schalle zu urtheilen, in bester Ordnung weiter zurück zog, und dann auf eine Treppe, in das zweyte Stockwerk hinauf rasselte, wo es auf

einem Saale hin und her ging, und die Ketten, die es trug, hinter sich her schleppte.

Der Justiziar, um dessen Schlaf es nun doch einmal geschehen war, begnügte sich nicht, den Störer seiner Ruhe mit jenen Stockhieben auf gut Glück, verjagt zu haben, sondern wollte seinen Sieg verfolgen, um aus dem Rückzuge des Feindes noch reellere Vortheile zu ziehen. Zu dem Ende beschloß er, eine möglichst genaue Ocularuntersuchung anzustellen. Dazu bedurfte er eines angezündeten Lichts, das er sich von den erweckten Knechten und Mägden geben ließ. Es gelang ihm, von jenen die handfestesten zu überreden, ihn in die Behausung des spukenden Unholds zurück zu begleiten, und ihm, wenigstens als Reservekorps, zu dienen, worauf er sich im Nothfalle stützen könne.

Der Feind hatte indessen den Kampfplatz keineswegs geräumt, sondern behauptete ihn rasselnd, und schien, entschlossen, den Angriff zu erwarten. Der angreifende Theil avancirte die Treppe hinauf, ohne daß ihm der Feind diese Annäherung durch ein so gefährliches Defilee zu erschweren versucht hätte.

Jetzt stieß man auf einander. Die spukende Schöne war — eine Füchsinn, die man, jung an eine Kette gelegt, großgefüttert hatte. Herangewachsen, und der langen Sklaverey müde,

hatte sie sich losgerissen, und schlich, indem sie ihrer Nahrung nachging, nächtlich in den Gemächern dieses berüchtigten wüsten Gebäudes umher, deren Thüren es nicht eingeklinkt, oder zu denen es anderweitige Eingänge fand.

Funfzehnte Erzählung.

Von der Wiedererscheinung eines geisteskranken, an der Schwermuth gestorbenen Mädchens. *)

(I. 2. B. — 3. A. — 4. A.)

Herr Coint, ein in den Französischen Religionsverfolgungen des vorigen Jahrhunderts aus der Dauphine' nach Deutschland geflüchteter Reformirter Prediger hatte in seiner Heimath, in Ermangelung eigener Kinder, seine Nichte an Kindes Statt zu sich genommen. Dieß überaus liebens-

*) Freyer Auszug aus Brunnemanns Discours von den betrüglichen Kennzeichen der Zauberey. Halle 1727. S. 81.

würdige gute Mädchen ward nach Verlauf einiger Jahre geisteskrank, stürzte, in einem sinnberaubenden Anfalle von Schwermuth, aus einem Fenster ihres Wohnzimmers im zweyten Stockwerke hinaus, und gab bald nachher auf dem nämlichen Zimmer den Geist auf. Alle Freundinnen und Bekannte der Verunglückten bedauerten sie herzlich, und wünschten ihrem Geiste die Ruhe, welche ihm hienieden nicht zu Theil geworden war.

Am untröstlichsten von allen war ihr Oheim, ihr zweyter Vater, in dessen Armen sie starb. Lange schwebte ihm der Anblick der hingestreckten Leiche im weißen, blutigen Kleide schaudererregend vor Augen; und es fehlte wenig, auch ihn hätte das Unglück seiner zärtlich von ihm geliebten Nichte schwermüthig gemacht. Er wählte absichtlich ihr Sterbezimmer zu seiner Studierstube, und nährte dadurch, sehr unweislich, die Erinnerung an die Betrauerte. Glücklicherweise sah er endlich selbst ein, daß er sich zerstreuen und erheitern müsse; und fing, wiewohl etwas spät, an, dieser Ueberzeugung des Bessern gemäß zu leben.

Einst war er einen ganzen Tag von Hause abwesend, um theils im Genusse der schönen Natur, theils im Umgange eines Freundes über Land, den er aufsuchte, für die Welt wieder aufzuleben. Als

er des Abends im Zwischenlichte, bey der Rückkehr in seine Behausung, das Studierzimmer eröffnete, und in dasselbe eintreten wollte, schauderte er höchst erschrocken zusammen. Zu seinen Füßen lag, lang hingestreckt im blutigen Sterbekleide — seine längst vermoderte Nichte. Er erkannte ganz deutlich jede ihrer Gesichtszüge wieder. So sehr er seine Nichte im Leben und Tode liebte, so schauderhaft und schrecklich war ihm doch der mit unverwandten Augen ihn anstarrende Blick der Erblaßten.

Lange stand er, wie angenagelt, mit einem Fuße im Zimmer, und konnte sein Gesicht nicht von der spukenden Erscheinung losreißen. Ihm schwebten jetzt die oft wiederholten Sagen derer vor, welche schon längst behauptet hatten, daß diese Selbstmörderinn spukend im Hause umhertobe, und bald diese, bald jene erschrecke. Immer hatte er bis jetzt diese Sage achselzuckend mit der Versicherung beantwortet: „Mir ist sie nicht erschienen, mir wird sie auch nie erscheinen.“

„Gott — dachte er bey sich selbst — wäre es doch möglich! — welch eine sprechende Aehnlichkeit, und doch längst vermodert! — oder täusche ich mich selbst?“ Die letzte von diesen Vermuthungen war unstreitig die vernünftigste. Wirklich brachte sie ihn auch zuerst wieder zu sich. Er dachte doch nun

wenigstens schon die Möglichkeit einer Selbsttäuschung. So reifte in dem Zitternden allmählig der Entschluß, die Natur der wiedererscheinenden Nichte näher zu untersuchen.

Zwar nicht ganz ruhig, vielweniger mit Unbefangenheit, aber doch kältern Blutes, als vorhin, setzte er nun auch den andern Fuß in die Stube, und näherte sich mit kleinen und langsamen Schritten der Erscheinung. Allein diese verschwand allmählig in eben dem Maaße, in welchem er näher hinzu trat. Die deutlich erkannten Gesichtszüge der Verstorbenen wurden nach und nach gleichsam verwischt. Anfangs konnte er keine Nase, keinen Mund, und zuletzt sogar keine Augen und keine Blutflecke in ihrem weißen Kleide mehr erkennen. Endlich schwebte einzig das Kleid selbst nur noch seinen Augen vor. Sein Erstaunen über dieß allmählige Verschwinden des Gespenstes stieg jetzt aufs Höchste. Indessen so groß es war, so wurde doch in dem folgenden Augenblicke seine Beschämung, und die Unzufriedenheit mit seinen treulos vorspiegelnden Sehwerkzeugen noch größer. Denn kaum hatte er das vermeintlich blutige Sterbekleid seiner Nichte mit der Hand berührt: so war die ganze Nichte und alle Aehnlichkeit mit ihr durchaus verschwunden. Nichts von dem, was das Gaukelspiel

kelspiel seiner lebhaften Einbildungskraft herbeygezaubert hatte, hielt Stand; und Alles, was an dessen Stelle wirklich zurück blieb, war — weiße Wäsche, die man, während seiner Abwesenheit von Hause, getrocknet, und fürs Erste hierhin gelegt hatte.

„Es ist wahrlich nichts Leichtes — sagt Boëtius — das Falsche immer vom Wahren zu unterscheiden. Ich habe dieß Gespenst mit diesen meinen Augen gesehen! ist etwas, aber sehr wenig gesagt. Wer mag es berechnen, auf wie mancherley Weise des Menschen Sinne betrogen werden können? — Nur gar zu oft bethört uns die Phantasie. Wir glauben dieß oder jenes zu sehen, zu hören — und dennoch sehen und hören wir etwas ganz anderes."

Sechzehnte Erzählung.

Von einem Gespenste, welches in einem alten Rittersaale sein tobendes Wesen trieb, und gerne das Licht ausblies.

(III. 1.)

Mit einem Anhange.*)

(II. 2. A.)

Im Pfingstfeste des Jahres 1748 besuchte Herr Oberamtmann Kamlah zu Harpke mit Familie seinen Bruder zu Emden, einem Dorfe zwischen Helmstädt und Magdeburg. Da der Platz zum Beherbergen eher fehlte, als übrig war: so ließ er, für seine Person, sichs recht gerne gefallen, daß man ihm ein Zimmer in dem alten Schulenburgischen Schlosse daselbst zum Uebernachten anwies.

*) Beydes nach der mündlichen Erzählung des Herrn Regimentsquartiermeisters Kamlah zu Halle.

Dieß Schloß stand damals allgemein im Geruche der Spukerey. Zwar tobte der Kobold in demselben oft auf eine unausstehliche Weise; allein dem Oberamtmanne, einem einsichtsvollen und entschlossenen Gegner aller Poltergeister, war das um so lieber: denn er hoffte, bey dieser Gelegenheit irgend eine Entdeckung zu machen, wodurch das Reich der Wahrheit, wenigstens verneinend, gewinnen würde.

Er wählte zu seinem Schlafgemache absichtlich ein Zimmer neben dem großen Rittersaale, in welchem des spukenden Polterns vorzüglich viel seyn sollte. Nachdem er Pistolen und Degen über seine Schlafstätte aufgehängt, und mit einem treuen Diener die Uebereinkunft getroffen hatte, daß man einander auf den ersten kleinsten Laut, den das Gespenst von sich hören lassen würde, erwecken wolle, legte er sich ruhig zu Bette. Kaum eingeschlafen, erwachten beyde zugleich von einem fürchterlich lauten dreymaligen Klatschen, wovon der weite Rittersaal dreymal wiederhallte. Es war außerhalb des Schlosses ein grausenerregendes Wetter; die ganze Natur schien im Aufruhr zu seyn, und unmöglich konnte eine stürmische Nacht die Gaukeleyen eines Geistes mehr begünstigen, als die gegenwärtige. Man warf sich indessen flüchtig in's

Zeug, und eilte mit Gewehr und Licht dem Wohnsitze des tobenden Gespenstes zu. Allein dieses blies den kaum in den Saal getretenen Kampflustigen das Licht aus, indem es das vorhin gehörte Klatschen lebhaft wiederholte. Der Oberamtmann war unter diesen Umständen, der Klugheit gemäß, auf einen schleunigen Rückzug bedacht — jedoch nur, um wiederzukommen.

Das nächstemal sah er sich besser vor. In der linken Hand eine Laterne, in der rechten ein gespanntes Pistol, kehrte er zurück, und drohete laut, denjenigen über den Haufen zu schießen, der sich ihm zum zweytenmale in irgend einer Absicht nähern würde. Bey dem Eintritt in den Saal hörte man das Klatschen wiederum, und zwar noch heftiger als vorhin. Es schien aus der hintern Gegend des Saales zu kommen, und man hätte darauf schwören sollen, der Klatschende müsse noch diesen Augenblick im Saale seyn. Nichts desto weniger entdeckte man ihn beym Nachsuchen, weder hier, noch in den benachbarten Gemächern.

Unzufrieden über die fehlgeschlagene Hoffnung, wollte man in das Schlafzimmer zurückkehren. Beym Wiedereröffnen der nämlichen Saalthüre, durch welche man gekommen war, ertönte es abermals laut: Klatsch! da man fast vermuthete, daß

man vielleicht beym Weggehen eben so, wie beym Kommen geäffet werden würde: so hatte man die Augen allenthalben. Nichts im ganzen Rittersaale entging dießmal dem forschenden Blicke des Herrn Oberamtmanns; und so war dann das Gespenst aus seiner Verborgenheit ans Licht gezogen.

Eine kleine, wenig bemerkbare, und bisher als lebloser Körper gar nicht beobachtete Tapetenwandthür, die mit einem Kaminzuge in Verbindung stand, wurde von der Zugluft in dieser stürmischen Nacht jezuweilen ab und zugeworfen. Die nämliche Zugluft war es auch, welche gleich anfangs beym Eröffnen der Saalthüre das Licht auslöschte, wie einige deshalb angestellten Versuche hinlänglich erwiesen. —

Der nämliche Herr Kamlah, welcher in Harpke zugleich Justizbeamter war, hörte im Winter 1749 von einem gar gewaltigen, schreckenverbreitenden Gespenste von blendendweißer Farbe, welches, durch sein keckes Wesen und beleidigendes Betragen, die Bauerschaft genannten Dorfes, wöchentlich zweimal, um Mitternacht ängstigte. Niemand, hieß es, dürfe sich dann ungeneckt auf den Straßen sehen lassen; und selbst den Nachtwächter bangete, so oft die Gespensterstunde der Mittwochs- und Donnerstagsnacht hereinbrach. Ein-

zelne unter den handfesten Dorfbewohnern, welche zwar herzhaft aber nicht vorsichtig, nicht planmäßig genug einen Angriff auf dieß unbändige Nachtgespenst versucht hatten, waren gleich anfangs übel angelaufen, und bezeigten fernerhin keine Lust, einzeln eine Lanze mit ihm zu brechen. Sie thaten auch in der That wohl daran, denn die Natur mancher Geister ist von der Art, daß man auf die letztern entweder unter einem weisen Anführer in Masse Sturm laufen, oder ihnen wenigstens diese Absicht zeigen muß, um sie zu demüthigen.

Herrn Kamlah, als den ersten Rechtspfleger im Orte verdroß es, seine Untergebene, wenn sie jeglichen Tages Last und Plage getragen hatten, auch noch des Nachts von einem Geiste geneckt zu sehen. Er beschloß daher, der Herrschaft desselben ein Ende zu machen, und verabredete deshalb eines Tages mit dem Dorfschultheißen Bebenroth, in dessen Nachbarschaft das Gespenst am häufigsten umherschlich, ganz im Geheimen eine Untersuchung an Ort und Stelle.

Man kam darin überein, die sämtlichen Ausgänge der Straße, worin Bebenroth wohnte, unvermerkt durch beherzte, treue Leute zu besetzen, und den Geist den Weg in diese Falle zwar unbehindert hinein, aber nicht wieder eben so heraus

thun zu lassen. Es war kaum Mitternacht, so saß er schon in der Falle, ohne es selbst zu wissen.

Jetzt übernahm Herr Kamlah in eigener Person den Angriff auf das Gespenst. Es schlich einer Hinterthür des Bebenrothschen Hauses zu, und war eben im Begriff, dahinein zu schlüpfen, als es erst zu bemerken schien, daß ihm jemand, sehr kühn, fast auf den Fuß gefolget war. Es kehrte um, und schien sich in den Stand zu setzen, den Verfolgenden für die Verwegenheit züchtigen zu wollen. Auf den Zuruf: „Steh Betrüger!" flüchtete es nicht nur nicht, sondern ging vielmehr entschlossen und spukhaft gaukelnd, auf Herrn Kamlah los. Dieser nahm den rechten Zeitpunkt wahr, hieb ihn derb mit einer Hetzpeitsche um die Ohren, und gab sich zugleich als den Justizbeamten des Orts zu erkennen.

Dieser letzte Umstand, nebst der Ankündigung, daß ihm jeder Rückzug durch gerichtlich beorderte Wache abgeschnitten sey, machten die Geistgestalt mehr noch, als der Peitschenhieb, stutzen — und bald fand sie fernere Widersetzlichkeit, und das Fortspielen einer Rolle, die nur Kinder am Verstande schreckt, für weniger rathsam, als das Ablegen der angenommenen Maske.

Auf ein von dem Justizbeamten gegebenes Zeichen eilten von allen Seiten dessen Helfershelfer herbey; und die bisherige Herrschaft der Schreckensgestalt nahm plötzlich ein Ende. Es kroch in ihr ein junger Bauerkerl zu Kreuze, welcher bisher, unter dem Schutze seiner Gespenster, gaukeley versteckt genug, der Jungfer Bebenroth, Tochter des damaligen Dorfschulzen, die Kur gemacht hatte.

Siebzehnte Erzählung.

Von dem spukhaften Poltern und Wimmern, welches einmal unter den Leichnamen der Anatomie zu Paris gehöret wurde.*) Mit einem Anhange.

(I. 2. B. — II. 1. — III. 1.)

Zu Anfange des Jahres 1746 fand man zu Paris einen geisteskranken jungen Menschen in den letzten Zuckungen des Todes auf seinem Zimmer. Da man ihn noch kurz vorher, dem Anscheine nach, vollkommen gesund auf der Straße gesehen hatte: so vermuthete man nicht ohne viel Wahrscheinlichkeit, daß er eines gewaltsamen Todes gestorben seyn müsse. Es wurden deshalb gerichtliche Untersuchungen darüber angestellt, und man fand in sei-

*) Dissertation sur l'incertitude des signes de la mort, et sur l'abus des enterrements et embaumements précipités, par I. I. Bruhier à Paris 1746.

ner Tasche nicht nur den Ueberrest des genommenen Giftes, sondern auch einen Brief von seiner Hand, welcher seine Schwermuth, und den gefaßten Entschluß beurkundete, sich eigenmächtig und gewaltsam ein Leben zu nehmen, welches ihm zur Last sey, indem es ihm an Muth und Kraft fehle, die Bürden desselben länger zu ertragen.

Da sich ohnehin auch bald die Spuren eines vergifteten Körpers deutlich an ihm zeigten, so wurde er der Pariser Anatomie, welche unter andern auch alle Selbstmörder zu zergliedern pflegt, zugeschickt. Vorsteher dieses anatomischen Theaters war damals der berühmte Arzt J. J. Brühier. Unter den jungen Studirenden, welche er zu unterrichten hatte, befand sich einer, der die Leichname ohne den geringsten Ekel und Widerwillen durchwühlen, und kunstmäßig in tausend Theilchen zerstückeln konnte. Nur dann überfiel ihn allemal ein unwillkührliches Schaudern, und ein unüberwindlicher Abscheu, wann ein Selbstmörder secirt werden mußte. Sein Schlafzimmer stieß unmittelbar an den Saal, in welchem die zum Zergliedern bestimmten Kadaver lagen, deren, besonders im Winter, oft eine ganze Menge war. Da er aber schon daran gewöhnt, und eben nicht graulich war, so schlief er deshalb doch sehr ruhig

und sanft. Nur dann war er etwas ängstlich, und schreckte zuweilen im Schlafe auf, wenn er wußte, daß sich unter den Kadavern im Nebenzimmer einmal wieder der Leichnam eines Selbstmörders befinde.

Eine solche unruhige Nacht hatte er unter andern auch zwischen den 7ten und 8ten Februar 1746, weil er wußte, daß unter mehrern Leichen auch diejenige des vorhin erwähnten jungen Menschen, der sich vergiftet hatte, auf die Anatomie gebracht war. Ihn dünkte es gegen Mitternacht einigemale, als würde er von einem leisen Geräusche geweckt, das aus dem benachbarten Saal käme. Er schrieb dieß indessen auf Rechnung seiner Einbildungskraft, die ihm im Schlummer dergleichen schon oft vorgegaukelt hatte. Er suchte sichs daher aus dem Sinne zu schlagen, und schlief bald wieder ein. Aber um Mitternacht weckten ihn ähnliche Töne, die viel vernehmlicher waren, als die vorigen. Er richtete sich im Bette auf, und horchte mit klopfender Brust. Es war seinen Ohren, als ob unter den Leichen in seiner Nähe, ein Lebender umher wanke.

„Ich sollte doch nicht glauben — dachte er bey sich selbst — daß man uns eine Leiche stehlen wird.“

Es wurde bald wieder stille, aber er konnte nun nicht wieder einschlafen. Auch erneuete sich das Geräusch; indessen kam es ihm jetzt vor, als

klopfe jemand auf den Tisch. Aber dabey blieb es nicht. Jetzt drang zu seinen horchenden Ohren auch ein leises Klagen, ein jämmerliches Wimmern, das aus angstvoller Brust zu kommen schien. Centnerschwer fiel ihm dabey der Selbstmörder aufs Herz. „Wie — dachte er — sollte der Geist dieses Unglücklichen keine Ruhe finden können, und jetzt die Hülle wieder besuchen, von welcher er sich durch Gift gewaltsam losriß?"

Beydes, dieser Gedanke und jene Töne folterten ihn entsetzlich, und der Angstschweiß brach an seinem ganzen Leibe aus. Er verbarg sich tief unter die Bettdecke, um seine Ohren jenem schauderhaften Angstgeschreye zu entziehen. Aber auch da noch hörte er ein anhaltendes Klagen, so andringend und rührend, daß es ein Herz von Stein hätte erweichen mögen. Jetzt ward ihm seine Lage fast unerträglich. Er zitterte am ganzen Leibe. Wie gerne wäre er dem wehklagenden Selbstmörder zu Hülfe geeilet! „Aber wie — dachte er — wie soll ich ohnmächtiger Mensch die Seele eines Verdammten von ihrer Qual erlösen?" Jetzt war ihm, als wollte er aus dem Bette springen, und davon laufen; allein er hatte sich kraftlos geängstiget, und es fehlte ihm wirklich auch noch an Entschlossenheit, den ersten Fuß zum Bette hinaus zu setzen.

Ihm blieb nichts übrig, als geduldiges Harren auf die Rückkehr des neuen Tages und neuer Kräfte. Eine ganze Stunde lang drang aus dem anatomischen Saale zu seinen Ohren ein herzzerschneidendes Wimmern, das nur durch kurze Pausen unterbrochen wurde, und zuletzt an Hörbarkeit immer mehr und mehr abnahm. Kaum war die Stunde der Gespenster vorüber, so war alles ruhig, und ihn belästigten keine unerklärbaren Töne mehr. Um seinen Schlaf für diese Nacht war es indessen geschehen, und er harrete mit schmerzlicher Sehnsucht der Morgenröthe.

Des nächsten Morgens hatte er nichts eiligeres zu thun, als seinem Lehrer, dem Professor Brühier, Bericht von dem erlebten nächtlichen Abentheuer abzustatten. Er hatte seine Erzählung kaum halb geendet, so schrie ihm dieser menschenfreundliche und erfahrne Arzt entgegen: „Gott im Himmel! und Sie eilten nicht sogleich — oder vielleicht gar nicht zu Hülfe?“ —

Brühier eilte, ohne die stockende Antwort abzuwarten, zu jenen Leichnamen, in der Hoffnung, daß es vielleicht noch Zeit sey, irgend einem Wiedererwachten, der vielleicht als Scheintodter in die Anatomie geliefert seyn möchte, seine hülfreiche Hand zu reichen. Aber leider! war es viel zu

spät! Die Stunde, wo leicht hätte geholfen werden können, war, unter jenem vergeblichen Wimmern und Hülferufen, schon mit der Stunde der Gespenster verschwunden.

Hier ist der Schlüssel zu dem Räthsel: Ein junges Bauermädchen aus der Nachbarschaft von Paris hatte kurz vor Weihnachten 1745 im Hotel-Dieu ihre Wochen gehalten. In den ersten Tagen des Februars 1746 wollte sie dahin zurückkehren. Unterwegs fiel sie in eine Ohnmacht. Man brachte sie in ein Bette, und sie erholte sich wieder. Bald darauf aber erfolgte ein Rückfall, eine zweyte Ohnmacht, in welcher man sie, eine halbe Stunde nachher, ihren Geist aufgeben sah. Man hielt sie nämlich für wirklich todt, und doch war sie nur scheintodt. Man ließ den Vorstehern des anatomischen Theaters sagen, daß sie sich diese Leiche abholen lassen möchten. Zufälligerweise geschah dieß an dem nämlichen Tage, wo man jenen Selbstmörder holen ließ — am 7ten Februar.

Die ohnmächtige Scheintodte wurde nackt zu den übrigen Leichen gelegt, welche damals auf der Anatomie vorräthig waren, ohne alle Bedeckung mußte sie frieren. Dennoch siegte dießmal, wiewohl zu ihrem Unglück, die Stärke ihrer Natur. Gegen Mitternacht nämlich erwachten ihre bis da-

hin schlummernden Lebenskräfte. Sie wimmerte in ihrem hülflosen, und doch so äußerst hülfsbedürftigen Zustande. Längs einer langen Tafel, welche in ihrer Nähe stand, war sie in der Angst einige Schritte vorwärts gegangen, und hatte wahrscheinlich auf diesen Tisch geklopft, um so Hülfe herbey zu rufen. Beydes, ihr Poltern und ihr Angstgeschrey, war gehöret worden, aber — nur von einem durch seine Furchtsamkeit mörderischen Thoren, der, voller Wahnglauben, an Uebernatürlichkeiten dachte, anstatt natürliche Ereignisse zu ahnden.

Die zur unglücklichsten Stunde Wiedererwachte hatte, so hülflos wie sie war, ihren Geist nun wirklich aufgeben müssen, und schlief jetzt den eisernen Todesschlaf. Der Professor fand sie, die man Tags zuvor an die Erde auf ein wenig Stroh, mitten unter die übrigen Leichen, gelegt hatte, schon steif gefroren, indem sie, einige Schritte von den Leichen entfernt, halb aufrecht an jenem Tische stand, und mit dem obern Theile ihres Körpers über den Tisch hingebogen war.

Ein, wo möglich, noch traurigeres Loos traf den bedaurenswürdigen Kardinal Espinosa, ersten Staatsminister König Philipps des Zweyten von Spanien, unter den Händen seiner Anatomiker. Man hielt auch ihn für todt, da er nur in

einer lange anhaltenden, dem Tode ähnlichen Betäubung und Kraftlosigkeit lag. Den Seinigen war dieser unvermuthet und plötzlich erfolgte Todesfall verdächtig. Man wollte wissen, woran er gestorben sey, und da sein Körper ohnehin, der Gewohnheit gemäß, einbalsamirt werden sollte: so ließ man ihn seciren, um zugleich zu erforschen, ob er vielleicht vergiftet sey.

Die Anatomiker wühlten schon frisch in seinem Fleische umher, und thaten eben einen tödtlichen Schnitt in die Brust, da erwachte plötzlich seine bis jetzt schlummernde Lebenskraft wieder. Man sah mit Entsetzen, daß der Kardinal seine Hand nach dem Messer hin bewegte. Leider kam dieß Zeichen des Lebens um einen Augenblick zu spät; denn man hatte so eben dem vermeinten Leichname die Lunge ausgeschnitten. Das unglückliche Schlachtopfer der Unerfahrenheit und Unbehutsamkeit starb den schaudervollsten Tod.

Achtzehnte Erzählung.

Von der Austreibung eines bösen Geistes, der Fräulein Agnesen inwohnte.*) Mit einem Anhange.

(II, 2. E. — I. 1. A. B.)

Zu der Zeit, wie man anfing, Luftbälle zu füllen und in die Höhe steigen zu lassen, und wie diese Erfindung in den finstersten Gegenden Frankreichs fast noch gar nicht bekannt geworden war, lebte auf

*) Nachfolgende Geschichte verdient, als ein merkwürdiger Beytrag zur Erfahrungsseelenlehre, hier wohl ein Plätzchen. Sie ist mir von einem in Preußische Gefangenschaft gerathenen Französischen Ingenieuroffizier — dem Herrn Hauptmanne Curvinus — während seines Aufenthalts zu Frankfurt am Mayn, erzählt worden. Da ich aber damals (im December 1793) noch nicht daran dachte, daß ich je etwas ähnliches, wie dieses Buch, in den Druck geben würde: so hab' ich die Namen der in dieser Erzählung vorkommenden Personen und Oerter nicht behalten; weshalb ich das lesende Publikum hierdurch um Verzeihung bitte.

einem an der Spanischen Gränze gelegenen Französischen Landgute ein Edelmann, der das Unglück hatte, daß sein einziges Kind — die bereits verstorbene schöne Agnese — in ihrem vierzehnten Jahre geisteskrank ward. Sie bildete sich ein, daß sie von einem ungeheuer großen Teufel besessen werde. Der Vater würde mit Freuden sein halbes Vermögen hingegeben haben, wenn er seine zärtlich geliebte Tochter dadurch von ihrer tollen Einbildung zu befreyen gewußt hätte. Er ließ aus allen Gegenden Frankreichs geschickte Aerzte zusammen hohlen, und suchte bey ihnen Hülfe für den kranken Geist seiner Tochter. Viele versprachen sie ihm sehr zuversichtlich; allein keiner von allen hielt Wort. Ob man gleich der schönen blühenden Agnese äußerlich gar keine Krankheit ansah, so hatten doch die Arzeneyen der Herren größtentheils den Zweck, zuförderst ihren gesunden Körper noch gesunder zu machen. Aber die arme Agnese glaubte nach mehrern Jahren noch immer, vom Teufel besessen zu seyn.

Man gab endlich dem unglücklichen, bekümmerten Vater den vernünftigen Rath, er möchte seine geisteskranke Tochter einem Geistesarzte, das heißt einem Manne in die Kur geben, der sich hauptsächlich mit ihrer kranken Einbildungskraft be-

schäftige. Er that es, und wählte dazu seinen Gewissensrath, den katholischen Geistlichen des Orts. Allein dieser geistesarme Tropf war unter Allen, die man zu Geistesärzten hätte wählen können, zu dem schweren Geschäfte vielleicht gerade am wenigsten geschickt, und gab, im ahndenden Gefühle seiner Einfalt, die Kranke bald auf.

Hierauf übernahm es ein Apotheker aus der Nachbarschaft, Agnesens kranken Geist von dem Wahne der Teufelsbesitzung mit Gottes Hülfe zu befreyen. Und wirklich hatte er das Glück, Wort halten zu können. Zuförderst suchte er auf alle Art und Weise das uneingeschränkte Zutrauen der Agnese zu gewinnen, wozu ihm ihre Eltern gerne behülflich waren. Man brachte es zuletzt dahin, daß sie jede Behauptung des Apothekers für unbezweifelte Wahrheit hielt; und bey jeder Gelegenheit nicht mehr ihre Mutter oder ihren Vater, sondern — den Freund zu Rathe zog. Mittelst dieses unbegränzten Vertrauens, gelang es ihm, sie von allem zu überzeugen, was sie glauben mußte, wenn folgende originelle Geistesarzney anschlagen, und die Kranke von ihrem Wahne befreyen sollte.

Einst erzählte sie ihm, der Teufel, von welchem sie gequält werde, sey so groß, wie der größte Riese, aber sehr schlank und mager; er wachse in-

dessen noch, und werde zuletzt so dick werden, wie das Stamm-Ende der ungeheuern Linde, die auf ihrem väterlichen Schloßhofe stehe; und dergleichen Albernheiten mehr.

Der Apotheker merkte sich alle diese Ausgeburten ihres Wahnsinns, um diejenigen, welche in seinen Kram paßten, einst zu ihrem Besten zu benutzen; ja er wagte es sogar, ihr in dieser Absicht noch mehr sinnloses Zeug in den Kopf zu setzen. Unter andern sagte er ihr bey verschiedenen Gelegenheiten: Nach der Beschreibung, welche sie ihm von ihrem Teufel gemacht habe, kenne er denselben persönlich; seine eigene Tochter sey einmal von ihm besessen worden; er habe gewöhnlich ein seidenes Kleid von Taffent an, und könne durchaus keinen Rauch von gewissen Sachen vertragen, die er in seiner Apotheke habe, und die man auf Kohlenfeuer schütten müsse, um sie in einen dicken Qualm zu verwandeln — Es sey auch gar nicht schwer, einen solchen Teufel, vermittelst dieses Rauchs und gewisser ihm bekannter Beschwörungsformeln, aus der Person, in welcher er seinen Sitz habe, auszutreiben, so daß er krachend durch die Lüfte davon fliege, und niemals wiederkehre. Ihm selbst sey es gelungen, auf diese Art seine Tochter von dem

bösen Inwohner glücklich und auf immer zu befreyen.

Agnesen fiel es nicht ein, diese Erdichtungen im Geringsten zu bezweifeln; denn sie nahm, wie gesagt, zuletzt jedes Wort ihres Freundes für ein Evangelium. Jetzt fing der Apotheker an, hieraus den lange beabsichteten Nutzen, zum Besten der Kranken, zu ziehen. Die ungesuchteste Gelegenheit dazu gab ihm die damals noch ganz neue Erfindung mit der Luftschifffahrt. Noch eher das Geringste hiervon zu Agnesens Kenntniß gekommen war, verfertigte er ganz im Geheimen einen länglichten Luftball von Taffent in menschlicher Gestalt, der „so hoch als der größte Riese, und, aufgeblasen, so dick, als das Stamm-Ende der Linde auf Agnesens väterlichem Landgute" war. Oben gab er ihm Hörner, und unten einen vollkommenen Pferdefuß. Das Ganze hatte also ungefähr die Gestalt, in welcher einfältige Leute sich einst den Teufel zu denken pflegten.

Indessen hatte der schlaue Apotheker Agnesen unvermerkt dahin zu bringen gewußt, daß sie selbst ihn flehentlich bitten mußte, doch auch sie von dem lästigen Teufel zu befreyen, den er so glücklich von seiner Tochter entfernt habe. Er versprach ihr das gerne, und hielt jenen Teufel von

Taffent, das heißt, den kleinen Luftball in Teufelsgestalt, und Alles in Bereitschaft, was dazu erforderlich war, ihn anzufüllen, und steigen zu lassen.

Die Verbannung des unsaubern Geistes war an einem sehr schwülen Nachmittage anberaumet. Man konnte mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Gewitter erwarten. Auch dieses gehörte mit in den Plan des Apothekers; denn der Agnese war sehr bange, wenn es donnerte, und sie blieb während eines Gewitters kaum ihrer Sinne mächtig. Auch hatte er ihr erzählet, aus seiner Tochter sey der Teufel mit einem fürchterlichen Krachen ausgefahren.

Da die Gewitterwolken rund umher am Horizont aufblüheten, und das Gewitter selbst zu reifen anfing, begann der Apotheker, mit der Miene der Wichtigkeit, verschiedene nichtsbedeutende Beschwörungsformeln über Agnesen zu plaudern. Er führte sie mit ihrem Vater nach dessen Schloßgarten, wo er hinter einem Gesträuche den Luftball vorher aufgehängt hatte. Der taffentne Teufel war aber noch nicht mit Luft angefüllt, sondern so schlank, wie Agnese den ihrigen beschrieben hatte. Einige treue Diener mußten sie mit Kohlenbecken begleiten und räuchern.

Der Zug mit der erwartungsvollen Agnese ging feyerlich langsam auf allerley Umwegen durch

den weitläuftigen Garten; denn der Apotheker harrete mit Schmerzen auf den ersten Donner des sich nähernden Gewitters. Endlich rollte dieser feyerlich und grausenvoll durch die Lüfte. Agnese zitterte am ganzen Leibe, und glaubte nichts gewisser, als daß dieser natürliche und ungerufene Donner durch die Beschwörungsformeln ihres Freundes herbey geführt, und eine unmittelbare Wirkung ihres Teufels sey.

Der Apotheker fuhr jetzt mit dem Blendwerke seiner Zauberworte eifrig fort. Und da sich bald darauf abermals ein anhaltender, noch stärkerer Donner hören ließ: so führte er Agnesen in dem nämlichen Augenblicke hinter das Gesträuch, wo sie in jenem Luftballe, auf eine heftig erschütternde Art, ihren in Taffent gekleideten schlanken Teufel zu erblicken glaubte. Der Apotheker und die sämmtliche Dienerschaft fuhren entschlossen auf ihn zu, als freueten sie sich des gelungenen, und nur noch zu vollendenden Werkes. Sie beräucherten die Schreckensgestalt auf allen Seiten, und fülleten sie indessen geschwind und unvermerkt. Wirklich erschien sie nach vollendetem Anschwellen auch den übrigen scheußlich und furchtbar. Indem Agnese sie jetzt mit Entsetzen betrachtete, donnerte es abermals. Man entließ den Teufel augenblicklich, er

fuhr noch unter dem Krachen des nämlichen Donners in die Lüfte, ſtieg, in einer ſchiefen Richtung, faſt bis zum Unſichtbarwerden; wurde indeſſen von dem Winde, den das Gewitter mit ſich führte, ſchnell in eine unabſehbare Ferne fortgeriſſen, und — verſchwand! —

Agneſens ſtarrer Blick ſah ihm mit freudigem Erſtaunen nach. Alle frohlockten um ſie her, und wünſchten ihr Glück, ſie nun auf immer von dem Teufel befreyet zu ſehen. Sie fiel mit Thränen im Auge auf ihre Kniee, und dankte dem Himmel dafür; ſie umarmte und küßte dankbar ihren Freund, den Apotheker, dem ſie nächſt Gott dieß Glück ſchuldig zu ſeyn glaubte; ſie fiel entzückt ihrer Mutter, ihrem Vater, einmal um das andre um den Hals: — kurz, der unglückliche Wahn, als ob ſie vom Teufel beſeſſen ſey, war mit dem davon eilenden Luftballe glücklich aus ihrer Seele verſchwunden. Agneſens zärtliche Eltern prieſen ſich, über dieß Loos ihrer Tochter, unbeſchreiblich glücklich, und ſpendeten dem Seelenarzte fürſtliche Belohnungen aus. Der Apotheker, ein edler, uneigennütziger Mann freute ſich menſchenfreundlich mehr ſeines glücklichen Einfalls, und der geſegneten Wirkung deſſelben, als der Reichthümer, die er ihm zuführte. Auch die Bedienten waren recht

seelenfroh über das, was geschehen war; denn Agnese war ein gar gutes Mädchen, das sie bisher herzlich bemitleidet hatten.

Da indessen der Arzt es für möglich hielt, daß in Agnesens Seele, die nun glücklich verdrängte Einbildung, als ob der Teufel sie besitze, von Neuem erwachen könne, sobald sie je einmal in Erfahrung brächte, daß man sie durch einen Luftball hintergangen habe, der keinesweges ein wahrer Teufel gewesen sey: so traf man solche Anstalten, daß die wahren Umstände ihrer Kur, wo möglich, auf immer ein Geheimniß für sie bleiben mußten.

Schon vor dem Auffliegen des Luftballes hatte man in die Gegend, wohin der Wind stand, einen Aufpasser zu Pferde geschickt, der dem Balle nachjagen, und da auffangen sollte, wo er zur Erde niederfallen würde. Auch wurde die sämtliche Dienerschaft sowohl durch ansehnliche Belohnungen, als besonders durch die Bewegungsgründe der Vernunft, und einer christlichen Menschenliebe, dahin vermocht, daß sie sich gerne eidlich verpflichtete, Niemanden davon zu sagen, auf welche Art man Agnesen von ihrem Wahnsinne befreyet habe. Das Gesinde hielt auch treulich Wort, und war immer sehr ernsthaft und verschwiegen, wenn neugierige Leute den wahren Aufschluß über diesen Ge-

genſtand von demſelben erforſchen wollten. Aber das kam den Leuten nur noch bedenklicher vor, und das Publikum fing an, in allem Ernſte zu glauben, daß Fräulein Agneſe doch wirklich von einem böſen Geiſte müſſe beſeſſen geweſen ſeyn. Dazu kam auch beſonders noch der Umſtand, daß mehrere glaubhafte Leute, die um den adelichen Schloßgarten wohnten, einſtimmig ausſagten: „ſie hätten eines Tages, mitten im Donnerwetter, eine ungeheure Teufelsgeſtalt aus dem Schloßgarten in die Luft ſteigen ſehen, und gerade ſeit dieſer Zeit ſey das Fräulein von dem Teufel befreyet worden.“ — Da man den Apotheker damals ſehr oft bey Agneſen geſehn hatte, ſo mußte er ſichs gefallen laſſen, nun von der ganzen umliegenden Gegend für einen allgewaltigen Geiſterbeſchwörer, Hexenmeiſter und Teufelaustreiber ausgegeben und gehalten zu werden. Auch durfte er dieſer Meinung des Publikums um ſo weniger widerſprechen, da Agneſe ſelbſt hier und da dieſen Irrthum der Leute, durch ihre Verſicherungen als Wahrheit beſtätigte.

Der Apotheker hätte nur einmal öffentlich einen ähnlichen Luftball ſteigen laſſen dürfen, um wenigſtens die Vernünftigern vollkommen zu überzeugen, daß das Steigen eines ſolchen luftigen

Körpers von Taffent ohne alle Hexerey, und ganz natürlich erfolge: allein aus Menschenliebe und zärtlicher Besorgniß für Agnesen ließ er lieber die tollsten Beschuldigungen des unwissenden Pöbels über sich ergehen. Man hielt den Wohlthäter und Arzt eines geisteskranken Fräuleins für den Obersten der Teufel, dessen Befehlen der aus Agnesen Vertriebene habe gehorchen müssen. Vielleicht würde er auf immer in diesem übeln Rufe geblieben seyn, wenn nicht Agnese einige Jahre nachher an den Blattern gestorben, und dadurch der Bewegungsgrund, warum man über den wahren Zusammenhang der Teufelsgeschichte tiefes Stillschweigen beobachten mußte, weggefallen wäre. Aber jener Wahnglaube hatte während weniger Jahre schon so tiefe Wurzel in den Köpfen der Mehresten geschlagen, daß es sehr schwer hielt, ihn wieder auszurotten. Was würde vollends dann geschehen seyn, wenn Agnese am Leben, mithin der Apotheker verpflichtet geblieben wäre, zu schweigen?

Nachfolgender Geschichte eines Geisteskranken mag, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der vorhergehenden, hier ebenfalls ein Plätzchen vergönnt seyn:

Zu Berlin lebte vor mehrern Jahren unter der dortigen Garnison ein gemeiner Soldat, der

mit einemmale sich einbildete, er könne nimmermehr ein Kind des Himmels werden, weil er sich von dem Teufel habe verblenden, und überreden lassen, mit ihm ein Bündniß zu schließen. So gesund am Körper dieser Soldat bisher gewesen war, so sehr schwanden nun, mit der Krankheit seines Gemüths, auch seine Körperkräfte dahin. Der Regimentschirurgus that sein Möglichstes, die kranke Einbildungskraft zu heilen; aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos. Er überlieferte nun den von ihm aufgegebenen Kranken einem Seelenarzte, und zwar dem Feldprediger des Regiments. Dieser behandelte ihn genau so, wie man, der Regel nach, freylich noch am ersten Hülfe für ein moralisch-krankes Gemüth hätte erwarten sollen: das heißt, er suchte ihm, durch die Belehrungen und Tröstungen der Religion, ein vernünftiges Vertrauen zur Güte Gottes, und zu sich selbst, einzuflößen, und hoffte, ihn darneben durch die faßlichsten und einleuchtendsten Vernunftgründe von dem Irrthume und der Unvernunft seiner Einbildungen zu überzeugen. Aber auch dieses war vergebens. Schon wollte auch er die Hoffnung aufgeben, daß die Bemühungen seiner moralischen Kur an dem Geisteskranken etwas fruchten würden; indessen glaubte er doch, noch einen Ver-

ſuch anderer Art mit ihm machen zu müſſen. Er ſtimmte ſich nämlich ganz zu der Einfalt des Kranken herab, that, als ob er ſelbſt nachgerade von der Richtigkeit der unvernünftigen Einbildungen deſſelben immer mehr überzeugt werde, und bedauerte ihn um ſo herzlicher, je weniger Hoffnung da ſey, das Bündniß mit dem Teufel wieder umzuſtoßen, und ihn der ſchrecklichen Gewalt deſſelben wieder zu entreißen.

Eine geraume Zeit trat er jetzt immer mit einer Miene voller Traurigkeit, und mit den ſichtbarſten Zeichen einer ſchmerzlichen Theilnahme, in das Zimmer des kranken Soldaten. Auch dann, wenn dieſer zu ihm kam, welches jetzt auch zuweilen geſchah, fand er den Feldprediger traurig darüber, daß ihm noch immer kein Mittel eingefallen ſey, wie man jenes, mit dem Teufel geſchloſſene Bündniß wieder vernichten könne. Indeſſen ſuchte der Feldprediger in der Seele des Kranken nach und nach die Hoffnung anzufachen und zu beleben, daß er vielleicht doch noch ein kräftiges Mittel erdenken würde, wodurch man dem Teufel einen Querſtrich in die Rechnung machen könne.

Endlich, da der Feldprediger das Vertrauen des Kranken in dem erforderlich hohen Grade zu beſitzen glaubte, trat er einmal, ſehr eilfertig und

höchst vergnügt, mit einem königlichen Edicte in der Hand in das Zimmer des Kranken. Auch die Miene des Soldaten erheiterte sich schon bey diesem bloßen Anblicke, ohne noch einmal bestimmt die Ursache zu wissen, warum der Besuchende dießmal so hoch erfreuet zu ihm komme.

„Liebster Freund! — redete der Feldprediger ihn an — Er hat doch hoffentlich sein Bündniß mit dem Teufel nicht schriftlich gemacht?" Er bekam ein freudiges Nein, und die lebhafteste Versicherung des Kranken zur Antwort, daß er sich wohl gehütet habe, dem Teufel irgend etwas schriftlich zu versprechen.

„Nun Gott sey tausendmal gelobet — rief der Feldprediger jetzt aus — dann kann ich Ihm endlich die fröhliche Botschaft bringen, daß Er gänzlich, und auf immer aus den Klauen des Teufels befreyet ist. Unserm guten Landesvater, unserm Fritz, ist Er diese Befreyung schuldig; denn seh Er nur hier, und les Er selbst, da stehts ganz deutlich gedruckt in dem königlichen Edicte, welches Friedrich der Einzige schon im Jahre 1764 öffentlich im ganzen Lande bekannt machen ließ — Da stehts, und selbst der Teufel soll es nicht auskratzen, daß alle Contracte oder Bündnisse im ganzen Lande null und nichtig seyn sollen, wenn sie

nicht schriftlich gemacht, nicht förmlich auf einen Stempelbogen nieder geschrieben, und zu Papiere gebracht worden sind.“

Wer war froher, als unser Seelenkranker, da er diese ihn entzückende Worte des Trostes und der Beruhigung vernahm! Sein ganzes Wesen veränderte sich jetzt plötzlich — sein dickes Blut fing, durch Beyhülfe des Regimentsarztes, allgemach wieder an, den Kreislauf rascher zu vollenden — und hatte man ihn bisher nur schwermüthig, stille, menschenscheu und mit gesenktem Haupte gesehen: so war er nun wieder beredt, umgänglich und vollkommen beruhigt. Seine dahin geschwundenen Körperkräfte kehrten nach und nach wieder zurück. Seine bisher herrschende Krankheitsidee, als ob er unrettbar und auf ewig ein Besitz des Satans bleiben müsse, war durch den entzückenden Gedanken an das königliche Edict auf immer aus seiner Seele verdrängt. Er lebte von nun an noch mehrere Jahre in Gesundheit und ungestörter Zufriedenheit, und hielt den ohnehin schon so sehr geliebten Fritz für die Quelle seines Glücks — für seinen ersten irdischen Wohlthäter.

Neunzehnte Erzählung.

Von spukenden Kalbsknochen und Steinen, welche von einer unsichtbaren Kraft in Bewegung gesetzt wurden, und zum Theil die Richtung nach den Köpfen der Anwesenden bekamen. *)

(I. 1. A. B. — II. 2. A.)

Gerade zu der Zeit, als man, auf Veranlassung des Teufelsgesellen Gaßner, in Bayern, so wie fast in ganz Deutschland, dem Teufel den Krieg erklärt hatte, wär' es dem Bösen bald

*) Das Wesentliche dieser merkwürdigen Teufeley stimmt genau mit der Anzeige, d. d. Ingolstadt den 30. Junius 1768, überein, welche dem Geheimen Rathe und ersten Leibarzte zu München, Herrn von Wolter, von dem Director der Kayersheimer Stiftung zu Ingolstadt in dieser Sache schriftlich eingereicht worden ist. Auch kann hiermit verglichen werden: P. Dan. Ferd. Sterzingers Gespensterercheinungen. München 1786. S. 108,

bald gelungen, die Welt aufs Neue von den furchtbaren Aeußerungen seiner körperlichen, und dennoch oft unsichtbaren, Gegenwart zu überzeugen. Zum Tummelplatze hatte er sich den Kayersheimer Hof zu Ingolstadt ausersehen. Die Waffen, womit er hier focht, und einigen Ungläubigen den Glauben an sein mordsüchtiges Daseyn gleichsam in die Hand gab, waren vorzüglich Stiefelknechte, Kalbsbeine, Kapaunenknochen und Steine. Hier sind die nähern Umstände seines Unfugs, und des dadurch gegebenen Aergernisses:

Im Jahre 1768 studirten auf dem Kayersheimischen Collegium unter andern ein Herr von Kolb die Rechte, und Herr Joseph M. die Gottesgelahrtheit. Beyde wohnten auch auf demselben. In dem Schlafgemache dieser Studenten entstand am 10ten Junius gegen Mitternacht plötzlich ein erschreckliches Gepolter. Es war nicht anders, als ob die leeren Bettgestelle, welche neben den ihrigen standen, auf das gewaltsamste in tausend Stücke zertrümmert würden.

Dieß sonderbare Ereigniß machte zwar den nächsten Morgen, sobald es allgemein bekannt geworden war, einiges Aufsehen; der Director des Collegiums achtete indessen wenig darauf, weil er glaubte, daß vielleicht irgend einer von den muth-

willigen Studierenden sich unvermerkt in das Schlafgemach geschlichen haben möchte, um die Herzhaftigkeit der genannten Herren dadurch auf die Probe zu stellen. Uebrigens machte er bekannt, er müsse sich für die Zukunft dergleichen Ruhestörungen ernstlich verbitten, und werde, wenn sichs der Polterer dennoch einfallen lassen sollte, seinen Unfug zu erneuen, alles genau untersuchen. Auch setzte er auf den Uebertretungsfall eine der Sache angemessene Strafe fest.

War jenes Poltern wirklich nur das Blendwerk irgend eines Spaßvogels unter den Studenten: so hätte man, dieser policeylichen Anordnung wegen, in der That erwarten sollen, man werde sich wohl hüten, den gefährlichen Scherz fortzusetzen. Allein dem Teufel waren diese Drohungen ein Reiz mehr, des Directors zu spotten, und ihn schadenfroh in die Enge zu treiben.

Kaum war es am 11ten Junius Abend geworden, so begann das Toben des Gespenstes in Gegenwart mehrerer Studenten von Neuem. Es ertönten plötzlich ein Paar zerschmetternde Schläge, und ein schrecklicher Regen von Schuhbürsten, Stiefelhölzern und Kaffeegeschirre stürzte theils auf die Bettgestelle, theils unter die Gegenwärti-

gen hin. Glücklicherweise ward Niemand von den letztern verletzend getroffen.

Man holte eiligst den Director herbey. Kaum aber war er in den verrufenen Saal getreten, so warf der Poltergeist keck auch ihm ein Stiefelholz nach dem Kopfe. Höchst aufgebracht, und noch immer in der Meinung, auch diese Art, ihn zu bewillkommen, rühre von einem verwegenen Studierenden her, ließ er, ziemlich herzhaft, die Anwesenden aus dem Zimmer abtreten, verriegelte inwendig beyde Thüren desselben, und untersuchte alles im ganzen Spukzimmer auf das genaueste. Aber er fand weder in, noch unter den Betten und Bettgestellen, noch irgend anderswo, auch nur die kleinste Anzeige eines ihm gespielten Betruges. Indessen sammelte er alles, womit man, werfend, ein Geräusch hervorbringen, oder verwunden konnte, und verbarg es geflissentlich zwischen den Betten.

Nichts desto weniger begann, nach Verlauf einer Viertelstunde, während welcher sich der Director keinen Augenblick aus dem Saale entfernt hatte, das Poltern in Gegenwart mehrerer Herren abermals. Das Auffallendste dabey war, daß eines von eben den Stiefelhölzern, welche jener tief unter ein Bette gelegt und versteckt hatte, aus seiner ihm geheim angewiesenen Verborgenheit her-

vorkam, und — als hätte ihm der Teufel Leben geliehen — gegen eine leere Bettstelle flog. Es entstand ein gewaltsames Lermen dadurch; und doch war dieß wunderbar beflügelte Holz nur der Vorläufer von mehrern ähnlichen spukhaften Erscheinungen. Denn ihm folgten bald Stücken Holzes von aller Art, und manches Buch. Schauderhaft war der Anblick aller dieser auf einen Augenblick belebten sonst todten Massen; aber auch hocherfreulich der glückliche Umstand, daß es der belebenden Zauberkraft für dießmal nicht gefiel, den Massen eine mörderische Richtung nach den Köpfen der Anwesenden zu geben.

Der Director glaubte indessen beobachtet zu haben, daß der Geist namentlich den Juristen, Herrn von Kolb, aufs Korn gefaßt, und zum Gegenstand seiner Verfolgung gemacht habe. Er bettete daher ihn und seinen Schlafgefährten aus dem Spukzimmer weg, in ein anderes Gemach hin, und verschaffte ihm dadurch, wenigstens für die nächste Nacht, Ruhe.

Am 12ten Junius ließ der Director schlechterdings Alles, was zum Werfen tauglich war, aus dem Schlafsaale ausräumen. Aber dennoch begann gegen die Nacht das Poltern daselbst von Neuem. Hatte der Teufel keine Stiefelhölzer mehr, so warf

er nun, aus allen Gegenden des Spukzimmers, mit Steinen, deren einige die Schwere eines Viertelpfundes hatten.

Um sich selbst und die übrigen Herren noch vollkommner zu überzeugen, daß das Weltkind, Herr von Kolb, insbesondere den Teufel gereizt und wider sich aufgebracht haben müsse, stellte der Director folgende Versuche an. Er verriegelte sich, nebst mehrern andern geistlichen Herrn, innerhalb des Tummelplatzes des Teufels — und siehe, der Schwarze wagte es nicht, sich unter sie zu mischen, und sie polternd von seiner Gegenwart zu überzeugen. Hierauf ließ er mehrere weltliche Herren, und selbst die Bedienten des Stiftes, aber alle einzeln, herein kommen, ging mit jedem derselben, unter gleichgültigen Gesprächen, im Saale auf und ab, und — auch jetzt war alles ruhig. Sobald aber zuletzt die Reihe an Herrn von Kolb kam, ja mit dem nämlichen Augenblicke, in welchem er in den Saal trat — war, im eigentlichsten Sinne, der Teufel los. Er tobte unbändig in Gegenwart einer Menge Beobachter, und Steinchen, von unsichtbarer Kraft beflügelt, durchkreuzten sich.

Der Director wiederholte, nach Aussage seines actenmäßigen Berichts, seine sogenannte Un-

terſuchungen noch viermal, und immer ergab ſich aus dem nämlichen Erfolge ganz klar, daß der Teufel und Herr von Kolb gewaltig über den Fuß geſpannt ſeyn müßten. Er führte daher dieſen in deſſen geſtriges ruhiges Schlafzimmer, und machte dann, laut Protocoll, ſeinen Rückzug in beſter Ordnung.

Aber dem armen Juriſten ward die Ruhe, welche er hier in der vorigen Nacht gefunden hatte, nicht wieder zu Theil. Erſt nachdem das ſpukhafte Toben des Poltergeiſtes, um ihn und ſeine Schlafgenoſſen herum, eine ganze Stunde ununterbrochen angehalten hatte, gefiel es dem Teufel, ſich endlich auch zur Ruhe zu begeben.

Tages darauf, den 13ten Junius, both der Director ſein Bischen Unterſuchungsgeiſt nochmals auf, ob vielleicht doch noch irgend eine natürliche Urſache des Polterns und Werfens aufzufinden ſeyn möchte. Da aber alle ſeine angewandten Bemühungen vergebens waren: ſo ladete er einige benachbarte geiſtliche Herren zu ſich ein, die in dem Rufe ſehr erfahrner Geiſterbändiger ſtanden. Da ſie dem Teufel, wo möglich noch jämmerlicher auf die Zähne fühlten, als der Director ſelbſt: ſo werden ihre Namen für meine Leſer wohl

kein besonderes Interesse haben, und bey ihrem Incognito eher gewinnen, als verlieren.

Genug, daß auch sie des Abends beym Eintritt in den Bettsaal vom Teufel mit einem gewaltsam hingeworfenen halben Dachziegel bewillkommet wurden; genug, daß auch in ihrer Gegenwart dem so grausam verfolgten Herrn von Kolb unter andern auch ein Kieselstein, neun und zwanzig Loth schwer, dermaßen an den Kopf geworfen ward, daß ihm der Hut vom Kopfe fiel; genug, daß auch ihre Prüfungen des bösen Geistes das Resultat gaben: „Es sey hier an keinen etwanigen Menschenbetrug zu denken.“

Was war also zu thun? Man schritt zu förmlichen Teufelsbeschwörungen, welches Geschäfte sich Pater Ivo, ein Franziskaner, vorzüglich angelegen seyn ließ. Gleich beym ersten Exorcismus spie der so in die Enge getriebene unsichtbare Teufel eine Menge Kalbsknochen und Steinchen aus, welchen allen er die Richtung auf Herrn von Kolb zu geben wußte. Um dem armen Verfolgten einigen Muth einzuflößen, ergriff der Director seine rechte Hand, und erlaubte ihm, sich mit der Linken an seinen Leibgürtel festzuhalten. Aber auch jetzt erfolgte ein mörderischer Steinwurf. Der Stein flog vor des Directors Gesichte

vorbey, und fiel zu den Füßen des Herrn von Kolb nieder. Dieser stürzte von der fortreißenden Gewalt des Wurfes zu Boden, und blieb, mit ausgestreckten Händen, an der Erde unbeweglich liegen; die Füße aber warf er verzweiflungsvoll nach allen Richtungen hin, als wolle er sich so den Schwarzen selbst vom Leibe halten.

Nach Beendigung des ersten Beschwörungsacts hob man ihn halbtodt vom Boden auf, und setzte ihn auf einen Sessel. Ein kalter Angstschweiß lief ihm über das Gesicht herab. Pater Ivo versuchte nun eine andere Art von Exorcismus, kraft dessen Herr von Kolb zwar gleich anfangs die Augen wieder aufschlug, aber zugleich mit beyden Händen ununterbrochen nach einem und dem nämlichen Orte in die Luft schlug, als ob er sich eine ihn bedrohende, und ihm allein sichtbare Erscheinung vom Halse halte.

Endlich kam er wieder zu sich. „Jetzt ist es vorbey;“ waren seine ersten Worte. Auf die Frage, wie ihm zu Muthe gewesen, antwortete er, er habe geschlafen, und, bey der ersten Wiedereröffnung der Augen, eine Schöne im blauen Rocke und rothen Mieder erblickt, auf deren Schultern ein Vogel gesessen habe, dessen Flügel kleine und geschwinde Schwingungen gemacht hätten.

In der nächstfolgenden Nacht war alles ruhig. Aber am 14ten Junius Abends um halbacht Uhr zerschmiß der Poltergeist wieder mehrere Fensterscheiben des Bettsaals; und zwar in eben dem Augenblicke, in welchem ein Geistlicher des Stifts der Macht des Teufels, durch Anheftung geweihter Pieblinger Kreuze an die Bettgestelle, Schranken setzen wollte.

Herr von Kolb, der im Saale gegenwärtig war, suchte jetzt sein Heil in der Flucht. Aber der Geist warf, während des eilfertigen Hinablaufens von der Treppe, einen gewaltigen Kalbsknochen hinter ihn her. Ob er gleich nicht von dem Knochen berührt wurde: so hatte doch der Zauberwurf die teuflische Kraft, den Laufenden auf der untersten Stufe fest zu machen, das heißt: Herr von Kolb konnte durchaus nicht aus der Stelle. Ein geistlicher Herr, den es im Saale ebenfalls bangete, und der jenem nacheilete: traf ihn an, wie er auf den Zehen des einen Fußes stand, und mit dem andern stark verrenkten Fuße in der Luft zappelte. Er bekreuzte den Gebannten, worauf der ausgerenkte Fuß sogleich wieder in die gewöhnlichen Fugen einsprang, und dessen Eigenthümer davon ging, als wäre ihm nichts widerfahren. So nahm die Keckheit des Gespenstes

sichtbar zu, und das teuflische Einwerfen der Fenster hörte, auch in Gegenwart eines dazugekommenen Paters, noch immer nicht auf.

Bey so bewandten Umständen glaubte der Director, mit Herrn von Kolb die Beschwörungen nicht eher wieder anfangen lassen zu dürfen, als bis dieser sein Gewissen gereiniget, und sich durch eine Ohrenbeichte gegen die Macht des Teufels mehr gesichert haben würde. Dieß geschah dann auch unverzüglich. Der Jurist beichtete dem Pater Ivo in der Kirche, beynahe eine Stunde lang. Beyde kehrten endlich vergnügt zurück, und der Pater begann das feyerliche Werk der Beschwörung in bester Form von Neuem.

Weg war der Teufel! Es erfolgte auch nicht Ein Zauberwurf mehr; man hörte nicht ferner spukhaft poltern; niemand erblickte noch eine weibliche Erscheinung; niemand wurde fernerhin entzückt, niemand gebannet: kurz — alles war ruhig! *)

Während der Beichte hatten sich einige hundert Officiere, Juristen und andere Einwohner der

*) Bis hier sind die Thatsachen aus dem Berichte des Directors des Kayserheimer Hofes zu Ingolstadt genommen. Den nachfolgenden Schlüssel zum Räthsel hat das Publikum einestheils dem aufgeklärten Untersuchungsgeiste des verdienstvollen Herrn Geheimen Raths von Wolter, und anderntheils der Wahrheitsliebe des Herrn von Kolb zu verdanken.

Stadt, in welcher der Teufel vier Tage lang ein Aergerniß gegeben hatte, in dem Bettsaale versammelt. Wahrscheinlich hatten sie, die nicht so, wie die geistlichen Herren, in dem Schlamme des Aberglaubens tief versunken waren, die wohlthätige Absicht, dem Pfaffengeschwätze von Teufelswirkungen, durch das Aufsuchen der natürlichen Ursache des anscheinenden Wunders, ein Ende zu machen. Sie alle, die mit Ungeduld die Vollendung jener langen Beichte erwartet hatten, mußten nun mit einer langen Nase abziehen.

Vielleicht wäre es der Untersuchungs-Commission, die, nach eingelaufenem Berichte vom Hergange der Sache, auf höhern Befehl nach Ingolstadt abreisete, nicht besser ergangen, wenn die Wahl dieser Gesandschaft zufällig auf einen weniger erleuchteten, und weniger redlichen Mann gefallen wäre. Aber glücklicherweise sandte Churfürst Joseph Maximilian seinen Leibarzt, Herrn Geheimen Rath von Wolter, dahin ab. Da indessen die Nachricht von seiner Ankunft früher, als er selbst, zu Ingolstadt eintraf: so verließen Pater Ivo, Herr von Kolb und mehrere Andre bey guter Zeit den Kayersheimer Hof, und reiseten, unter irgend einem Vorwande, nach Hause.

Die Commission ließ sich indessen dadurch von einer gründlichen Untersuchung der gespielten Teufeley nicht abhalten. Herr Geh. Rath von Wolter reisete zuförderst Herrn von Kolb nach, der sich auf dem väterlichen Gute Niederschönfeld aufhielt, und bat ihn, ihm, wo möglich, einiges Licht in der Sache zu geben. Ohne Anstand und mit einer Wahrheitsliebe, die ihm zur Ehre gereicht, erzählte Herr von Kolb den durch kein Vorurtheil entstellten Hergang der Sache, und verbreitete dadurch nicht einiges, sondern volles Licht über die bis dahin unaufgeklärte Gespensterg eschichte.

„Mehrere Convictoren des Kayersheimer Hofes — begann er — waren mit mir, gleich eingesperrten Vögeln, unsres Käfigs herzlich überdrüßig. Jede gute Gelegenheit zur Wiedererlangung unserer Freyheit wäre uns gleich willkommen gewesen; aber lange bot sich uns gar keine dar. Ohne Plan und Absicht machten wir uns, in der ersten Spukzeit, aus bloßer Langerweile durch Klopfen und Werfen einander graulich. Da aber diese höchst unbedeutenden Aeußerungen des Muthwillens bald zu den Ohren der betagten geistlichen Herren gelangten, und von ihnen für unendlich wichtig, ja für das Werk des leibhaften Teufels selbst,

gehalten wurden: so brachten sie uns dadurch zuerst auf den Gedanken, daß wir uns vielleicht mittelst des fortgesetzten Possenspiels den Weg zur Freyheit bahnen würden. In der That gaben uns die abergläubigen Vorgesetzten gar zu starke Blößen. Sie waren nun einmal vom vorgefaßten Wahne benebelt, und erblindeten, durch unser ohne alle Vorsicht vorgespiegeltes Blendwerk, immer mehr. Die Verblendung dieser Herren ging so weit, daß sie bey mehrern Gelegenheiten, wo wir unvermerkt Steine in einer bloß senkrechten Richtung aus der Hand an die Erde fallen ließen, in allem Ernste glaubten und laut versicherten, diese Steine wären, dichte vor ihrem Gesichte vorbey, durch die Luft geflogen gekommen."

„Aber woher der kalte Schweiß, fragte der Geheime Rath, welcher während der Teufelsbeschwörungen an Ihrer Stirne ausbrach? Woher die weibliche Erscheinung, welche Sie damals sahen?"

„Alle meine Spukverbündeten — antwortete Herr von Kolb — werdens mir bezeugen, daß ich, so wenig, als sie, bey dem tollesten spukhaften Geräusche auch nur die mindeste Furcht geäußert habe. Und bey einem Bischen Menschenkenntniß hätten Director und Consorten schon dar-

aus sogleich mit Zuverläßigkeit erkennen müssen, daß wir selbst, und nicht der Teufel, spukten. Indessen muß ich aufrichtig bekennen, mich wandelte eine gewisse Bangigkeit an, als Pater Ivo, der mir das Teufelsbeschwören so fürchterlich vorgestellt hatte, nun wirklich seine erschrecklichen, schaudererregenden Beschwörungsformeln begann. Und in der That, es fehlte nicht viel, ich wäre mit Leuten, welche, mit Köpfen voller thörichten Wahns, mich albern behandelten, bald selbst närrisch geworden."

„Sollte indessen die Thorheit aller Art auch wirklich so ansteckend seyn, wie man aus Erfahrung wissen will; und sollte ich auch das alte, in mancher Hinsicht wahre Sprichwort: „Man citire den Teufel nicht, der kommt wohl ungerufen" — an mir selbst bewährt gefunden haben: so ging doch meine Verblendung keineswegs so weit, daß ich mir hätte einbilden sollen, ein Etwas, das nicht gegenwärtig war, vor mir zu erblicken. Vielmehr klang meinen Ohren der Unsinn der Beschwörungsformeln bald so unausstehlich ekelhaft, und widerstand meiner Vernunft dermaßen, daß ich mich desselben, sobald als möglich, zu entledigen suchte. Ich glaubte zu dem Ende, dem Manne zu Willen leben zu müssen, der mir vor dem Anfange der Be-

schwörung so oft und so zuversichtlich vorhergesagt hatte, die Hexe, oder das Gespenst müsse, kraft des Exorcismus, schlechterdings sichtbar vor meinen Augen erscheinen."

Herr Geheime Rath von Wolter war hoch erfreut über diese baldige Aufklärung des großen Dunkels, und machte Herrn von Kolb, wegen der gespielten Gaukeley, nicht weiter verantwortlich; vielmehr verzieh er ihm gerne, da er so bereitwillig, so zuvorkommend der Wahrheit die Ehre gegeben hatte. Indessen mußte er auf kurze Zeit mit ihm nach dem Kaysersheimer Hofe zurück fahren, um daselbst jeden für die Wahrheit Empfänglichen unwidersprechlich zu überzeugen, daß der Schein oft trüge! Uebrigens bat Herr von Wolter die Vorsteher des Collegiums menschenfreundlichst, künftig bey ähnlichen Ereignissen mit mehr Vernunft und weniger Vorurtheilen zu untersuchen: damit sie sich nicht wieder dem Gelächter des Publicums preis geben möchten. So würden sie dann auch nicht zum zweytenmale in die Versuchung gerathen, zur Abwendung dieses Gelächters, ganz dem Charakter des ehrlichen Mannes zuwider, noch nach geschehener Beichte, die Gaukeley der Teufelsbeschwörung fortzusetzen, bloß, um denkenden Männern Sand in die Augen zu streuen!

Zwanzigste Erzählung.

Von dem Rübezahl, einem äußerst gutmüthigen Gespenste des Riesengebirges. *)

(I. 1. A. B. C.)

Das wegen seiner Gutmüthigkeit mehr berühmte, als berüchtigte Gespenst Rübezahl, welches auf dem Riesengebirge wohnen, und in Böhmen vielfältig gesehen worden seyn soll, ist wegen seiner ganz eigenen Natur besonders merkwürdig. Balbinus hat uns **) folgende Charakteristik von demselben entworfen:

„Das

*) Nach der mündlichen Erzählung des Herrn Gebauer, Gouverneurs an der Ritterschule zu Liegnitz.

**) In dem in barbarischem Latein geschriebenem Hexen- und Gespensterbuche: Aesopus epulans, sive discursus mensales inter confratres Petrinos curatos innocenter sine omni offensa tertii promiscue pro et contra habiti, ventilati et collecti, per quendam J. sessionis assessorem, veteranum et rurulem. Frankfurt und Leipz. 1773.

„Das gute Gespenst Rübezahl nimmt alle Gestalten an. Bald ist es in eine Mönchskutte, bald in einem Bergmannshabit gekleidet. Dann stellet es wieder einen Jäger, dann ein altes kaum zwey Fuß hohes Männchen vor, dessen herabhangender Bart bis zur Erde reicht. Ein andermal begegnet es den Reisenden in Gestalt eines wilden Pferdes, oder einer Kröte, oder eines Haushahns, oder eines Raben. Und dieß soll es besonders alsdann thun, wenn man es beleidigt, oder wenn es ausgelacht, und darüber böse geworden ist. Sonst läßt es sich in Menschengestalt sehen, spricht gerne mit Leuten, weiset ihnen freundlich den Weg, lehrt sie die Seltenheiten der Natur, die sich auf dem Riesengebirge finden, kennen, macht ihnen auch öfters Wurzeln, und andre dergleichen Kräuter, zum Geschenke, und thut dem, der sich weder mit Worten, noch durch Werke an ihn vergriffen hat, auch nicht das geringste zu leide. Hat man es aber durch Hohngelächter, oder Schmähreden aufgebracht, so nimmt es gleich eine scheußliche Gestalt an, setzt jeden in Schrecken, schwärzt den Himmel, und macht augenblicklich, daß es blitzt, donnert, regnet, und mitten im Sommer bey der unerträglichsten Hitze friert und schneyet. Die ganze Nachbarschaft des Gebirges hat oft dergleis

chen erfahren, doch hat man noch nie sagen können, daß dieses Gespenst je einen Menschen verwundet, oder getödtet hätte. Es rächet sich nie weiter, als dadurch, daß es die Beleidiger erschreckt, oder verspottet, ist von Natur gutherzig, oder wird von einer höhern Macht zurück gehalten, daß es nicht, so wie andre böse Geister, wüthen und toben kann."

Da dieß Gespenst vorzüglich in den finstern Böhmischen Gegenden, welche das Riesengebirge begränzen, hausen soll, und aus den frühesten Jahrhunderten des Mönchswesens hergeleitet wird: so könnte mancher Ungläubige auf die Vermuthung gerathen, daß die nämlichen müßigen Mönchsköpfe, aus welchen das Mährchen von der Gräfinn Perchta (an protestantischen Höfen die weiße Frau genannt) floß, auch diesen Rübezahl ausgeheckt, gehegt und gepflegt haben möchte. Allein folgende erst vor kurzem gemachte Erfahrung, die ich einem durchaus zuverlässigen Freunde verdanke, beweiset hinlänglich, daß dieß gutmüthige Gespenst, unter dem Namen: Rübezahl — den Reisenden wirklich noch jetzt zuweilen erscheinet. —

Herr Gebauer, Gouverneur auf der Ritterschule zu Liegnitz, machte einige Zeit vor der im Jahre 1790 erfolgten Annäherung der Preußischen

Truppen gegen die Böhmische Gränze — eine Reise durch das Riesengebirge. An einem Vormittage, wie er in einer der Gebirgsbauten von dem bereits zurückgelegten Wege ausruhete, erblickte er schon in einiger Entfernung einen Bettelmönch, der mit ungewöhnlich eilfertigen Schritten der nämlichen Gebirgshütte zueilte. Der Mönch näherte sich, schnappte nach Luft, warf wilde Blicke hinter sich zurück, und der Angstschweiß tröpfelte ihm von der Stirne.

Herr Gebauer. Warum so verstört und so schüchtern, lieber Pater?

Der Mönch. Gottlob — daß ich wieder unter Menschen bin!

Hr. Gebauer. Nun, waren Sie bisher unter reißenden Thieren?

Der Mönch. Das wohl nicht — aber in Gesellschaft des Rübezahl.

Hr. Gebauer. (laut auflachend) Also unter Gespenstern! — Aber fürchteteten Sie den? Der ist ja das gutmüthigste Gespenst von der Welt!

Der Mönch. Schon recht, er hat mir auch eben nichts Leides gethan — aber wer ist gerne bey Geistern?

Hr. Gebauer. Wie kamen Sie denn um des Himmels willen zum Rübezahl?

Der Mönch. Ey er kam zu mir! ich würde mich wohl hüten, ein Gespenst aufzusuchen. Dieß ist schon das drittemal, daß es mich hier im Gebirge, beym jährlichen Almosensammeln für unser Kloster, ängstiget!

Hr. Gebauer. So ist ja Rübezahl bereits ein alter Freund und Bekannter von Ihnen, vor welchem Sie sich doch nun nicht mehr fürchten werden?

Der Mönch. Ja wenns immer die nämliche Gestalt wäre; aber so ein veränderliches Gespenst, wer kennt das immer gleich wieder? — Das erstemal erschien er mir in der Gestalt eines gewaltig großen Raben. Ich habe mein Lebtage einen so scheußlichen Raben nicht gesehen. Es fehlte nicht viel, er hätte mich irre geleitet. Er flog vor mir hin und her, und da ich fast ununterbrochen nach ihm hinsah, und die Augen nach dem Himmel hatte, so war ich ganz vom Wege abgekommen.

Hr. Gebauer. Sehr begreiflich! — Und wie sah Rübezahl das zweytemal aus?

Der Mönch. Wie ein leibhafter Garnhändler. Er war außerordentlich klein, grüßte mich, und wiederholte eine Anrede, die ich in der Angst nicht verstand. Mich dünkt, er sagte etwas von einem Gewitter. Ich dankte ihm zwar höflich,

stand ihm aber weiter keine Rede. Da ging er brummend von mir, wischte sich den Schweiß vom Gesichte, und schickte mir Donner und Blitz über den Hals.

Hr. Gebauer. Das war also wohl ein schwüler Tag?

Der Mönch. Für mich? ey ja wohl, es war mir nicht wohl dabey zu Muthe; und gar sehr warm war es auch.

Hr. Gebauer. (lächelnd über das Mißverständniß) Nun, und das heutige Gespenst? —

Der Mönch. War ein Jäger, wie er leibet und lebet. Eine grüne Jacke, und Schärpe, gelbe Beinkleider und Stiefletten, an der Seite ein Waidemesser, über den Schultern Jagdtasche und Flinte; alles, alles hatte Rübezahl nachgeäffet, wie man es an einem wirklichen Jäger findet. Sogar einige Vogelfedern zum Säubern des Zündloches hatte er an den Hut gesteckt. Aber sein Angesicht war blaß, wie das Angesicht einer Leiche. Ich sah ihn schon von Ferne, und nahm Reißaus, aber er kam mir zuvor, und redete mich lächelnd an. Ich hielt das für einen Umstand von guter Vorbedeutung, faßte daher ein Herz, und antwortete ihm. Aber nun war ich verloren, das Schwatzen hatte kein Ende. So stark ich auch ging, so hielt

er doch lange Schritt mit mir. Ich wagte es einigemal, ihn verstohlen anzusehen; aber ich konnte den fürchterlichen Blick des Gespenstes nicht ertragen, denn es sah mich immer starr und forschend an. Es wollte von mir den Weg nach Schreibersaue erfahren; und ich wußte doch, daß Rübezahl im ganzen Gebirge Bescheid weiß, und selbst jeden Verirrten, der ihn nicht beleidigt, wieder zurechte weiset. Er wollte mich nur ängstigen, das merkte ich wohl.

Hr. Gebauer. Aber war es denn auch wirklich ein Gespenst?

Der Mönch. Ey ja wohl! warum hätte ich mich denn sonst so schrecklich vor ihm gefürchtet?

Hr. Gebauer. (lächelnd über die Einfalt) Die Schlußfolge ist freylich richtig. — Aber wo haben Sie den lästigen Reisegefährten nun endlich gelassen?

Der Mönch. Ich verdoppelte aus allen Kräften meine Schritte. Gemach! gemach! Herr Pater, sagte er einigemal; da ich aber dennoch fortfuhr, mehr zu rennen, als zu gehen, brummte er: „Lauf Teufel lauf!“ und verschwand.

Herr Gebauer, der ohnehin schon gleich nach eingenommener Erfrischung im Begriff gewesen war, gerade in die Spukgegend hin seinen Wan-

derstab fortzusetzen, brach nun sogleich auf, und äußerte den sehnlichen Wunsch, daß er doch auch einmal so glücklich seyn möchte, Rübezahls Bekanntschaft zu machen. Der Klostertropf schüttelte bedenklich den Kopf zu diesem Wunsche, und gab ihm manche gutgemeinte Warnung mit auf den Weg. Unglück und Geister, meinte er, kämen wohl ungerufen.

Wirklich war Herr Gebauer kaum eine halbe Stunde tiefer ins Gebirge hinein, so hatte der Rübezahl ihn, oder er den Rübezahl erwischt. Das Gespenst war — ungeachtet es seine Gestalt nach Willkühr oft und vielfach verändern kann — noch ganz so, wie es dem Mönche vor einer Stunde erschien: blassen Angesichts, und übrigens ganz wie ein Jäger gekleidet, und mit Schießgewehr versehen.

Hr. Gebauer. Guten Morgen, mein lieber Rübezahl!

Rübezahl. (mit forschendem Blicke und lächelnd) Guten Morgen, mein Herr!

Hr. Gebauer. Gute Jagd gemacht?

Rübezahl. Ja, wenn Mönche Wildpret wären.

Hr. Gebauer. Wie so? — Er war es also, der den feisten Mann in der Mönchskutte dort unten so unbarmherzig jagte?

Rübezahl. Ja wohl jagte; aber ich verlor die Fährte. Ein feister Damhirsch an der Stelle des Tropfes hätte indessen mich nicht auslaufen, oder mir wenigstens nicht entwischen sollen.

Hr. Gebauer. Ahndet Er wohl, wofür Ihn der geängstete Klosterbruder gehalten hat?

Rübezahl. Sein schüchternes Wesen und Ihre Anrede sagten es mir deutlich genug. Auch ist es nicht das erstemal, daß man mich, zumal in dieser Entfernung vom Wohnorte, für den Rübezahl hält.

Hr. Gebauer. Darf ich fragen, wie Sein Wohnort heißt?

Rübezahl, d. h. der Jäger. Schreibersaue; ich diene dem Herrn Grafen von Schafgotsch.

Hr. Gebauer. Aber wie ist es möglich, Ihn, lieber Freund, mit dem berühmten Gebirgsgespenste zu verwechseln?

Jäger. Der Einfalt, mein Herr! und dem Furchtsamen sind wohl noch ärgere Dinge

möglich. Meine von Natur blasse Gesichtsfarbe mag auch das Ihrige dazu beytragen, die Einbildungen der Abergläubigen vollends irre zu leiten.

Ein aufspringendes Wild trennte bald darauf die Schwatzenden.

Der vermeinte Rübezahl — ein Mensch wie alle Menschen — folgte seinem Jägerberufe, und mein Freund, hoch erfreut über die gemachte Bekanntschaft, ging seinen Weg in Frieden.

Ein und zwanzigste Erzählung.

Von Waldteufeln und deren Zauberkraft, sich nach Belieben vor den Menschen unsichtbar zu machen. *)

(I. 1. A. B.)

Selbst in dem möglichst vollständigen Verzeichnisse lebender Wesen, welches uns der große Büffon in seinen naturhistorischen Schriften geliefert hat, ist noch ein Geschöpf aufzuführen vergessen worden, welches eben so furchtbar und selten, als merkwürdig in seinen Kraftäußerungen ist. Dieß sonderbare Geschöpf nämlich hat es in seiner Gewalt, nach Belieben einigen Menschen zu erscheinen, und hingegen vor andern, die es bewaffnet aufsuchen, unsichtbar in den Wäldern umher zu streifen. Man nennt es Waldteufel; und ob es gleich, wie der

*) Vergleichen mit Kleins Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den Preußischen Staaten. Band II. Seite 57.

Mensch, nur auf zwey Füßen gehen soll, so ist man doch noch ungewiß, ob es zur Klasse der Menschen, oder der wilden Thiere, oder gar der bösen Geister gehöre.

Das Daseyn solcher Mitteldinge zwischen Teufel, Menschen und Vieh, kann aber in unsern Tagen schon darum nicht mehr in Zweifel gezogen werden, weil man sich erst ganz neuerlich — im Jahre 1785 — eines solchen Waldteufels bemeistert, und ihn wirklich getödtet hat. Hier sind die nähern Umstände dieses Fanges:

In der Gegend des Westpreußischen Städtchens Neumark verbreitete sich ganz allgemein die furchtbare Sage, es schweife in dem benachbarten Gehölze ein nackter Waldteufel umher, der die Vorübergehenden erschrecke und anfalle. Weil man nur selten von dergleichen gespenstartigen Wesen hört, so wollten Viele der Sage keinen Glauben beymessen, und meinten, man müsse sich in seinen Wahrnehmungen geirret, und vielleicht irgend ein anderes wildes Thier erblickt haben.

Viele Einwohner aus dem Städtchen, und auch einige benachbarte Landleute, welche mit gesunden Augen den Waldteufel selbst gesehen hatten, fanden es indessen sehr lächerlich, daß einige Herren, die gelehrt, und bey mehrern Gelegenhei-

ten, immer klüger, als sie, seyn wollten, die wirkliche Gegenwart dieses Teufels in ihrem Holze, noch bezweifelten. Der Schulze Czerwinsky aus der Nachbarschaft, der dieß Ungeheuer einmal ganz in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, und bald handgemein mit ihm geworden wäre, beschrieb sein bestandenes Abentheuer mit folgenden Worten:

„Ich hatte des Morgens früh ein Geschäft im Holze. Da man mich wegen des Waldteufels, der jetzt darin ist, ernstlich warnte, so hütete ich mich wohl, ohne eine scharf geladene Flinte in den Wald zu gehen. Ich war kaum eine Strecke hinein, so erblickte ich das Ungeheuer schon. Es sah aus, wie ein von der Sonne sehr verbrannter, nackter, furchtbarwilder Mensch. In der rechten Vorderpfote hatte es einen langen und dicken Knüppel, an dessen Spitze eine große Axt befestiget war. Ich hatte einen gewaltigen Schreck bey diesem Anblick. Indessen faßte ich bald wieder ein Herz, legte die Flinte an, und wollte es erschießen. Da ich aber bemerkte, daß es, ohne Furcht vor meinem Gewehre, gerade auf mich zu kam: so erinnerte ich mich mit Schrecken, einmal gehört zu haben, daß dergleichen wunderbare Ungeheuer kugelfest sind, und einen Schuß eben nicht achten.

Da überfiel mich nun Zittern und Zagen; ich suchte mein Heil in der eiligsten Flucht, und bin sehr froh, daß ich besser rennen konnte, als der Teufel."

Diese Erfahrung des Schulzen war kaum in dem Städtchen bekannt geworden: so waren Knechte und Mägde auf keine Weise mehr zu überreden, das Vieh ihrer Herrschaft ferner nach jenem Walde auf die Weide zu treiben. Dieß ist die Ursache, daß der Magistrat, der so lange ungläubig gewesen war, endlich ein Einsehen in der Sache hatte, und der Bürgerschaft und einigen benachbarten Dörfern im Monat Junius 1785 den Befehl ertheilte, den berüchtigten Wald zu umringen, und das Ungeheuer lebendig und unbeschädigt einzufangen, und gefänglich einzubringen.

Dem Befehle ward in so weit Folge geleistet, daß man sehr zahlreich den kleinen Wald von allen Seiten zugleich berannte, muthig in denselben eindrang, und in seinem Mittelpunkte samt und sonders auf einander stieß. Alles, was man einfing, waren einige Hasen, aber von einem Waldteufel hatte man durchaus nichts gewittert.

„Ja — hieß es — da mögt Ihr lange suchen. Wißt Ihr denn nicht, daß sich die Waldteufel unsichtbar machen können? und daß es von

ihrer Willkühr abhängt, welchen Leuten sie erscheinen wollen?"

Was geschah? — Ein katholischer Bürger und Töpfermeister zu Neustadt, Valerian Soborovsky genannt, hatte, ungeachtet er bis in sein gegenwärtiges drey und dreyßigstes Lebensjahr ohne allen Unterricht, in der größten Dummheit aufgewachsen, und bey dem gerichtlichen Durchsuchen des Waldes selbst gegenwärtig gewesen war — doch einige Wochen nachher noch das Glück, jenen Teufel in dem nämlichen Walde zu entdecken. Ihm war es auch vorbehalten, das Ungeheuer ritterlich zu bekämpfen, und zum Heil für seine Mitbürger den Sieg über dasselbe davon zu tragen.

Er fuhr mit seinem Lehrburschen, Nahmens Pallaklewitz, am 30sten Junius 1785 längs dem Gehölze hin, um sich Lehm für seine Werkstätte zu holen. Plötzlich hörte er ein gewaltiges Schnarchen. Von wem konnte das anders kommen, als von dem so geflissentlich gesuchten, und dennoch verfehlten Waldteufel? — Dem Meister, so wie seinem Jungen, lief es eiskalt über. Unwillkührlich fiel diesem vor Schreck die Leine aus der Hand; und ganz wider Willen des Meisters zog das Gespann, das die Gefahr nicht kannte, in

welcher sie alle schwebten, den Wagen der scheußlichen Gegend, wo es so fürchterlich schnarchte, immer näher. Bald sahen sie sich dicht neben dem Waldteufel. Zum größten Glücke lag er an die Erde hingestreckt, so lang und dick er war, und schnarchte schlafend.

„Wie leicht kann er erwachen — dachte der Töpfermeister — und dann sind vielleicht wir alle verloren; ich muß ihm also zuvorkommen!“ Mit diesen angstvollen Gedanken sprang er vom Wagen, und ergriff seine Lehmhacke. Indem erwachte der Schnarcher, und richtete, noch schlaftrunken, den Kopf ein wenig in die Höhe. Aber der Töpfer war kein solcher Narr, daß er ihm zum gänzlichen Aufstehen hätte Zeit lassen sollen. Ohne weitere Ueberlegung zerschmetterte er ihm mit seiner Hacke dermaßen den Kopf, daß das Gehirn weit umher spritzte.

Gott im Himmel! so mordet Dummheit und Aberglaube! — Der Erschlagene ist ein, seiner Fahne entlaufener Preußischer Dragoner, Nahmens Krankowsky, der, als gewesener Neumärkischer Töpferbursche, auch seinem Mörder nicht unbekannt war! —

Höchst vergnügt über die Heldenthat eilte der noch immer verblendete Mörder nach Hause, und erzählte einem jeden, „daß ihm Gott gehol-

fen habe, die Gegend endlich von dem Ungeheuer zu befreyen.“ Von den Stadtgerichten erwartete er eine Belohnung, und wunderte sich nicht wenig, da sie ihn, anstatt zu belohnen, aufänglich einziehen ließen. Seine Strafe war sechsjährige Festungsarbeit.

Zwey und zwanzigste Erzählung.

Von dem Poltergeiste einer alten Kapelle, und den Backenstreichen, womit derselbe einen Heiligenspötter züchtigte.

(I. 1. A. B. — II. 2. A. — III. 2. B.)

Noch im Jahre 1727 stand neben dem damals von Thilauischen Rittergute zu Leuben in Churfachsen eine kleine Kapelle, in deren Gewölbe benannte Gutsherrschaft vormals ihre Verstorbenen beygesetzt hatte. Späterhin fiel dieser Zweck der Kapelle, so wie auch ihr gottesdienstlicher Gebrauch, ganz

weg,

weg, und man verwandelte sie in ein Oekonomiegebäude. Die Bildsäule des heiligen Antonius, die sich, nach der Reformation, noch immer in einem Winkel derselben erhalten hatte, wurde nun in ein darüber befindliches Backhaus versetzt, wo man ihr auch ferner ein ruhiges Plätzchen vergönnte, und sie dem Zahne der Zeit überließ. Der Heilige schien diese Versetzung, so wie jene profane Verwandlung der ihm gewidmeten Kapelle, übel zu nehmen, und so lange Maurer und Zimmerleute zerstörend in derselben beschäftigt waren, äußerte er des Nachts diese Empfindlichkeit durch ein entsetzliches Gepolter. Nicht nur Herr Steckel, damaliger Hauslehrer der von Thilauschen Kinder, dessen Wohnstube der Kapelle gegen über lag, sondern auch mehrere Einwohner des Oertchens, waren öfter als einmal Zeugen des ungebührlichen Lerms, den der aufgebrachte Heilige in der Gespensterstunde daselbst verursachte. Es war nicht anders, als ob er die ganze Kapelle mit ihren sehr dicken Mauern, auf eine andre Stelle bringen wollte, um so sein Eigenthum vor der Entheiligung zu bewahren.

Besonders deutlich hörte man ein Hin- und Herwerfen der Bretter, und ein eifriges Hammern an den massiven Wänden und Gewölben die-

ser Kapelle. Wer es vernahm, der kreuzigte und segnete sich, und Herr Steckel insbesondre wünschte immer sehnlichst den Glockenschlag Eins herbey, mit welchem das ominöse Toben allemal plötzlich ein Ende nahm. Zimmerleute und Maurer bemerkten des Morgens jedesmal mancherley Verwirrung und Unordnung, die der Poltergeist unter dem Werke ihrer Hände angerichtet hatte. Indessen fuhren sie den Tag über in ihren angewiesenen Geschäften nur desto eifriger fort, und ließen sich durch jenes Toben und Schelten des Heiligen keineswegs abhalten, von dessen bisherigem Wohnsitze den Obertheil in einen Fruchtboden, und den untern in ein kühles Milchgewölbe umzuwandeln.

Nach Jahr und Tag wollte das Gesinde des adelichen Hofes, in Abwesenheit der Herrschaft, sich einmal recht lustig machen. Mädchen und Knechte, alles sammelte sich in der Schenke des Dorfs, trank, und war guter Dinge bey Tanz und Spiel. Um den Jubel vollständig zu machen, kam ein herrschaftlicher Schäferknecht auf den ärgerlichen Gedanken, vorerwähnten Heiligen im dunkelsten Winkel des Brauhauses, an der allgemeinen Hausfreude auch Theil nehmen lassen zu wollen. Er ladete sich, lachenden Muthes, den geduldigen Antonius auf die breiten Schultern, schleppte

ihn in die Schenke, und stellte ihn in die Mitte der Lautfröhlichen auf. Um den guten Antonius recht lächerlich zu machen, steckte er ihm auch eine Tabackspfeife in den Mund. Da machte nun, um dieß Schaubild herum, die muntre Dorfjugend den Reihentanz, wie sonst um des Dorfes Linde. Die muthwilligsten unter den jungen Burschen gaben dem verspotteten Götzen mitten im Tanze Nasenstüber, und beschimpften ihn auch noch auf andre Art. Niemand mochte glauben, daß diese unedle Verspottung eines leblosen Standbildes dem Urheber dieses Unfugs — dem Schäferknechte, übel bekommen würde.

Um Mitternacht, da man die Festlichkeit des vergnügten Tages geendet hatte, und ein jeder sich nun zur Ruhe begab, ging auch Hans, so hieß der lustige Schäfer, nach seiner Horde, die auf dem Hofe neben der weiland Antoniuskapelle stand, und wollte sich zu Bette legen. Allein auf dem Wege dahin begegnete ihm ein fürchterliches Unding, in der Gestalt des heiligen Antonius. Dieß Gespenst fiel ihn wüthend an, mißhandelte ihn mit Fäustenschlägen ins Angesicht, und schien, ihm den Hals umdrehen zu wollen. Das Entsetzen, welches unsern Hans während dieser fühlbaren Züchtigung überfiel, beraubte

ihn, so handfest er auch war, aller Kräfte. Es fiel ihm nicht einmal ein, sich zur Wehre zu setzen, und kaum hatte er so viel Besinnung, daß er sich, noch eben zur rechten Zeit, mit der Flucht rettete.

Zwar war ihm für dießmal das Leben noch gefristet worden, allein den Schlaf hatte der Eindruck jener Mißhandlungen auf mehrere Nächte von seinem Lager verscheucht. Immer fürchtete er die Rückkehr des rachsüchtigen Antonius; und lange ging er, zum warnenden Beyspiel für Andre, mit einem Kopfe umher, der so dick aufgelaufen und mit Wunden bedeckt war, daß man Mühe hatte, in seiner Person den sonst so muntern Hans wieder zu erkennen.

Er gestand öffentlich, und gelobte feyerlich, daß er sich nie wieder an dem tückischen Heiligen vergreifen wolle. Die Gutsherrschaft, die durch den zitternden Hauslehrer den Hergang der Sachen genau wieder erfahren hatte, beschloß, den Heiligen des Backhauses in dem darangränzenden Garten feyerlich beerdigen zu lassen, damit er fernerhin kein Aergerniß mehr nehmen, aber auch keines mehr veranlassen möchte.

Ein Zufall wollte, daß einige Jahre darnach sowohl der, bey dem mitternächtlichen Poltern in der Kapelle, als auch der dem Schäferknecht ge-

spielte Betrug, an das Tageslicht kommen sollte. Jenes Poltern war das Blendwerk einiger gewinnsüchtigen Maurer gewesen, welche am Tage, während ihres Arbeitens, hier und da in den dicken Mauern der uralten Kapelle einige mit Kitt sorgfältig vermauerte kleine Gewölbe bemerkt zu haben glaubten, und sich in den Nächten heimlich darüber hermachten, diese Spuren zu verfolgen, indem sie um so gewisser hofften, vermauertes Geld darin zu finden, da, nach einer alten Sage im Dorfe, wirklich Kostbarkeiten in der Kapelle verborgen seyn sollten. Die Schlauköpfe arbeiteten absichtlich nur in der berüchtigten Gespensterstunde, indem sie richtig vorhersahen, daß sie so am sichersten das furchtsame, abergläubige Volk irre leiten, und ihre Absichten unbelauscht und ungehindert erreichen würden.

Die derbe Züchtigung aber, welche sich Hans allerdings durch seinen an der Bildsäule verübten Muthwillen zugezogen hatte, rührte keineswegs von dem katholischen Heiligen, den sie repräsentirte, selbst her, sondern von einem seiner Freunde und Verehrer, einem eifrigen Katholiken der dortigen Gegend, welcher ein schweres Aergerniß an den Nasenstübern, die sein Heiliger in der Schenke erhielt, genommen, und sich verpflichtet gehalten hatte, ihn auf der Stelle zu rächen. Um als

Einzelner den stämmigen Schäferknecht unfehlbar zu übermannen, bediente er sich des nicht ungewöhnlichen Kunstgriffs, ihn zuvor graulich zu machen; und seine Berechnung der durch abergläubige Furcht verminderten Stärke und Geistesgegenwart seines Gegners war so richtig, daß er nur ein Kind an Kräften hätte seyn dürfen, um den dummen Riesen nach Gefallen mißhandeln zu können. *)

*) So wie ein in Dummheit und Einfalt aufgewachsenes Mütterchen Geschichtchen der Art in langen Winterabenden beym Spinnrocken zu erzählen pflegt; das heißt: mit dem Anstriche des Wunderbaren, und mit Auslassung alles dessen, was einiges Licht über den natürlichen Hergang der Sachen verbreiten könnte: so kann man diese Erzählung auch finden, in J. C. Sieckels Nachrichten von Poltergeistern, gespenstigen Erscheinungen, und merkwürdigen Ahndungen. Quedlinburg 1761. Th. 1. S. 25. ꝛc.

Drey und zwanzigste Erzählung.

Von einem hagern Gespenste, welches, mit der Farbe des Todes, und einem Sterbehemde angethan, bittend die Menschheit anklagte. *)

(I. 1. C. — 2. A.)

Der rühmlichst bekannte verstorbene Hofprediger Gronau zu Berlin, kam auf Einer seiner Reisen durch ein Sächsisches Dorf, in dessen Wirthshause er zu Mittag aß. Er blieb, bis das bestellte Essen zubereitet war, mit seinem Reisegefährten in der ihnen angewiesenen Gaststube allein. Ermüdet von dem zurückgelegten Wege, schlummerten Beyde auf den Stühlen ein wenig ein. Aber plötzlich wurden sie durch ein Poltern in der an die Gaststube angränzenden Kammer aufge-

*) Nach einer mündlichen Erzählung des Herrn Auditeurs Scharden zu Ratheuau.

weckt. Da es aber bald wieder aufhörte, so bekümmerten sie sich nicht weiter darum, sondern schlummerten ruhig fort. Bald darauf erneuerte sich das Poltern. Es war, als ob eine hölzerne Lade vom Tische auf die Erde herab fiel; auch glaubten sie ein leises Stöhnen zu vernehmen. Sie wollten daher in die Kammer, um zu sehen, was da vorginge, fanden aber die Thür verschlossen. Sie horchten jetzt aufmerksamer, das Gestöhne nahm zu, und näherte sich der Kammerthüre.

Die Reisenden wurden nun um so neugieriger, da ihnen diese wimmernden dumpfigen Töne in einer verschlossenen Kammer verdächtig vorkamen. Sie riefen den Wirth, um durch ihn hinter das Geheimniß zu kommen, aber — er erschien nicht. Endlich kam des Wirths Tochter, und brachte das bestellte Essen. Sie trug die Schüssel mit der Speise steif und unbefangen vor sich her. Kaum war sie in die Stube getreten, so bestürmten die Reisenden sie mit Fragen und Erkundigungen nach dem vernommenen Poltern und Stöhnen, welches in diesem Augenblicke von Neuem, und lauter als bisher begann.

Anstatt auf eine dieser Fragen zu antworten, fuhr die Jungfer Wirthinn schaudernd zusammen, schrie laut auf, ließ vor Angst und Entsetzen die

Schüssel auf die Erde fallen, und lief zur Stube hinaus, als sollte ihr wer weiß was widerfahren.

Gleich darauf kamen Wirth und Wirthinn, todtenblaß im Angesichte, in die Stube gestürzt, und schlossen die Thüre zur spukenden Kammer auf. Welch ein schaudervoller Anblick, da man sie eröffnete! —

Eine hagere, gespenstartige Gestalt, mit der Farbe des Todes im Angesichte, stand in einem langen weißen Sterbekleide vor ihnen da, und hielt sich an die Wand, als ob ihr vor dem Umfallen bange wäre. Ihr Blick war der Blick eines schwankenden, bittenden Greises, und ihre Worte schienen das unverständliche Lallen eines Kindes zu seyn. Es war — der Großvater vom Hause, der vor drey Tagen den Scheintod gestorben, jetzt aber aus seinem ohnmächtigen Zustande wieder erwacht war, und nun seine Kinder bat, ihn doch wieder unter die Lebenden aufzunehmen. Der Sarg in der Kammer, worin man ihn gelegt hatte, stand auf zwey Schemeln, und der erwachende Greis, der denselben verlassen wollte, hatte zuerst mit Mühe den bloß darauf gelegten Deckel herab werfen müssen. Diesen Fall des Deckels höreten wahrscheinlich die Reisenden das erstemal. Hierauf hatte sich der ohnmächtige Greis im Sarge nach

und nach aufgerichtet, um hinaus zu steigen. Das lange Sterbehemde, worin er eingehüllt war, und seine außerordentliche Mattigkeit waren ihm aber sehr hinderlich daran gewesen, so daß er samt dem Sarge von den Schemeln auf die Erde hinab gefallen war. Daher das abermals gehörte Poltern und Stöhnen.

Glücklicherweise hatte sich die gute Natur des Alten, während des dreytägigen Todesschlafes, noch eben zur rechten Zeit neue Lebenskräfte gesammelt, und war so der Einscharrung in die Gruft zuvorgekommen. Einige Stunden später — und es war um dieß Menschenleben geschehen, weil man so eben im Begriff war, den Greis nach seiner Gruft zu tragen. Der Auferstandene freuete sich, trotz seines hohen Alters, von ganzem Herzen des ihm wiedergeschenkten zweyten Lebens. Er lebte noch mehrere Jahre vergnügt unter den Seinigen, und dankte der Vorsehung täglich, daß sie ihn vor dem schrecklichen Schicksale, lebendig begraben zu werden, bewahret hatte.

„O wie Viele — sagte er oft — mögen das Glück entbehren, welches der Himmel mir zu Theil werden ließ! Wie Viele meiner Brüder und Schwestern mögen erst dann von ihrem Scheintode wieder erwachen, wann es zu spät und keine Rettung mehr

möglich ist! Gott schenke doch Allen, die man in einen Sarg einnagelt, und in die Erde verscharrt, den eisernen Todesschlaf, damit sie nicht unter der Erde erst noch den qualvollsten Tod sterben dürfen.

Sobald der gute Alte wieder Kräfte gesammelt hatte, und gehen konnte, ging er nach der nächsten Stadt und suchte sich den dortigen Arzt auf. Diesem erzählte er sein Schicksal, und fragte ihn zutraulich, ob er wohl noch einmal einen solchen Scheintod sterben würde — und woran seine Kinder, die ihn überleben möchten, mit vollkommener Gewißheit erkennen könnten, daß er wirklich, und nicht wieder bloß scheinbar gestorben sey.

Der einsichtsvolle Arzt sagte ihm, zur Beantwortung der ersten Frage, gerade heraus, daß die geheimen Lebenskräfte der menschlichen Natur allerdings etwas weiter reichen, als man bisher geglaubt habe, indem der Mensch eigentlich später sterbe, als er denen, die ihn überleben, zu sterben scheine; und daß daher in der Regel ein jeder in Gefahr sey, lebendig beerdigt zu werden, und im Grabe erst wirklich zu sterben, es sey nun, daß er das Unglück habe, zuvor sich seiner selbst noch einmal bewußt zu werden, oder daß der Ueberrest von Lebenskraft, ohne rückkehrendes Bewußtseyn, nach und nach wirklich absterbe.

Zum Troſt für den hochaufhorchenden Greis fügte der Arzt, zur Beantwortung der zweyten Frage, menſchenfreundlich hinzu: „Aber es giebt ein Kennzeichen der Wirklichkeit des Todes, welches niemals trügen, niemals beym Scheintode zugegen ſeyn kann. Dieß einzig untrügliche Zeichen des wahren Todes iſt nämlich — die Fäulniß, und zwar die allgemeine, vollkommene, und nach allen Kennzeichen bemerkbare Fäulniß des Leichnams. Sag' er daher den Seinigen: Dann erſt, wenn der Geruch einer Leiche wirklich faulicht, die Oberfläche etwas aufgedunſen, mit bräunlichen, oder bläulichen oder grünlichen Flecken bedeckt iſt — dann erſt, wenn das Fleiſch weich und teigigt, der Unterleib aufgetrieben, und hier und da mißfarbig wird: — dann erſt könne man feſt verſichert ſeyn, daß der Tod vollkommen, und das unbegreifliche Band des Lebens ganz aufgelöſt ſey."

Mit dieſem gründlichen Beſcheide eilte nun der Greis zu ſeinen Kindern und Kindeskindern zurück. Er erzählte nach ſeiner Art und in ſeiner Sprache alles treulich wieder, was er bey dem Arzte in Erfahrung gebracht hatte, und bat ſie flehentlich, ihn doch ja nicht wieder zu früh für wirklich geſtorben zu halten. Die Seinigen verſprachen ihm das heilig, und verbanden ſich mit allen ihren Ver-

wandten im Dorfe, daß es von nun an ein Gesetz in ihrer Familie seyn sollte, keinen aus derselben früher zu begraben, als bis die Leiche anfange, in die allgemeine, vollkommene und nach allen Kennzeichen bemerkbare Fäulniß über zu gehen.

Vier und zwanzigste Erzählung.

Von einer Teufelserscheinung, welche zu Aix den versammelten Magistrat in Angst und Schrecken setzte. *)

(I. 1. A. B. — 3. A. — 4. A. — II. 1.)

Ein katholischer Priester zu Aix in der Provence, Namens Gaufrid, hatte im Jahr 1711 das Unglück, seinen abergläubigen Grübeleyen über Bündnisse mit dem Teufel so lange ängstlich nachzuhängen, bis darüber sein Geist völlig zerrüttet ward. Er bildete sich ein, der Teufel sey sein guter Freund, und es sey ihm gelungen, sich ihm zu verschreiben,

*) Fisch, Briefe über die südlichen Provinzen Frankreichs, 2ter Th. S. 190.

und ein Bündniß mit ihm zu errichten. Jeder Vernünftige sahe wohl, daß der arme Mann am Geiste krank war; aber zu seinem Unglücke kam er zuletzt auf den Einfall, sich selbst bey den Gerichten zu Aix als einen förmlichen Teufelsbeschwörer, Geisterkenner und Zauberer anzuklagen.

Dieß geschah im Anfange dieses Jahrhunderts, wo man die Vernunft noch nicht häufig auf dem Richterstuhle sitzen sah. Die damaligen Parlamentsräthe zu Aix zweifelten keinen Augenblick, daß es mit Gaufrids Einverständnisse mit dem Teufel seine völlige Richtigkeit habe. Und da der Selbstankläger noch dazu in den mit ihm angestellten Verhören aussagte, er habe unter andern auch dem kränklichen Fräulein von Palu, mit Hülfe seines guten Freundes, eine ganze Legion Teufel angezaubert: wie hätten, bey solcher Bewandniß der Sachen, die Herren Räthe ihn nicht des Feuers schuldig finden sollen? —

Um indessen doch ein Uebriges zu thun, mußten einige Aerzte das bezauberte Fräulein besichtigen, und ihre Entzauberung und Heilung versuchen. Falls dieß mittelst natürlicher Arzeneyen bewerkstelliget würde, sollte das Verdammungsurtheil über den Teufelsbanner Gaufrid noch ausgesetzt werden.

Die beyden Aerzte, die mehr Vernunft hatten, als die ganze Sammlung von Parlamentsräthen, thaten ihr Möglichstes, um den armen Gaufrid den Flammen zu entreißen. Aber ungeachtet sie alle ihre Kräfte aufboten, um das Fräulein von Palu gesund zu machen, so wurden doch ihre gutgemeinten medicinischen Bemühungen nur mit wenig gutem Erfolge gekrönet, weil es äußerst schwürig war, die epileptischen Krämpfe, an welchen das Fräulein litt, und die noch dazu schon sehr überhand genommen hatten, sobald zu heben.

Die Aerzte versicherten nun zwar in ihrem medicinischen Gutachten mit den triftigsten und einleuchtendsten Gründen, daß das Fräulein weder von einer Legion Teufel, noch auch nur von Einem bösen Geiste besessen sey; sondern vielmehr an einer namhaften, ganz natürlichen Krankheit darnieder liege, bey welcher indessen die Arzeneygelehrtheit nur wenig zu leisten im Stande sey: allein diese aufrichtigen Versicherungen waren so gut, als in den Wind geredet. Die abergläubigen, und man sollte beynahe denken — mordsüchtigen Herren des Raths glaubten vielmehr in dem schlechten Erfolge, den die Bemühungen der Aerzte gehabt hatten, einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit der Aussage des irren Gaufrids zu finden.

Am 30. April 1711 versammelte sich deshalb der Rath, um über den Wahnsinnigen das Endurtheil zu fällen. Bey einigen von Gaufrids Richtern glimmte zwar ein kleiner Ueberrest von Vernunft und Menschlichkeit auf, der sie vielleicht gestimmt hätte, den Versicherungen der Aerzte noch zu rechter Zeit Gehör zu geben, und den Angeklagten von der Schuld einer teufelischen Zauberey loszusprechen. Allein ein unglückliches Ungefähr erstickte auch diesen aufglimmenden Funken von Vernunft. Indem sie nämlich vor dem versammelten Parlamente begannen, sich zu Gunsten des Angeklagten zu erklären: entstand auf einmal ein fürchterliches Gepolter in dem Kamine des Gerichtssaales. Die ganze Versammlung von Räthen erschrak heftig darüber, und glaubte nichts Gewisseres, als daß der Teufel, von Gaufrid citirt, so eben durch die Oeffnung des Schornsteins herabfahre, und mittelst der Kaminröhre in ihre Versammlung dringen werde, um sich, vielleicht auf ihre Kosten, seines guten Freundes thätigst anzunehmen. Sie waren daher auch keineswegs gewilligt, die sichtbare Erscheinung dieses unberufenen Sachwalters abzuwarten, sondern dachten bey Zeiten auf Rettung durch die Flucht; konnten sich aber doch nicht enthalten, fliehend einen schüchternen Seitenblick

nach

nach dem Kamine zu werfen; und — o Himmel! welch ein schrecklicher Anblick! da sahen sie den Teufel in seiner furchtbarsten Gestalt: schwarz am ganzen Leibe, mit funkelnden Augen im Kopfe, mit langen Ziegenbocks-Hörnern, statt der Hände Klauen mit fürchterlichen Krallen, und unten einen Pferdefuß.

Wie Rasende, und unter einem betäubenden Schrey, stürzten die Herren zur Thüre hinaus. Unglücklicherweise blieb der arme Parlamentsrath Thoran über die zu große Eilfertigkeit, womit er sich retten wollte, mit dem Aermel seiner weiten Amtskleidung an einer Bank hängen, und schlug sehr unsanft zu Boden. Da lag er nun halb todt, voller Angst und Entsetzen. Mit Recht ergriff ihn die Besorgniß, er allein werde nun das Opfer des bösen Feindes werden, und seine Kollegen loskaufen müssen.

Aber der großmüthige Teufel, den die unbeschreibliche Eilfertigkeit der flüchtenden Versammlung spaßhaft vorkommen mochte, ging nicht von der Stelle. Thoran regte ebenfalls weder Hand noch Fuß, und bloß der Zeigefinger seiner Rechten war unwillkührlich in beständiger Bewegung, indem er unzählige Kreuze schlug, das Einzige, womit die heilige Einfalt sich vor den Klauen des Teu-

fels zu sichern glaubte. Endlich faßte er Muth, und wagte es, behutsam den Kopf ein wenig zu drehen, um einmal nach der Gegend des Kamins hinzuschielen. Da dem Teufel auch diese geringe Bewegung des Kopfes nicht entging, so begegnete sein Blick dem schielenden Seitenblicke des bangen Tropfes mit der blutenden Nase.

Und sonderbar! auch der Teufel zitterte am ganzen Leibe, und fragte Thoran mit weinerlicher Stimme:

„Ach Herr! wo bin ich?“ —

Diese Frage gab Thoran sein entflohenes Herz wieder; er raffte sich auf, sah dem Fragenden ziemlich beherzt in's Gesicht, und erkannte in demselben — einen ehrlichen Savoyarden, der als Knecht bey einem Schornsteinfeger diente. Dieser arme Kerl war in einen Schornstein gestiegen, der mit der Kaminröhre des Gerichtssaales zusammenhing, und, aus Unvorsichtigkeit und Mangel an Uebung, durch letztere in den Parlamentssaal herunter gefallen.

Dieser zufällige Umstand hätte nun eigentlich die Richter überzeugen sollen, daß man oft Teufel und Teufelswirkungen da sieht, wo wirklich keine sind. Allein anstatt so dem unglücklichen Gaufrid das Leben zu retten, brachte er bey den wohl

weisen Herren des Raths vielmehr den eben so unmenschlichen, als unvernünftigen Entschluß zur Reise, mit Gaufrids Verurtheilung zum Feuer, und mit Vollstreckung ihres die Menschheit entehrenden Beschlusses, zu eilen." Denn ein solcher Zufall gerade zu einer solchen Stunde — meinten sie — könne unmöglich anders, als die Wirkung des Teufels, und von Gaufrid veranlaßt worden seyn."

Dieser saubern Schlußfolge gemäß, wurde der Verurtheilte Tages darauf lebendig verbrannt.

Freuen Sie sich mit mir, meine Leser! daß nun endlich für Deutschland die grausenvollen Zeiten vorüber sind, wo blinde Religionsverfolgung und heilige Einfalt, Feueraltäre für schuldlose Bürger bauete, und wo Menschen, von Gerichts wegen, die privilegirten Mörder ihrer Brüder seyn durften.

Fünf und zwanzigste Erzählung.

Von einem spukhaften Leichenzuge, welchen die halbe Bauerschaft eines Englischen Dorfes zur Stunde der Gespenster vorüber ziehen sah. *)

(I. 1. A. B. — II. 2. A. — III. 2. B.)

Die Bauersleute eines Dorfes in England pflegten in den Wirthshäusern und bey öffentlichen Gelagen, zum Zeitvertreib, sich einander allerley schreckliche Teufeleyen und wunderbare Geschichtchen von erschienenen Geistern zu erzählen; und nie fehlte es dann an aufmerksamen Zuhörern. Da war keine Hochzeit und kein Kindtaufen, wo man nicht bald diese, bald jene wunderbare Erzählung zum Besten gab. Was der Eine nicht wußte, das wußte ein

*) Eine ähnliche Geschichte findet man in Websters Untersuchungen der sogenannten Hexereyen; aus dem Englischen. 4. Halle 1719. S. 493.

Anderer, und was man nicht selbst erlebt hatte, das hatte man doch, schon als Kind, von einer ehrlichen Muhme oder Großmutter gehört, mithin lag die Glaubhaftigkeit der Sache selbst zu Tage. Auch die Kinder des Dorfes waren bey solchen Erzählungen immer ganz Ohr, und wurden im Finstern, und in der Einsamkeit täglich furchtsamer. Wie hätte das anders seyn können, da die Erwachsenen selbst sich keine Mühe gaben, ihren Kindern die Schüchternheit und das Schaudern zu verbergen, welches sie überfiel, so oft sie, nach Anhörung eines Gespenstermährchens, des Abends vom Gelage nach Hause gingen, und etwa vor dem Kirchhofe des Dorfes vorbey mußten.

Dem Prediger dieser graulichen Gemeinde, einem sehr vernünftigen und rechtschaffenen Manne, war die Lieblingsunterhaltung seiner Pfarrkinder kaum zu Ohren gekommen, als er sie mit dem Nachtheile bekannt machte, der natürlich für sie selbst und ihre Kinder daraus entstehen müßte, wenn sie den Kopf immerfort mit dergleichen Mährchen anfüllen würden. Allein so viel Vertrauen und Liebe der Mann auch unter ihnen besaß, so verargten sie es ihm doch fast, daß er die Erzählungen ihrer zum Theil selbst erlebten Spukgeschichtchen für nichts weiter, als Mährchen und Geschwätz der

Unmündigen am Verstande, zu halten schien. Sie kannten seinen Unglauben in diesem Punkte schon längst, und versuchten bey mehr als einer Gelegenheit ihn zu ihrer Meinung zu bekehren. Immer stimmten sie indessen die alte Leyer wieder an, und beriefen sich auf Thatsachen, die sie selbst mit ihren Sinnen wahrgenommen haben wollten. Und gegen Thatsachen, die mit eigenen, obgleich irregeleiteten Sinnen wahrgenommen worden sind, läßt sich da, wo man diese Verblendung nicht eingesteht, wenig ausrichten.

So kamen einmal, des Morgens in aller Frühe, mehrere Geisterseher aus dieser Dorfgemeinde zu ihrem Prediger, um ihm von einer erst in der letztvergangenen Nacht erlebten schrecklichen Erscheinungsgeschichte Nachricht zu geben, und sein Urtheil darüber zu vernehmen.

„Wir alle Zwölfe — hub der Sprecher unter ihnen an, die wir hier mit gesunden Sinnen vor Ihnen stehen, bezeugen ehrlich und einmüthig, daß sich uns in der nun gottlob zurückgelegten Nacht ein fürchterliches Gesicht gezeigt hat, welches offenbar nichts anders, als ein Blendwerk des Teufels selbst gewesen seyn kann. Wir bitten daher, ehrwürdiger Herr! lassen Sie uns Gerechtigkeit widerfahren, und halten Sie das für keinen Irrthum unse-

rer Seits, was dießmal vier und zwanzig Augen deutlich beobachtet und gesehen haben. Mit dem Glockenschlag Zwölf nämlich hörten unserer Etliche, die dicht neben der Schäferey wohnen, ungewöhnliche, gar sonderbare Töne. Sie stutzten erst, gingen aber doch behutsam etwas näher hinzu, um zu sehen, was es da schon wieder für Teufeleyen gäbe. Und wie gedacht, so geschehen! Sie erblickten allerley Bewegliches und Unbewegliches, Schwarzes und Weißes, in einiger Entfernung vor sich. Indessen wurden wir übrigen Nachbarsleute von unsern Gevattern ebenfalls geweckt und herbey gerufen; und so sammelten sich, unsre Weiber und Kinder ungerechnet, bloß an Männern unserer Zwölf."

„Nun — fiel der Prediger dem Sprecher hier in die Rede — das war gut, daß der handfesten Männer so viele waren, denn nun ginget Ihr auf die vermeintliche Erscheinung gewiß desto zuversichtlicher los, um der Sache auf den Grund zu kommen."

„Ey, lieber ehrwürdiger Herr! — erwiederte man — Sie selbst haben uns jezuweilen auf das wahre Sprichwort aufmerksam gemacht: Wer sich ohne Noth in Gefahr giebt, der kommt darin um. Es war Mitternacht, und wir merkten daher gleich

anfangs, daß das ein Teufelswerk seyn müsse; und mit Geistern zu streiten, dazu fanden wir keinen Beruf. Hu! uns schaudert noch jetzt die Haut bey der bloßen Erinnerung an das schreckliche Gesicht! Es war ein förmlicher Leichenzug, und Gott weiß, wem von uns er den nahen Tod geweissaget haben mag. Der Zug kam von der Schäferey her, und ging, kaum hundert Schritte vor uns, vorüber. Da es eine sternhelle Nacht war, so konnten wir alle ganz deutlich erkennen, wie die schwarzen Teufelsgestalten eine Todtenbahre trugen, worauf ein abscheulich hoher Sarg stand, der mit einem herabhangenden weißen Laken bedeckt war. Uns allen standen bey dem grausenvollen Anblick die Haare zu Berge; wir beteten, kreuzigten und segneten uns, und eilten ungesäumt nach unsern Wohnungen, wo wir uns dem Schutze des Allmächtigen empfohlen. Nun sagen Sie uns nicht mehr — setzten sie hinzu — daß Gott den bösen Geistern nicht zuweilen verstatten sollte, uns arme Menschen zu erschrecken, und zu ängstigen."

Der Prediger, der ihnen aufmerksam, jedoch ohne sichtbare Verwunderung, zugehört hatte, wagte es für dießmal nicht, das Gesicht an und für sich zu bezweifeln, weil es ihm nicht wahrscheinlich war, daß so Viele, zugleich und auf einmal, etwas

gesehen zu haben glauben sollten, was eine bloße Geburt ihrer Einbildungskraft gewesen wäre. Das aber versicherte er mit fester Zuversicht, daß der Leichenzug wenigstens nicht das Werk gaukelnder Geister, wohl aber vielleicht die Spielerey muthwilliger Menschen gewesen seyn könne. Uebrigens ließ er die Sache dahin gestellt seyn, und hoffte, daß Zeit das große Räthsel vielleicht noch einmal aufklären würde.

Wie gedacht, so geschehen! Kaum war es recht Tag geworden, so bemerkte der Schäfer einen großen Verlust an Fetthammeln, wodurch dann freylich in den Augen jedes Vernünftigen schon viel Licht über die Natur der nächtlichen Leichenträger verbreitet wurde. Allein, jene zwölf Geisterseher, die ihr bischen Vernunft bereits in den Schlamm des Aberglaubens vergraben hatten, waren anderer Meinung.

„Eben darum — meinten sie — weil die Diebesbande in der Nacht eine Handlung verübte, zu der sich die Teufel in der Hölle freuen, eben darum begünstigten diese die Spitzbüberey durch das höllische Gaukelspiel des Leichenzuges.“

Bald darnach sah man in einem benachbarten Dorfe um Mitternacht eine ganz ähnliche Erscheinung. Den dortigen Bauern, die, weniger tief in

den Wahnglauben versunken, von jenem Diebstahle bereits gehört hatten, kam nun die Spukerey höchst verdächtig vor. Sie rottirten sich geschwind und in aller Stille, mit Dreschflegeln, Mistforken und Heugabeln bewaffnet, zusammen, traten so dem nächtlichen Leichenzuge herzhaft in den Weg, und umringten ihn. Die Leichenträger, die solche verwegene Entschlossenheit nicht erwartet haben mochten, ließen die Leiche im Stich, und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber die braven Bauern, die Kopf und Herz am rechten Fleck hatten, machten die ganze Schaar von Teufeln zu Gefangenen, und fanden bey genauer Besichtigung, daß auch nicht Einer von ihnen einen Pferdefuß oder des Etwas hatte. Es waren eitel menschliche Teufel, das heißt: schlaue Diebe, die den Aberglauben und die Gespensterfurcht benutzen wollten, um die gestohlenen Fetthammel, welche sie auf die Todtenbahre geladen, und mit einem weißen Laken behängt hatten, desto sicherer davon zu tragen.

Sechs und zwanzigste Erzählung.

Einleuchtender Beweis, daß ein Gespenst zuweilen einen Luftkörper annimmt, in welchem man dasselbe mit irdischen Waffen nicht treffen kann. *)

(III. 1.)

Der noch lebende Herr Prediger Herzlieb in dem Magdeburgischen Dorfe Zitz besuchte als Jüngling die Schule des Wayfenhauses zu Halle, und erlebte daselbst vor ungefähr funfzig Jahren folgendes spukhafte Abentheuer:

Er ging eines Abends ziemlich spät im Finstern auf den kleinen Hof hinter dem einen Flügel des Wayfenhauses. In Ermangelung des Mondenlichts, und einer Laterne, bewaffnete er sich mit einem tüchtigen Stock, um den Neckereyen jener

*) Nach einer mündlichen Erzählung des Herrn Predigers Pauli zu Schlagenthin.

muthwilligen Schüler begegnen zu können, welche sich daselbst des Abends im Finstern zuweilen versteckten, um ihren Mitschülern, welche etwa noch spät den Hof besuchten, übel mitzuspielen. Kaum war er einige Schritte auf den kleinen Hof vorwärts gegangen, so nahm ihm ein unbekanntes Etwas die weiße Nachtmütze ab, und warf sie auf die schmutzige Erde. Ihn verdroß das; er schalt dem vermeinten, im Finstern nicht sichtbaren Mitschüler, und verbat sich diesen ungebührlichen Spaß. Auch drohete er zugleich, daß er mit seinem Stocke blind um sich schlagen würde, sobald man ihm noch einmal in der Art zu nahe käme.

Indessen suchte er seine Mütze, setzte sie wieder auf und ging weiter. Aber kaum hatte er vier Schritte vorwärts gethan, so riß man ihm die Mütze zum zweytenmale vom Kopfe, und warf sie auf die Erde. In dem nämlichen Augenblicke machte er seine vorige Drohung wahr, und schlug mit seinem Stocke derbe um sich her, traf aber, zu seiner nicht geringen Verwunderung, Niemanden, ungeachtet er geglaubt hatte, daß es ihm, bey der Geschwindigkeit, mit welcher er seinen Stock führte, gar nicht fehlen könne, den Neckenden zu treffen. Er überlegte eine Weile, suchte dann seine Mütze wieder, und dachte bey sich selbst: Wahr-

scheinlich bückte sich der Schlaukopf, und entwischte. Das soll ihm nicht zum zweytenmale gelingen. Ich will dann schon so dicht über die Erde hinschlagen, daß er seiner Strafe nicht entgehen soll.

So ging er nun, die Mütze auf dem Kopfe, weiter, und focht bey jedem Schritt, den er vorwärts that, mit seinem Knüppel um sich her. In der That schien es nun auch dem Geschwindesten unmöglich zu seyn, bis zu der Mütze Herzliebs hinzureichen, ohne augenblicklich durch einen derben Hieb dafür gezüchtigt zu werden. Und was geschah nichts desto weniger? — Man riß ihm zu seinem Erstaunen die Mütze abermals vom Kopfe. Er schlug, um den Neckenden Eins zu versetzen, dichte über die Erde hin, aber — berührte auch da keinen Menschen. Auch hörte er Niemanden, und es herrschte, nach wie vor, mitternächtliche Stille um ihn her. Er suchte seine Mütze, fand sie aber dießmal nirgends. Es wollte ihm kalt überlaufen, indessen der sehnliche Wunsch, dem sonderbaren, anscheinenden Gespenste vielleicht noch auf die Spur zu kommen, rüstete ihn mit Entschlossenheit und Geistesgegenwart aus. Er stand auf Einem Fleck eine Weile unbeweglich stille, um zu horchen, ob sich ihm zum viertenmale jemand nähere. Er würde in diesem räthselhaften Augenblick Vieles darum ge-

geben haben, wenn sich ihm jemand, durch irgend ein Geräusch, jetzt als den Thäter verrathen hätte. Aber vergebens! es ließ sich weder ein Lüftchen, noch sonst ein Ton hören, und er mußte die Hoffnung für jetzt aufgeben, zu entdecken, auf welche Art er um seine Nachtmütze gekommen sey. Beym Umkehren wurden ihm — wie man zu sagen pflegt — die Hacken lang, und es war ihm, als ob das Gespenst oben nach seinen Haaren griffe.

Auch vergaß er darüber ganz die eigentliche Absicht seines Kommens, und eilte auf sein Zimmer zu seinen großentheils schon schlafenden Mitschülern zurück. Er weckte einige davon, erzählte ihnen, was ihm widerfahren war, und bat sie, ihn mit einer Laterne in der Hand, und mit guten Knüppeln bewaffnet, zu begleiten, um den unerkannten Unhold vielleicht noch aufzufinden. Der Zug von bewaffneten, vorurtheillosen und herzhaften Schülern ging nun in aller Stille vor sich. Aber kaum war er auf den spukenden Hof angelangt, kaum hatten die vordersten Schüler einige Schritte vorwärts gethan: so riß jemand dem Größesten von ihnen ebenfalls die Schlafmütze vom Kopfe. Die hinter ihm waren, sahen die Mütze auf die Erde fallen, ohne irgend ein lebendiges Wesen als den Thäter zu bemerken. Ohne im Geringsten ver-

legen zu seyn, lachten sie triumphirend laut auf; denn sie entdeckten, mittelst der Laterne, sogleich eine Linie über ihren Köpfen, welche man Tags zuvor zum Trocknen der Wäsche da befestigt, und am Abend abzubinden vergessen hatte. Wenig Schritte vorwärts lag auch die vorhin verlorne Herzliebsche Mütze an der Erde. Sie war von der Linie etwas weiter, als die erstenmale, fortgeschleudert worden.

So war nun mit dem Spuke zugleich auch die Ursache entdeckt, warum die Stockschläge nicht haften wollten. Hätte der seiner Mütze beraubte Herr Herzlieb seine Streiche über sich gethan, so würde Er auch allein, und im Finstern, die neckende Linie getroffen und für das verborgene Gespenst anerkannt haben. Nun war ihm sogar das Gefühl sehr erklärlich, als ob ihm, beym Zurückgehen, das vermeinte Gespenst nach den Haaren gefaßt habe — sehr richtig; denn wahrscheinlich streifte die Linie, die keine Mütze mehr fand, seinen Scheitel, und beschleunigte so seine Flucht.

Ein abergläubiger, furchtsamer, unentschlossener, junger Mann an der Stelle des Herrn Herzlieb würde es schwerlich gewagt haben, gleich auf der Stelle, Nachsuchung zu thun. Und wie, wenn nun in einem solchen Falle der

Eigenthümer der vergessenen Linie diese des nächsten Morgens in aller Frühe abgebunden hätte? — Wahrscheinlich blieb dann der neckende Mützenabnehmer auf immer unentdeckt; und eine bloße Trockenlinie war dann die unschuldige Veranlassung einer Spukgeschichte, bey deren Erzählung man schwerlich auf die einzig richtige Erklärungsart gefallen wäre. Auch wär' es dann unstreitig sehr merkwürdig gefunden worden, daß das Gespenst die Mütze gerade dreymal vom Kopfe riß! — ! —

Sieben und zwanzigste Erzählung.

Von der Bedeutsamkeit mancher Träume, und dem Unerklärbaren mancher Ahndungen. *)

(I. 4. B. — II. 2. B. — III. 2. A.)

Ein wackerer junger Mann, den wir einstweilen Gustav nennen wollen, verliebte sich sterblich in Eleonoren — eine Schöne, die ihn, in der Weise ihrer eigensinnigen Schwestern, lange vergeblich nach der erwünschten Gegenliebe schmachten ließ. Er erschöpfte, ohne sichtbaren Erfolg, alle die gewöhnlichen Mittel, womit spröde Herzen sonst wohl schon erweicht worden sind; und liebte zu ernsthaft, als daß er nun nicht auch zu dem Ungewöhnlichen seine Zuflucht hätte nehmen sollen.

*) Die Idee zu dieser Erzählung ist aus dem zu Jena 1748 herausgekommenen Wochenblatte, „der Menschenfreund," entlehnt.

Die Mutter der Verschlagenheit und des Unternehmungsgeistes — Liebe, gab ihm einen Anschlag ein, dessen Ausführung zwar mit großen Schwierigkeiten verbunden war, in welchen er sich aber fast eben so sehr, als in seine Angebetete selbst, verliebte. Er setzte daher jede Bedenklichkeit bey Seite, und dachte von früh bis in den Abend an nichts so sehr, als an die Art und Weise, wie er seine abentheuerliche Idee zur Ausführung bringen wollte.

Vor allen Dingen suchte er sich einen Weg zum Schlafgemach seiner Geliebten zu bahnen, um sie darin einmal schlafen und träumen zu sehen. Aber dieß mußte nicht bloß der Welt auf immer ein Geheimniß bleiben, sondern auch selbst Eleonore durfte es nicht einmal ahnden, daß er jemals in ihrer Schlafkammer dergleichen Beobachtungen über sie anzustellen, die Dreistigkeit gehabt habe. Man sieht schon hieraus, daß seine Liebe zu ihr tugendhafter Art, und über die niedrigen Kunstgriffe jenes bloß sinnlichen Wüstlings weit erhaben war, dessen Sache es allenfalls seyn würde, um des augenblicklichen, unreinen Genusses willen, selbst einen halb gewaltsamen Sturm zu wagen, und dem dabey auch das Heiligste und Unverletzlichste nicht mehr wichtig und heilig zu seyn pflegt.

Mit einem Worte, Gustav suchte ein ihm über alles kostbares Herz zu erobern, und wenn er sich den Weg zu demselben — auf die unerhörteste Weise — durch das Schlafgemach seiner tugendhaften Geliebten bahnen zu müssen glaubte, so sollte ihn doch der Weg zu ihrem Schlafgemache in einem andern Sinne — nur durch die Kirche führen.

Bey der äußersten Behutsamkeit und Vorsicht, die er anwandte, gelang es ihm zwar erst spät, aber doch vollkommen, einst bald nach Mitternacht seine einsam und fest schlafende Geliebte, ihr selbst unbewußt, im Bette zu erblicken. Vor allen Dingen beobachtete er nun, unter Begünstigung des Mondenlichts, das auf ihr Bette fiel, aufmerksam den Grad ihres Schlafes. Nach Maaßgabe der Festigkeit desselben, sprach er nun ihren und seinen Namen, anfangs leise, zuletzt stärker aus, um sie dadurch zur Hälfte zu erwecken, oder aus dem tiefen Mitternachtsschlafe in den sogenannten Morgenschlummer zu versetzen, in welchem allein der Mensch so zu träumen pflegt, daß er sich des Traums nach dem Erwachen noch deutlich bewußt ist. Dann flüsterte er der Träumenden von Zeit zu Zeit mit der erforderlichen Behutsamkeit einzelne Worte zu, die sämtlich die Absicht hatten, in

Eleonorens Seele eine ihm erwünschte Gedankenreihe anzuspinnen, oder zu veranlassen, daß sie von ihm, und seiner unbegränzten treuen Liebe zu ihr, träumen möchte.

Lange suchte er sie in dem Zustande des leichten Schlummers zu erhalten, und hütete sich wohl, sie gänzlich zu ermuntern. Endlich, da sie sich dem Augenblicke des Erwachens immer mehr zu nähern schien, versäumte er den rechten Zeitpunkt nicht, sich aus dem Schlafgemache zu stehlen. Damit sie indessen aus dem traumreichen Schlummer auch nicht sogleich wieder in den Zustand des festen Schlafes übergehen, und darüber den Traum vielleicht ganz vergessen möchte; so verursachte er, unmittelbar nach seiner Entfernung aus dem Schlafzimmer, einiges Geräusch, um die Schlummernde dadurch völlig zu erwecken. Seine Absicht dabey war, theils, zu veranlassen, daß Eleonore dem Traume auf frischer That nachdenken, und einen desto bleibendern Eindruck davon aufbewahren möchte; theils, ihren Glauben an Ahndungen mit in sein Spiel zu ziehen.

Beydes gelang ihm vollkommen, und er hatte das Glück, für seine nach psychologischen Gesetzen berechneten Bemühungen mit dem besten Erfolge belohnet zu werden.

Bey seinem nächsten Morgenbesuche erzählte er, äußerst vergnügt, Eleonoren, der er dießmal willkommener, als je, zu seyn schien, daß ihn in der vergangenen Nacht ein unbeschreiblich angenehmer Traum von ihr zu dem glücklichsten Sterblichen gemacht habe. Sie stutzte, und eine unwillkührliche Röthe überzog das Gesicht der Nachdenkenden.

„Sie? — von mir? — in dieser Nacht?" — stotterte sie forschend, um ihre Verlegenheit zu verbergen. Er nahm das billig für eine gute Vorbedeutung, und wirklich irrte er nicht. Er wußte, daß sie, wie so Manche ihres Geschlechts, viel auf Träume hielt, und ihnen nicht weniger trauete, als dem lieben Mütterchen. So spann sich nun bald eine erbauliche Unterhaltung über die Bedeutsamkeit mancher Träume an. Ueberhaupt war sie heute weniger zurückhaltend, als je, gegen ihn; ja sie gestand ihm freymüthig, „ihre Seelen müßten sich in der letzt verflossenen Nacht einander begegnet seyn; sie habe nicht nur anhaltend von ihm geträumt, sondern unmittelbar darauf auch das ihr unerklärbare Geräusch einer Ahndung gehört, wovon sie aufgeweckt sey."

Wer war froher, als Gustav, über ein Geständniß, dem mit der Zeit noch vielerwünschtere gegenseitige Erklärungen folgten! — Es

schmeichelte ihm ungemein, deren erste Veranlassung in jenem künstlich erregten Traume aufsuchen zu müssen. Gerne gestand nun die besiegte Eleonore ihrem Freunde, daß sie, in Absicht ihrer Zuneigung zu ihm, noch vor jener Ahndungsnacht sich selbst ein vollkommnes Räthsel gewesen sey; und daß erst das innige Vergnügen, womit sie damals so lange von ihm geträumt, sie selbst auf das Geheimniß ihres Herzens recht aufmerksam gemacht habe.

Dem schlauen Liebhaber lohnte innige Gegenliebe, und bald auch das volle Maaß ihrer tugendhaften Freuden. Jetzt erst, da er Eleonoren ganz die Seine nannte, wagte ers, sie, die seit jenem Ereignisse eifriger, als je, der Bedeutsamkeit mancher Ahndungen und Träume das Wort redete, mit dem wahren Zusammenhange der verliebten Traumnacht bekannt zu machen. Ihre eheliche Zärtlichkeit war zu groß, und ihre Liebe hatte bereits zu reelle Vollkommenheiten gegenseitig in einander entdeckt, als daß das Geständniß von der psychologischen Spekulation des liebenden Waghalses etwas anders, als Mißtrauen gegen alle künftige Ahndungen und Träume, in der Seele des guten Weibes hätte zurücklassen sollen.

Acht und zwanzigste Erzählung.

Von dem spukenden Geiste eines Selbstmörders, der sich im Dorfe Jerchel des Abends sehen ließ. *)

(I. 2. B. — III. 1.)

Der im Jahre 1779 verstorbene Preußische General von Schenkendorf verlebte seine letzten Jahre, wo er außer königlichen Diensten war, abwechselnd zu Brandenburg, und auf seinem drey Meilen davon gelegenen Gute Jerchel an der Havel. Im siebenjährigen Kriege hatte er, auf königlichen Befehl, unter andern im Bambergischen brandschatzen müssen. Aber die Rückerinnerung daran war ihm immer höchst unangenehm; und die kriegerische Art und Weise, wie er diesen Befehl vollzogen hatte, zog ihm zuletzt eine Ge-

*) Nach der mündlichen Erzählung des Herrn Predigers Löwel zu Jerchel.

müthskrankheit zu, welche alle Bemühungen der Aerzte fruchtlos machte, und in welcher er zuletzt auch starb. Eines Tages nämlich, da er vorzüglich schwermüthig war, ließ er sich durch seinen treuen Kammerdiener, der ihm schon einigemal das Leben erhalten hatte, plötzlich zu Bette bringen und verlangte Thee. Während ihn der Diener wenige Augenblicke allein ließ, um den verlangten Thee zu hohlen, war der Kranke in seiner qualvollen Schwermuth wieder aus dem Bette gesprungen, und hatte sich, unstreitig ohne deutliches Bewußtseyn dessen, was er that, aus dem Fenster in die Tiefe hinab gestürzt. — Sein schwerfälliger Körper war durch diesen gefährlichen Fall so sehr beschädigt, daß er bald darauf seinen Geist aufgab.

Viele nannten nun den armen General einen Selbstmörder. Einige vergaßen bey dieser Gelegenheit so ganz den Zuruf der Schrift: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“ — und beurtheilten den nunmehrigen Seelenzustand des Verunglückten überaus lieblos und unchristlich. Es fiel, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, nur Wenigen ein, daß die mehresten Selbstmörder von denen, welche eines natürlichen Todes sterben, hauptsächlich nur darin unterschieden sind, daß die

letzten an einer Krankheit des Leibes, jene aber an einer Krankheit der Seele sterben.

Der schwermüthige Selbstmörder ist das, was der Rasende im Irrhause ist. Beyde werden durch ihren kranken Geist zu unerlaubten tollen Handlungen hingerissen. Beyde können in einem gleich hohen Grade unsers herzlichen Bedauerns werth seyn, und so, wie überhaupt jeder Gemüthskranke, unser inniges Mitleid verdienen.

Wer als ganz sinnlicher Mensch durch das Uebermaaß irgend eines Genusses seine Gesundheit zerrüttet, und so sein Leben verkürzt, ist Der viel weniger ein Selbstmörder, wie es diejenigen sind, welche in ihrer Gemüthskrankheit nur gewaltsamer und plötzlicher ihr Lebensziel verrücken? —

Warum sagt man also nichts desto weniger, hauptsächlich nur von den eigentlich sogenannten Selbstmördern, daß sie die Macht und Freyheit haben, aus dem Tode zu uns Lebenden zurück zu kehren, und uns durch ihre Wiedererscheinung allerley unnütze Angst, und gefährlichen Schrecken einzujagen? — Wird nicht ihr ohnmächtiger Leichnam so gut von Würmern verzehret, wie jeder andere?

Zu diesen Fragen veranlaßt mich unter andern auch der vorhin genannte General, den Viele auf seinem ehemaligen Gute Jerchel zu einer Zeit

noch wollten gesehen haben, da seine irdische Hütte schon zu Staub und Asche vermodert war.

Herr Prediger Löwel zu Jerchel — ein entschlossener Mann und verdienstvoller Volkslehrer — hatte kaum von den spukhaften Erscheinungen des verstorbenen Generals gehört, so forschte er genau nach, was etwa scheinbar Wahres an diesem Vorgeben sey, und wie dieß Gerede entstanden seyn konnte. Das Jerchelsche adeliche Gut, welches ein General von Knobelsdorf, der nicht hier wohnte, geerbt hatte, wurde damals von einem Verwalter, Namens Kolberg bewirthschaftet. Dieser bewohnte eine, dem nachher abgebrannten Hauptgebäude gegen über gelegene Wohnung, und erzählte dem Prediger umständlich, daß man innerhalb des einen Zimmers im Hauptgebäude den General von Schenkendorf unverrückt am Fenster habe stehen sehen, und daß sich diese Erscheinung schon oft, und jedesmal des Abends, da habe sehen lassen. Man wollte den General deutlich erkannt haben; jedoch waren Alle, die ihn zu sehen glaubten, in einer gewissen Entfernung von dem spukenden Fenster furchtsam stehen geblieben. Herr Prediger L. bestellte, daß man ihn geschwind rufen möchte, sobald sich der General wieder sehen lassen würde. Er hatte bey sich beschlossen, dem Gespenste,

bey dessen nächster Wiedererscheinung näher ins Auge zu schauen.

Schon am nächstfolgenden Abende rief man ihn. Er kam, sah und stutzte. Auch Er erblickte innerhalb des einen Zimmers an dem nicht geöffneten Fenster jenes Etwas, welches die Leute bisher in Furcht gesetzt hatte. Er ging entschlossen, jedoch mit der in solchen Fällen allemal nöthigen Vorsicht auf die Erscheinung zu. Je näher er dem Fenster kam, um desto undeutlicher wurde die Erscheinung. Es war, als ob sie sich von dem Fenster tiefer in das Zimmer zurück zöge, um sich den Untersuchungen des Predigers zu entziehen. Als dieser endlich bis dicht an das Fenster vorgedrungen war, verschwand die Erscheinung gänzlich. Er bemühete sich, durch die Fenster in dem Spukzimmer vielleicht irgend einen Betrüger zu entdecken, der im Namen des Verstorbenen die leichtgläubigen Lebenden zum Besten habe; allein das Zimmer war ohne Licht, und daher zu finster, als daß er dergleichen hätte gewahr werden können.

Er ging nun zurück zu den furchtsamen Gespensterſehern, welche in einiger Entfernung erwartungsvoll da standen, und ihm jetzt entgegen riefen: „Nun, Herr Prediger, jetzt sind Sie doch gewiß

mit eigenen Augen, und noch dazu so ganz in der Nähe, überzeugt worden, daß Er's ist?" —

Der Prediger antwortete, daß er noch nicht so genau in Erfahrung gebracht habe, wer dieser Er eigentlich sey, weil sich der wahrscheinliche Betrüger nach und nach vom Fenster in das finstere Zimmer zurück gezogen habe, und zuletzt ganz unsichtbar geworden sey.

Die Zuschauer wollten diesen letzten Umstand besser wissen, und meinten, das sey nicht möglich, denn sie hätten deutlich gesehen, daß der General seit länger, als einer Viertelstunde nicht von der Stelle gewichen sey. „Sehen Sie doch nur — riefen Alle — da steht er ja noch immer unverrückt, und gerade so stand er auch da, wie Sie den Kopf dicht an das Fenster hielten. Wir dächten, wäre das Glas nicht dazwischen gewesen, Sie müßten ihn berührt haben."

Der Prediger sah jetzt wirklich die vorige Erscheinung wieder ganz deutlich; er ging nun abermals, und mit raschen Schritten, auf sie zu. Sie verschwand wiederum vor seinen Augen, und dießmal in eben dem Maaße schneller, in welchem er schneller dem Fenster sich näherte. Jetzt fing er schon an, die wahre Ursache der Erscheinung zu ahnden. Er rief deshalb mehrere Zuschauer —

jedoch nicht alle — zu sich an das Fenster heran, um auch sie zu überzeugen, daß man die Erscheinung wirklich nicht bemerke, wenn man ganz nahe am Fenster stehe. Hierauf ging er mit ihnen zu den übrigen entfernten Zuschauern zurück, welche abermals aussagten, wie vorhin, daß der General die ganze Zeit über nicht vom Fenster gewichen sey.

„Gut — sagte der Prediger — so will ich nun versuchen, ob ich ihn werde zum Verschwinden bringen können. Einige von Euch mögen mich in die Verwalterstube begleiten, die übrigen können hier unverrückt stehen bleiben, um die Erscheinung ferner zu beobachten. Merket wohl auf, ob sie nicht verschwinden wird, sobald ich in dem Zimmer des Verwalters werde angekommen seyn."

So wie er mit seinen Begleitern in dieß Zimmer getreten war, nahm er das darin brennende Licht von dem Tische weg, und setzte es hinter den Ofen, so daß es seine Strahlen nicht mehr nach dem Spukfenster hinwerfen konnte, und — weg war das vermeinte Gespenst. Er fragte darauf die auf dem Hofe stehenden höchst verwunderten Zuschauer, ob er den sogenannten General wieder citiren solle? — Sie bejaheten es schüchtern; und er ging in die Verwalterstube zurück, setzte das hinter dem Ofen stehende Licht genau wie-

der auf den Fleck des nämlichen Tisches, worauf es vorhin gestanden hatte — und siehe, die Erscheinung am Fenster des Spukzimmers war wieder sichtbar. Alle gingen nun mit dem Prediger auf die Erscheinung los, und alle sahen, daß sie nach und nach verschwand, je näher sie dem Fenster kamen.

Der Prediger wiederhohlte nun die Versuche mit dem Wegnehmen und Wiederhinsetzen des Lichts in Gegenwart aller, welche sich bisher vor dem bloßen Blendwerke dieses Lichts und der Fensterscheiben gefürchtet hatten, und belehrte sie über den wahren Zusammenhang der Sache.

„Die Erscheinung — sagte er — welche Ihr bisher für den verstorbenen General gehalten habt, rührt weder von diesem, noch von irgend einem in dem Spukzimmer verborgenen Betrüger her — obgleich ich das letzte im Anfange selbst glaubte — sondern es ist Das, was die Gelehrten einen optischen Betrug zu nennen pflegen; das heißt, ein Blendwerk, welches die sich brechenden Strahlen irgend eines Lichtes veranlassen. Hier fallen die Strahlen von dem Lichte in des Verwalters Stube, nach dem Spukfenster, wo sie, gebrochen, gerade in die Gegend hin zurück geworfen werden, wo Ihr standet, und die Gestalt eines Menschen zu sehen

glaubtet. Diese Scheingestalt rühret von der ungewöhnlichen Beschaffenheit des Glases her, welches den Lichtschimmer zurück wirft. Daß nicht alle Glasscheiben, auf welchen sich die Lichtstrahlen brechen, jene betrügerische Gestalt zurück werfen, die Ihr den General nennt, kommt daher, weil zufälligerweise nicht alles Glas die eigenthümliche Beschaffenheit hat, welche dazu erfordert wird."

Die Leute sahen nun wohl, daß es mit der Erscheinung der Truggestalt ganz natürlich zuging, und waren froh, daß ihr guter Prediger sie von der eitlen Furcht vor dem vermoderten General befreyet hatte. Indessen warf Einer von ihnen nachdenkend noch die Frage auf:

„Aber warum hat denn keiner von uns schon vor dem Tode des Generals die Erscheinung an dem Fenster bemerkt, ungeachtet auch damals schon oft Licht in des Verwalters Stube brannte?"

„Ich will es Euch sagen, — antwortete ihm der Prediger — weil Ihr damals noch nicht daran dachtet, daß der General, wegen der Art und Weise, wie er gestorben ist, spuken würde."

Der Zweifelnde schien anfangs mit dieser treffenden Antwort zufrieden zu seyn, indessen veranlaßte sie doch bald ein neues Aber. „Aber dann müßten wir, fuhr er fort, wenigstens von der

Zeit an, wo wir die Todesart des Generals erfuhren, seine Erscheinung alle Abend bemerkt haben?"

„Auch diesen Zweifel will ich Euch lösen — erwiederte der Prediger. — Jener betrügerische Widerschein des Lichtes kann nur dann sichtbar werden, wenn das brennende Licht gerade auf diesem Flecke hier stehet, wo es jedesmal stand, so oft wir es spuken sahen. Jetzt will ich dasselbe einmal dort auf den Tisch im Winkel oder hier, auf den kleinen Tisch der Spiegelwand setzen, und Ihr werdet in beyden Fällen keine Erscheinung am Fenster gewahr werden."

Sie gingen, prüften und fanden, daß sich Alles genau so verhielt, wie ihnen der Prediger vorhergesagt hatte. Jetzt dankten sie ihm aufrichtig für seine Bemühungen; denn sie waren gründlich überzeugt, und vollkommen beruhigt.

Neun und zwanzigste Erzählung.

Von einem verstorbenen Kaufmanne zu Marseille, der noch im Tode sein Gesinde zum Besten hatte.

(I. 2 A. — III. 1.)

Zu Marseille in Frankreich starb im Jahre 1776 ein reicher Kaufmann, alt und lebenssatt. Seine hinterlassene Wittwe ließ die Leiche bis zur Ankunft des Paradesarges auf der nämlichen Stube, die er lange bewohnt hatte, und in demselben Bette liegen, worin er gestorben war. Das Kopf-Ende dieses Bettes stand dicht an der Wand, an welcher Quast und Schnur der nämlichen Wandklingel herunterhing, die der Verstorbene im Leben oft gezogen hatte, um seiner Dienerschaft ein Zeichen zu geben. Hätte der erkaltete Todte im Bette seinen Arm nach jener Klingel-Schnur ausstrecken können, so würde es ihm ein leichtes gewesen seyn, sie zu

erreichen. Aber wie hätte ein Ohnmächtiger, der schon Todtengeruch um sich her verbreitete, jetzt noch Kraft haben sollen, diese Klingel zu ziehen! — Und doch — was geschah, nachdem man kaum das Zimmer verlassen, und die Leiche allein gelassen hatte? — Es klingelte! und zwar, wie man deutlich hörte, mit der nämlichen Klingel des Zimmers, worin der selige Herr lag. Julie, die Kammerjungfer der Frau vom Hause, die das Klingeln hörte, glaubte Madame sey noch einmal zu dem Leichnam ihres Gemahls zurück gekehrt, steckte daher bescheiden bloß den Kopf zur Thüre hinein, und fragte: „Befehlen Sie etwas, Madame?“ — —

Madame konnte ihr keine Antwort geben, denn sie war nicht da. Das Mädchen wartete einige Augenblicke, weil sie glaubte, daß die betrübte Hausfrau vor Weinen nicht gleich antworten könne. Allein die Antwort blieb aus. Julie machte daher die Thüre ganz auf, trat in das Sterbezimmer hinein, blickte suchend um sich her, und sah, außer den Leichnam im Bette, keinen Menschen im ganzen Zimmer. Sie wollte sich überreden, daß ihr Gehör sie doch wohl nur betrogen und Niemand geklingelt haben möchte. Doch lief es ihr kalt über, indem sie das spukende Zimmer eilfertig wieder verließ.

Kaum war sie einige Schritte von der Thür entfernt, — so klingelte es schon wieder. Indem kam Johann, ein Bedienter des Verstorbenen, die Treppe herauf gerennt, und fragte, wer denn da oben nun schon zum zweytenmale klingele, da doch Madame mit allen ihren Kindern unten in ihrem Kabinette wäre.

Dieß fiel Julien zentnerschwer aufs Herz, doch antwortete sie, schlau und ruhig: „Ich weiß nicht, wer jetzt eben den seligen Herrn bewacht, und etwa geklingelt haben mag; seh Er selbst einmal zu.“

Der Bediente ging, trat ganz unbefangen ins Todtenzimmer, suchte um sich her, und fand ebenfalls keinen lebenden Menschen darin. Beym Herausgehen aus der Stube sagte er zu Julien, die seiner Wiederkunft erwartungsvoll harrete: Das begreife ich nicht, wer geklingelt haben muß, es ist ja kein Mensch bey der Leiche.“

Kaum hatte er das ausgesprochen, so klingelte es zum drittenmale, und zwar viel stärker, als vorhin. Beyde fuhren schreckhaft zusammen, und zitterten, wie Espenlaub. Aber es war ja heller Mittag, und man fing billig an, sich dieser Furchtsamkeit und Unentschlossenheit zu schämen. Johann, der zwar ein Mann, aber dabey äußerst furchtsam war, ergriff endlich die Hand der zitternden Julie,

und bat sie, ihn zu begleiten. Sie weigerte sich anfangs, doch schritten endlich beyde, Hand in Hand und mit klopfendem Herzen, zur Untersuchung. Vorsichtig und schüchtern stießen sie die Thür des Spukzimmers erst vor sich auf, um schon von außen zu sehen, ob auch wohl der Todte noch wirklich todt im Bette liege. Er lag nicht nur darin, sondern beyden fuhr auch, beym raschen Aufstoßen der Stubenthür, der unverkennbarste Todtengeruch entgegen.

Sie wagten sich endlich in das Zimmer hinein, blickten wild in demselben um sich her, und überzeugten sich vollkommen, daß Niemand anders, als ein Gespenst, die Klingel dieses menschenleeren Zimmers gezogen haben könne. Mit kaltem Schauder entfernten sie sich, indem sie die Stubenthür wieder hinter sich zuschlugen, und eilten gemeinschaftlich in das Kabinett der verwittweten Hausfrau, um ihr diese neue Mähr sogleich zu hinterbringen.

Madame war eine vernünftige Frau, die sich keineswegs durch die zitternden Erzähler mit furchtsam machen ließ; sondern meinte, daß man wohl entweder die Ohren oder die Augen nicht recht aufgethan haben würde. Sie ging nun selbst auf das Sterbezimmer ihres Gemahls, um mit eigenen

Sinnen zu untersuchen, und befahl, daß man ihr folgen möchte. Sie hatten sich dem Zimmer des Verstorbenen kaum genähert, da klingelte es abermals. Man riß schnell die Thüre auf; die Leiche lag ruhig, und mit der Farbe des Todes bedeckt, auf dem Bette; man sah im Hereintreten ins Zimmer ganz deutlich, daß die Schnur der Wandklingel, und der unterhalb befindliche Quast, sich noch bewegten, und doch war kein Mensch im ganzen Zimmer.

Das Erstaunen der Hausfrau und derer, die sie begleiteten, stieg nun auf das Höchste. Alle begafften sich einander mit großen Augen. Madame befahl, zu bleiben, sich ganz ruhig zu verhalten, und abzuwarten, ob es auch in ihrer Gegenwart klingeln würde. Indem sie noch so, wie versteinert da standen — siehe, da klingelte es wiederum! —

Und wer war es, der dießmal die herabhängende Schnur zog? — Ein Mensch freylich nicht, und der erstarrte Leichnam noch viel weniger. Es war — eine junge Katze, die jedesmal vom Stuhle hinabgesprungen war, und sich unter das Bette der Leiche verkrochen hatte, so oft die Stubenthür war eröfnet worden. Jetzt, da sich die Anwesenden ganz ruhig verhielten, hörte das Kätzchen auf, sich zu fürchten, sprang auf den Stuhl neben

dem Bette, und spielte mit dem Quaste der Klingelschnur nach wie vor.

Julie hatte, da sie auf das erste Klingeln in das Zimmer gegangen war, das Kätzchen wohl bemerkt, aber nicht darauf geachtet, weil sie ihre Madame, und keine Katze, daselbst zu finden hoffte; auch war es ihr in der Bestürzung nicht eingefallen, daß vielleicht dieß spielende Thierchen geklingelt haben möchte.

Das Herz wurde nun allen Anwesenden mit einemmale wieder leicht. Doch blieben sie noch eine Weile da, um zu wiederholtenmalen der so ganz natürlichen Ursache dieses Spukens zuzusehen. Das Kätzchen spielte fort, und klingelte noch verschiedenemale. Alle lächelten schweigend; wurden vollkommen überzeugt, daß dieß kleine Wesen allein ihnen den Schreck eingejagt habe, und freueten sich inniglich, daß es nicht der selige Herr sey, der die Lebenden beunruhigen wolle.

Lassen Sie uns, meine Leser! einmal den in der That leicht möglichen Fall annehmen, daß das Kätzchen seine Spielerey mit dem Quaste der Klingelschnur in Gegenwart der Untersuchenden nicht fortgesetzt, sondern statt dessen vielmehr unvermerkt aus der aufstehenden Stubenthür sich hinaus geschlichen hätte: wie hätte man, um des Him-

mels willen, alsdann jemals den wahren Thäter jenes unerklärbaren Klingelns entdecken sollen? Sicher würde dann der Eine von den Hausgenossen immer noch zuversichtlicher, als die Andre, behauptet haben, daß der selige Herr spuke, und daß niemand anders, als Er, jene Klingel gerührt haben könne, die er im Leben so oft gezogen hatte.

War dann etwa der Verstorbene ein besonders guter Wirth, der das Seinige zu Rathe hielt; so hätte man ihm dann verläumderisch nachgesagt, er könne sich auch im Tode noch nicht von seinen hinterlassenen irdischen Schätzen trennen. Oder war er, als alter Mann, schon etwas mürrisch, eigensinnig und polternd gegen das Gesinde; so hieß es dann: er quält und erschreckt dasselbe auch noch im Tode. Oder führte er einst gar, als Geizhals, einen ungerechten und gottlosen Lebenswandel; nun was war dann wohl natürlicher, als daß man ihm würde nachgesagt haben: Seine Seele, die im Tode keine Ruhe finde, tobe noch immer im Hause umher.

Mein Rath ist daher: Lassen Sie sich bey dergleichen und ähnlichen spukhaften Ereignissen nie vom ersten Anscheine betrügen, sondern forschen Sie kaltblütig und unbefangen, bey jedem wunderbar scheinenden Vorfalle, so lange nach dessen natürlichen Zusammenhange mit der wahren Ursache,

bis Sie ihn glücklich aufgefunden haben. Fast jedesmal werden Sie ihn, über lang oder kurz, entdecken; aber, es muß Ihnen auch mit dem Suchen und Prüfen ein Ernst seyn. Wäre die furchtsame, grauliche Julie gleich anfangs, da es zum erstenmale klingelte, eine Weile ruhig im Zimmer der Leiche geblieben, und hätte dem spielenden Kätzchen zugesehen: so würde sie die ganz natürliche Ursache des spukenden Klingelns sogleich entdeckt haben. Und es schläft und lebt sich ja viel ruhiger, viel zufriedener bey einer guten Herrschaft, wo eine Katze klingelt, als da, wo man glaubt, der verstorbene Hausherr habe das Gesinde im Tode noch zum Besten.

Dreyßigste Erzählung.

Von einer Wöchnerinn, welche unmittelbar nach ihrem Tode spukte, um einen bösen Mann, der sie im Leben viel geängstiget hatte, zu erschrecken. *)

(I. 1. C. — 2. A.)

Zu Rengerschlage, einem Altmärkischen Dorfe unweit Werben in der sogenannten Wische, lebte um das Jahr 1730 eine reiche Bauersfrau mit Namen Falken, die das Unglück hatte, einen sehr bösen und geizigen Falk zum Ehemanne zu haben. Dieser war beständig mit ihr unzufrieden, ohne eine andere Veranlassung dazu zu haben, als daß sie, wenn sie hoch schwanger war, die sonst verrichteten schweren Arbeiten nicht gut übernehmen konnte, und doch dabey aß und trank, wie ein gesunder

*) Nach der Erzählung der Frau Müllerinn Arend, gebornen Heuern zu Sandau.

Mensch. Ungeachtet ein jeder diese Frau als eine arbeitsame, unverdrossene und sehr rechtschaffene Hausfrau kannte, so glaubte doch Er allein, daß sie bloß aus Faulheit in ihrem hochschwangern Zustande nicht so arbeite, wie sonst. Seine Seele dachte an nichts mehr, als an das Wuchern und Zusammenscharren. Zuletzt gönnte er weder seinen kleinen Kindern, die noch nicht arbeiten konnten, noch seiner guten Ehehälfte den Bissen Brod, den sie, zur Erhaltung ihres Lebens, täglich in den Mund steckten.

Der Frau war daher immer vor nichts so bange, als vor den letzten Wochen ihrer Schwangerschaft. Er hingegen ärgerte sich immer schon beynahe neun Monate zuvor, daß ihm die Wöchnerinn in dem bevorstehenden Kindbette allerley Kosten verursachen werde, ohne sie abverdienen zu können. Dieß war nun auch besonders wieder der Fall während der letzten Schwangerschaft der Frau Falken. Oft wünschte sie sich den Tod, um der durch einen solchen Unmenschen ihr zugefügten Qualen endlich auf immer überhoben zu seyn; und Er stimmte in diesen ihren Wunsch mit ein, um die Kosten des Wochenbettes zu ersparen. Beyden ward dieser Wunsch dießmal gewährt. Die arme Dulderinn starb, unbeweint von ihrem teuflischen Manne, in

Kindesnöthen, ohne daß das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, das Licht der Welt erblickte.

Kaum hatte sie den Geist aufgegeben, so warf Bauer Falk sie in eine finstere, dumpfige Kammer, die er verschloß, und ging hin, um ihr einen Sarg zu bestellen. Alle im Dorfe, bloß ihr Mann nicht, betrauerten im Herzen den frühen und geschwinden Tod eines so guten Weibes. Viele meinten auch, sie würde nun gewiß spuken, um ihren hinterlassenen, gottlosen Mann dadurch zu bestrafen, und alle Mädchen und Weiber in Rengerschlage vor diesem Unmenschen zu warnen.

Wie gedacht, so geschehen! Sie lag kaum eine Stunde in der verschlossenen Kammer, so hörte man ein gewaltiges Poltern in derselben. Allen, die anwesend waren, grauste die Haut über dieses wundersame Geräusch. Die Furchtsamen und die Kinder liefen davon, und mieden ein Haus, in welchem die kaum verschiedene Wirthinn schon spukte, da sie noch nicht einmal begraben war. Wenn das heute schon anfängt — dachten sie — was wird nicht erst künftig noch geschehen! Auch die einfältige Geburtshelferinn stimmte in diese Bemerkung mit ein, und ging davon.

Bloß die damalige Dienstmagd im Falkeschen Hause — die erst kürzlich in Sandau ver-

storbene Wittwe Heuern — wußte nichts von Furcht vor dem Spuken ihrer verstorbenen Hausfrau, die im Leben so gut und so schätzenswerth gewesen war. Und obgleich auch ihr bey dem Anhören des noch immer fortdauernden Polterns der Angstschweiß ausbrach, so geschah es doch keineswegs vor Furcht und Graulichkeit, sondern allein aus Liebe zu der Verstorbenen, und aus geheimer Besorgniß, daß diese vielleicht noch nicht völlig todt gewesen sey, da der Hausherr sie in die Kammer warf. Sie äußerte ihm sogleich diese Gedanken, und bat ihn inständigst, die Thüre zur spukenden Kammer geschwind zu öffnen, um sich zu überzeugen, daß ihre gute Hausfrau wirklich gestorben sey. Allein der Unmensch weigerte sich nicht nur, ihr den Schlüssel zur Kammer zu geben, sondern schalt ihr noch obendrein, und bedrohete sie mit Mißhandlungen, wenn sie nicht sogleich das Maul halten, und aufhören würde, dergleichen unnütze Bedenklichkeiten, thörichte Zweifel und naseweise Wünsche zu äußern.

Was sollte nun die gute Magd machen? Ihr blieb weiter nichts übrig, als das noch immer nicht ganz aufhörende Poltern mit angstvollen Besorgnissen anzuhören, in aller Geschwindigkeit den Nachbarsleuten davon zu erzählen, und ihnen ihre Ver-

muthungen mitzutheilen. Hätte nur die fatale finstere Kammer wenigstens ein Fenster gehabt, so würde sie durch diese Lichtöffnung hinein gesehen, und sich so zu überzeugen gesucht haben, ob die Verstorbene todt sey, oder lebe.

Endlich brachte sie es doch durch ihr fortgesetztes Jammern dahin, daß die Verwandten des Hauses selbst anfingen, zu glauben, daß das bisher mit Furcht und Entsetzen angehörte spukhafte Poltern vielleicht doch wohl seine natürlichen Ursachen haben könne. Und obgleich dieß räthselhafte Geräusch bereits gänzlich aufgehört hatte, so drangen sie doch endlich mit Ernst darauf, daß der Hausherr die Kammerthür aufschließen sollte, um zu sehen, ob etwa die in Kindesnöthen Verstorbene sich wunderbarerweise wieder erholt habe, und ins Leben zurück gekehret sey.

Zu eben dieser Zeit brachte man auch den bereits fertig gewesenen Sarg. Bauer Falk schloß nun die Kammer auf, nicht sowohl, um das dringende Verlangen seiner Verwandten zu erfüllen, als vielmehr, um mit deren Hülfe, die so ganz nach seinen Wünschen verschiedene Frau in den angekommenen Sarg zu legen.

Kaum war die Thüre aufgemacht, so verschwand bey einem jeden der Glaube an ein hier zu

zugegen gewesenes Gespenst. Wer gespukt und jenes Poltern allein hervorgebracht hatte, das lag jetzt einem jeden klar vor Augen. Man schlug mit Entsetzen die Hände über den Kopf zusammen; man verwünschte die dumme Hebamme; man fluchte dem eigensinnigen Hausherrn. Denn sie erblickten die Wöchnerinn in ihrem Blute, und ein in dieser Kammer erst gebornes todtes Kind an ihrer Seite. Die Mutter in diesem ihrem hülflosen Stande schien so eben erst wirklich gestorben zu seyn. Man fand sie in einer veränderten Lage, und das rechte Knie hatte sie, wahrscheinlich unter den Schmerzen des Todeskampfes, an den Unterleib heran gezogen; ein sicherer Beweis, daß sie bey der Entbindung noch lebte.

Wer hat nun hier Weib und Kind ums Leben gebracht? — Wer hat hier zwey Menschen zugleich gemordet? — Etwa der teufliſche Falk, der es seiner Magd — der guten Frau Heuern, abschlug, die Kammer zu eröffnen, da es vielleicht noch Zeit war, der Gebärenden zu Hülfe zu kommen? Nein! die Dummheit, die Gespensterfurcht, die Meinung, daß die Verstorbene in ihrer Kammer spuke — also der Aberglaube — der hat gemordet. Denn hätten die Verwandten des Hauses den vernünftigen Bemerkungen der Frau

Heuern früher Gehör gegeben, und früher bedacht, daß jenes Geräusch in der Kammer gewiß nicht von einem spukenden Poltergeiste, sondern von der nur scheinbar todten Hausfrau herrühre: wer hätte sie dann hindern wollen, schleunigst und selbst mit Gewalt auf Eröffnung der Kammer zu dringen, und der Dulderinn und ihrem Kinde die schuldigen Hülfeleistungen angedeihen zu lassen?

Wehe den Abergläubigen, welche Gelegenheit haben, sich eines bessern belehren zu lassen, aber aus Eigensinn oder Trägheit ihre gefährlichen Meinungen und schädlichen Vorurtheile nicht fahren lassen wollen!

Ein und dreyßigste Erzählung.

Schreckliches Schicksal eines Studenten, welcher irrigerweise glaubte, daß man jedem Gespenste ohne Vorsicht trotz bieten dürfe.*)

(I. 2. A. — 4. A. — III. 2. B. 1.)

Im ersten Drittheil dieses Jahrhunderts fing man, bekanntermaßen, kaum erst hier und da an, den Glauben an Spukerey für thöricht und schädlich zu halten, und die Furcht vor Gespenstern zu bekämpfen und abzulegen. Um diese Zeit studirten zu Wien einige junge Leute, welche freundschaftlich zusammen hielten, und viel Lust bezeigten, sich von allen den Vorurtheilen und abergläubigen Meinungen loszureißen, in welchem sie aufgewachsen waren. Indessen lernten sie bald einsehen, daß es ihnen

*) Nach der mündlichen Erzählung des katholischen Probstes, Herrn Benedikt Kirchner zu Sauberschwabenheim in der Pfalz.

ihnen nur nach und nach damit gelingen könne. Nur Einer von ihnen, Namens Joseph Bernhardi, der immer etwas vorlaut war, meinte irrigerweise, daß er, bey zwey und zwanzig Jahren, schon längst die gröbsten, ihm vormals anklebenden Vorurtheile, z. B. die Furcht vor Gespenstern, gänzlich überwunden und abgelegt habe.

„Ja — sagte darauf Einer von den übrigen — ich weiß zwar so gut, wie Du, daß Teufel und Geister keine Macht haben, uns zu schaden; ich bin so fest wie Du überzeugt, daß Gott ein viel zu liebevoller und gütiger Vater ist, als daß er uns der Gewalt böser Geister preis geben sollte: aber dessen ungeachtet kann ich das einfältige Geschwätz meiner Kindermuhme über diesen Gegenstand noch immer nicht ganz aus dem Kopfe los werden. Und wenn ich auch an den Popanz, womit sie mich als Kind zu bedrohen und zu stillen pflegte, und an den schwarzen Mann, von welchem sie mir dann vorschwatzte, nicht mehr glaube, sondern dergleichen schädliches Geschwätz als thörichte Albernheiten verlache: so ist doch ein dunkles Gefühl von einem unerklärlichen Zusammenhange der Nacht und Dunkelheit mit den Geschäften unsichtbarer Geister in mir zurück geblieben, dessen ich mich, bey allen bessern

Ueberzeugungen und Ueberredungen meines Verstandes, kaum erwehren kann. Besonders bin ich schlechterdings nicht im Stande, des Abends spät, z. B. vor dem Beinhause unsers Kirchhofes, ganz kaltblütig und ruhig vorbey zu gehen. Unwillkührlich überfällt mich da allemal ein Schauder, und ich nehme dann größere und geschwindere Schritte, ungeachtet ich fest überzeugt bin, daß die Todten wohl ruhen werden, und daß diejenigen, welchen die Knochen dieses Beinhauses einst angehörten, uns nicht mehr schaden können."

Der Student Bernhardi lachte bey diesem aufrichtigen Geständnisse laut auf, und spottete seines Freundes. „Ich für mein Theil — setzte er pralerisch hinzu — wollte wohl um Mitternacht in das Gewölbe dicht neben jenem Beinhause hinabsteigen, und der Leiche, die vor wenig Tagen darin beygesetzt wurde, einen Backenstreich geben, ohne daß es mich kalt überlaufen sollte."

Seine Freunde hielten ihn, wegen dieser Pralerey, beym Worte. „Von dem Backenstreiche — sagten sie — wollen wir Dich und die arme Leiche gerne freysprechen; aber Du sollst uns in der nächsten Nacht zwischen Zwölf und Ein Uhr durch die That beweisen, was Du Dir zutraust, oder wir Alle wollen Dich für einen albernen Großsprecher

halten, der das Herz zwar im Munde, aber dafür keins unter dem dritten Knopfloche hat.

Bernhardi nahm es fast übel, daß man seine Versicherung noch zu bezweifeln schien, und zeigte sich zu dem von ihm verlangten Probestücke völlig bereit. Einer von den Studenten war in der Familie bekannt, welche in dem bezeichneten Leichengewölbe ihr Erbbegräbniß hatte, und wußte sich dazu den Schlüssel zu verschaffen. Gegen Abend versammelten sie sich sämtlich auf dem Zimmer Bernhardi's, und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft der Mitternachtsstunde. Endlich schallte der Glockenschlag Zwölf. Man gab dem entschlossenen Bernhardi den Schlüssel zum Gewölbe, und eine Gabel. Letztere sollte er, zum Zeichen, daß er wirklich da gewesen sey, in den Sarg der nämlichen Leiche stechen, welcher er den Backenstreich zugedacht hatte.

Die Studenten waren, der Bequemlichkeit wegen, in ihren Schlafröcken. Auch Bernhardi trat seine Wallfahrt nach der Todtengruft im Schlafrocke an. Seine Freunde glaubten doch einige Veränderung in seinem Gesichte wahrzunehmen, da sie ihm Schlüssel und Gabel überreichten, und er, dem Scheine nach, mit lachendem Muthe, von ihnen ging. Sie schlossen daraus, daß auch

er noch in dem Falle sey, worin sie Alle sich befänden. Alle waren nämlich fest überzeugt, daß ihm in dem Gewölbe durch ein wirkliches Gespenst keinerley Böses widerfahren könne; aber dennoch konnten sie sich des Schauderns nicht erwehren, so oft sie an seine Stelle, mit der Gabel in der Hand neben dem Sarge, sich hindachten.

Bernhardi blieb viel länger aus, als man erwarten konnte. Er bedurfte zu dem ganzen Geschäfte, nach ihrer Rechnung kaum eine Viertelstunde, und doch schlug es schon Eins, und er war immer noch nicht zurück gekehret. Sein langes Ausbleiben kam ihnen bedenklich vor, und sie fingen an, zu fürchten, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen seyn müsse. Sie wurden darüber einig, sammt und sonders mit einer Laterne nach dem Gewölbe zu gehen, um ihren Freund aufzusuchen. Unterwegs hofften sie noch immer, ihm zu begegnen; aber vergebens. Wie sehr erschracken sie, da sie ihn endlich, vor der geöffneten Thür des Gewölbes lang hingestreckt, und, dem Anscheine nach, todt erblickten! Sie richteten ihn eiligst in die Höhe, und redeten ihn an, bekamen aber keine Antwort. Sie beleuchteten ihn; Todtenblässe bedeckte sein Angesicht, sein Mund stand weit auf, als ob er schreyen wollte, und seine Augen waren, wie gebro-

chen. Kaum war das erste Entsetzen seiner jungen Freunde vorüber, so trafen sie die schleunigsten Anstalten, um seine Rettung zu versuchen.

Vor allen Dingen band man, in der Geschwindigkeit, dem Scheintodten die Halsbinde ab, eröffnete ihm die Gürtelschnallen und die Weste, und lösete seine Strumpfbänder, weil alle dergleichen Einpressungen des menschlichen Körpers den ohnehin schon gehemmten Kreislauf des Bluts noch mehr erschweren. Der Stärkste unter den Anwesenden, ladete ihn sich dann auf den Rücken, und schleppte ihn ungesäumt in seine Wohnung zurück. Andre suchten geschwind einen Arzt auf; oder dachten sonst, als vernünftige Menschen, mit vieler Geistesgegenwart auf die Rettung ihres Freundes. Niemand verlor einen Augenblick durch unnützes, ängstliches Bedauern, oder durch schädliches, zeitverderbendes Geschwätz; denn Alle wußten, daß hier mit einer Viertelstunde Versäumniß vielleicht Alles verloren sey.

Kaum hatten sie den Ohnmächtigen auf der Stube, so entkleideten sie ihn vollends, legten ihn auf die rechte Seite der Brust, damit das Blut nicht noch mehr nach der Gegend des Herzens hingeleitet würde — besprengten ihm das Gesicht fleißig mit frischem, kalten Wasser, und hielten ihm ein

Fläschchen mit flüchtigem Salze (in dessen Ermangelung man gewöhnliches Riechwasser, oder auch bloß scharfen Weinessig nehmen kann) unter die Nase. —

Der Ohnmächtige gab nach den mancherley Hülfleistungen, die man ihn widerfahren ließ, einige schwache Zeichen der zurückkehrenden Lebenskraft. Der Arzt und seine Gehülfen verdoppelten nun ihre Bemühungen, und hatten endlich das himmlische Vergnügen, den scheinbar todten Bernhardi unter ihren Händen nach und nach ins Leben zurück kehren zu sehen.

Aber mit diesem Glücke des Wiedererwachens war doch für Bernhardi ein großes Unglück verbunden. Man glaubte anfangs, er könne vor Schwäche noch nicht wieder sprechen; allein das Vermögen zu sprechen kehrte nie völlig bey ihm zurück. Ein heftiger Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt, und lange konnte er nur unvernehmlich lallen. Bey der Frage, was ihm in jener unglücklichen Nacht in dem Todtengewölbe widerfahren sey, fuhr er heftig zusammen. Hierauf ließ er sich Schreibzeug vor sein Bette bringen, und beantwortete seinen Freunden jene Frage schriftlich mit folgenden Worten:

„Ich bin entsetzlich für meinen Vorwitz und meine Pralerey bestraft! Glücklich gelangte ich bis an den Sarg, ohne irgend etwas Gespenstähnliches wahrzunehmen; allein indem ich schaudernd die Gabel in den Sarg stieß, und eiligst wieder aus der Gruft entfliehen wollte, ergriff mich Etwas beym Schlafrocke. Ich riß mich mit Gewalt los, stürzte aber vor Entsetzen sinnlos zu Boden, und weiß nicht, was hierauf mit mir vorgegangen ist.“

Bernhardi's Freunde machten beym Lesen dieser Zeilen große Augen. An der Wahrheit dieser Aussage wollten sie nicht gerne zweifeln, und doch hatte ihre Vernunft manches einzuwenden. „Sollte ein Geist Jemanden beym Schlafrocke festhalten können? — Woher die Hände zum Festhalten?“ — Lange zerbrachen sie sich vergebens die Köpfe darüber, wie sie die schriftliche Aussage mit der Stimme der gesunden Vernunft reimen sollten. Endlich beschlossen sie, dem vermeintlichen Gespenste in der Todtengruft selbst, durch eine Untersuchung an Ort und Stelle nachzuspüren.

Ohne Bernhardi ein Wort davon zu sagen, gingen seine wißbegierigen Freunde in der nächsten Mitternacht zu der Gruft. Sie waren aber so vernünftig vorsichtig, sich auf alle Fälle zu bewaffnen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß man alsdann

einem anscheinenden Spuke beherzter entgegen geht. Auch vergaßen sie nicht, sich mit mehrern Laternen zu versehen. Denn das nämliche Gespenst, welches ihrem Bernhardi im Finstern so schrecklich vorkam, konnte, wohlbeleuchtet, vielleicht eine unbedeutende Kleinigkeit seyn.

Sie traten mit der gehörigen Vorsicht vor bösen, erstickenden Dünsten in das Gewölbe, suchten in allen Winkeln, unter allen Särgen, und fanden — Nichts. Endlich bemerkte Einer von ihnen die nämliche Gabel, welche ihr unglücklicher Freund vor vier und zwanzig Stunden hierher getragen hatte. Sie war mit großer Heftigkeit in Eins der Särge gestoßen, und an derselben hing — ein Stückchen Kattun. „Gottlob — schrie er auf — das Gespenst ist erwischt! Seht hier die Gabel und — ein Stück Kattun aus Bernhardi's Schlafrock! Der arme Betrogene heftete, furchtsam eilig, seinen Schlafrock mit der Gabel an den Sarg, und meinte dann, die Gabel, die ihm beym Schlafrocke festhielt, sey ein Gespenst."

Völlig beruhigt verließen sie nun die kühle Wohnung der Todten, und eilten am nächsten Morgen zu ihrem noch kranken Freunde, um auch ihm die glückliche Entdeckung des Geheimnisses mitzutheilen. Er griff sogleich nach seinem Schlafrock

und man fand nicht nur das erwartete Loch in demselben, sondern das Stück Kattun paßte auch auf das genaueste in das in den Schlafrock gerissene Loch.

Der unglückliche Bernhardi freute sich des entdeckten Selbstbetruges ungemein; aber den verlornen Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge gab ihm diese Freude nicht vollkommen wieder.

Nehmen wir an, Bernhardi's Freunde hätten weniger kaltblütigen Unternehmungsgeist mit der Entschlossenheit verbunden, welche allerdings dazu gehörte, um in jener Gruft der Beschaffenheit des vermeintlichen Gespenstes, das heißt, der natürlichen Veranlassung jenes Schreckens nachzuspüren: was meinen Sie, liebe Leser! daß alsdann aus dieser Spukgeschichte geworden seyn würde? — Sicher hätte man den Vorfall für unerklärbar gehalten, oder gar für die Wirkung irgend eines bösen Geistes ausgegeben, und dafür gesorgt, daß Kinder und Kindeskinder mit Grausen und Entsetzen davon erzählen mußten.

Oder gesetzt, Bernhardi hätte die Gabel, womit er aus Versehen seine Kleidung an den Sarg befestigte, nicht tief und fest hinein gestoßen, so daß er, beym Weggehen, sie mit dem Schlafrocke wieder heraus gezogen hätte, ohne diesen zu zerrei-

ßen: was würde nun aus dieser Geschichte geworden seyn?

Bernhardi's Freunde hätten dann zwar in der Gruft die an der Erde liegende Gabel vielleicht gefunden, würden aber nicht begriffen haben, wie sie dahin gekommen sey, da doch Bernhardi schrieb, er habe sie in den Sarg gestoßen; und da ihnen in dem angenommenen Falle kein Stückchen aus dem Schlafrock das große Geheimniß aufgedeckt haben würde. Und gesetzt, sie wären so vernünftig gewesen, zu bedenken, daß man unmöglich allemal die natürlichen Ursachen einer sogenannten Spukgeschichte auffinden könne: so würde sich doch wenigstens Bernhardi dabey nicht beruhigt, sondern gewiß lebenslang festiglich geglaubt haben, daß wirklich ein böser Geist ihn bey dem Sarge festgehalten, und zur Strafe für seinen Vorwitz um seine Sprache gebracht habe.

Freylich hatte ihn ein böser Geist unglücklich gemacht: der Geist des Aberglaubens und der Vorurtheile nämlich, der durch das verwünschte und unselige Geschwätz jener unverständigen Menschen in ihn gefahren war, die ihn schon in der zartesten Jugend furchtsam und nachtscheu gemacht hatten. Bernhardi selbst gestand seinen Freunden nachher schriftlich: er habe geglaubt, daß

er ohne Grausen in das Todtengewölbe gehen könne; allein auch ihm sey es bey dem Eintritt in die Gruft kalt über gelaufen, wodurch er dann zu spät überzeugt worden wäre, daß auch ihm noch etwas von jener kindischen Furcht früherer Jahre anklebe.

„Glücklich, — setzte er auf das Papier hinzu, das eine Thräne benetzte — glücklich sind diejenigen, deren Mütter und Wärterinnen gewissenhafter, Alles vermeiden, was in die weiche Kinderseele den ersten Keim jener abergläubigen Furcht legt, die nachher durch die Vorstellungen der Vernunft nicht so geschwind wieder auszurotten ist!“

Zwey und dreyßigste Erzählung.

Von dem Wechselbalgskobolde, welcher den Wöchnerinnen die neugebornen Kinder verwechselt, und ihnen des Nachts ein mißgestaltetes Geschöpf an die Stelle ihres wohlgebildeten Säuglings unterschiebet.*) Mit einem Anhange.

(I. 1. A. B. C. — 4. A. — III. 1.)

Den Verheyratheten unter meinen Leserinnen wird es unstreitig bekannt seyn, daß Schwangern und Wöchnerinnen nichts so sehr nützet nnd frommet, als wenn sie sich vor den Träumereyen einer lebhaften Einbildungskraft, so wie vor allen heftigen Gemüthsbewegungen hüten — uud daß im Gegentheil nichts so gefahrvoll für sie ist, als ängstigende

*) Nach der mündlichen Erzählung des Herrn Predigers Jungins zu Aisleben.

Furcht, und erschütternder Schrecken. So lange aber die Menschen überhaupt, und die Dienenden insbesondre, den Kopf noch voll thörichter Gespensterfurcht haben, ist es fast unmöglich, alle Gefahren dieser Art von dem Wochenbette zu entfernen. Denn man hat Beyspiele, wo selbst die vernünftigsten, vorurtheilfreyesten Wöchnerinnen bloß dadurch mancher Gefahr ausgesetzt waren, daß sie unter solchen Menschen lebten, die noch von einer kindischen Furcht vor Gespenstern beherrscht wurden. — Wie leicht kann, z. B. bey nächtlicher Stille, in dem Hause einer Wöchnerinn zufälligerweise ein unvorhergesehenes heftiges Gepolter entstehen, und die Kindbetterinn aus ihrem leisen Schlummer aufschrecken! Aber wie sehr müssen die Gefahren dieses Schreckens vollends dann vermehret werden, wenn die Wöchnerinn noch von manchem Aberglauben beherrscht wird, und vielleicht mit der ängstlichen Besorgniß eingeschlummert war: „Ach Gott! wenn nur diese Nacht kein Wechselbalgsträger kommt, und mein geliebtes Kind gegen ein ungestaltes Balg vertauschet!“

So unvernünftig und widersinnig diese Besorgniß den mehresten meiner Leserinnen auch scheinen mag: so gab es doch eine Zeit, in welcher man diesen jetzt gottlob fast ganz verschwundenen Aber-

glauben in den Wochenstuben der untern Volksklasse noch häufig anzutreffen pflegt. Damals überließ sich noch keine Wöchnerinn der nächtlichen Ruhe, bevor sie nicht ihren Säugling, wegen der Gefahr der Vertauschung, bekreuzt, und dafür gesorgt hatte, daß irgend ein Kleidungsstück ihres Mannes, als ihr Talisman, nahe bey dem Kinde aufgehängt war. Hatte sie diese Vorsicht einmal anzuwenden vergessen, so erwachte sie vielleicht mit einer Aengstlichkeit, die ihrem mütterlichen Herzen unstreitig mehr Ehre machte, als ihrem Verstande.

Leider findet man diesen abgeschmackten Wahnglauben selbst in unsern lichtvollen Tagen wenigstens noch hier und da. Ich führe, statt vieler Beyspiele, nur folgende zwey an:

Vor ungefähr zehn Jahren kam in einem Dorfe bey Aisleben eine arme Tagelöhnerfrau in's Wochenbette, die in ihrer Jugend vieles von dem Wechselbalgskobolde, und von dessen listigen Betrügereyen gehört, und eine große Furcht vor demselben hatte. Ihr neugebornes Kind war vollkommen gesund und wohlgebildet; dieß vermehrte ihre unvernünftig zärtlichen Besorgnisse für dasselbe nur noch mehr, und es überfiel sie allemal eine große Angst, so oft die Nacht einbrach. Sie

durchwachte absichtlich halbe Nächte, und wenn sie, von einer außerordentlichen Müdigkeit überwältigt, ein wenig einschlummerte, so fuhr sie oft schreckhaft zusammen, und erwachte bald wieder, ohne von solch einem Schlafe erquickt worden zu seyn.

Eines Abends spät, da sich ihr Gemüth auch eben mit ängstlichen Gedanken dieser Art beschäftigte, klopfte jemand ganz unvermuthet an das Fenster, neben welchem sie mit dem Kinde im Bette lag. Sie fuhr schrecklich zusammen, glaubte den Kobold zu hören, und fürchtete angstvoll, daß es nun um ihr liebes Kind geschehen sey. Zwar hatte sie sich geirrt; denn es zeigte sich sogleich, daß der Klopfende ein junger Mensch war, der ihrem Manne wegen dessen Tagelöhnerarbeit für den nächstfolgenden Tag etwas zu bestellen hatte; aber das Unglück war nun einmal geschehen. Der heftige Schreck, den sie von dem Klopfen an das Fenster hatte, zog ihr eine Krankheit zu, in welcher ihr Leben auf dem Spiele stand. Der unschuldige Säugling theilte das traurige Loos mit ihr, und starb nach wenig Tagen.

Wem ist nun dieser Menschenmord zuzuschreiben, dem Wechselbalgskobolde? oder vielmehr dem verwünschten Aberglauben, und der unchristlichen Furcht vor Dingen, wovor sich kein rechtschaffener Christ fürchten soll? —

Ganz anders, und viel vernünftiger betrug sich eine kluge und entschlossene Bürgersfrau zu Erfurt in ihrem Wochenbette. In einer der ersten Nächte nach ihrer Niederkunft klopfte Etwas so stark an die Stubenthür, daß sie dadurch ziemlich unsanft aus ihrem Schlummer erweckt wurde. „Was war das? wer klopfte da? fragte sie geschwind die sogenannte Wartefrau. Es klopfte abermals; die furchtsame, abergläubige Wärterinn zitterte, und wies ängstlich nach der Thür hin, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Die Wöchnerinn nannte die Zitternde eine alberne Memme, und gebot ihr zu untersuchen, wer geklopft habe; denn unstreitig würde sie, beym Eröffnen der Stubenthür eine natürliche Ursache entdecken. Allein die Wartefrau war weder durch Bitten, noch durch Schelten dahin zu bringen, daß sie hätte die Thür aufmachen und die Sache untersuchen sollen. Anstatt den Befehl der Wöchnerinn zu erfüllen, machte sie derselben vielmehr noch alberne Vorwürfe, daß sie ganz gewiß vergessen haben würde, drey Kreuze über das Kind zu machen, und ein männliches Kleidungsstück aufzuhängen, als wodurch sie nun dem Kobolde Muth gemacht habe, seine Tücke an dem Kinde auszuüben. Mit unverrückten Augen sah die Alberne nach der gefürchteten Gegend der

Stu-

Stubenthür, und seufzete einmal über das andre auf das Herzbrechendste.

Die durch ihren Zustand ohnehin so empfindliche, reizbare Wöchnerinn ärgerte sich über die abergläubige Dummheit des Weibes; und da indessen das Klopfen an der Thür wiederholt wurde, und sie durchaus wissen wollte, wer da sey: so stieg sie, ihrer Entkräftung ungeachtet, behutsam aus dem Bette, riß die Thür schnell auf, und siehe — ihr treuer Haushund war im Kriege mit seinen Erbfeinden, und klopfte mit dem Gelenke seines kratzenden Hinterfußes an die Thür an, vor welcher er wachsam ruhte. Freylich mochte dieß Klopfen, bey der nächtlichen Stille der sogenannten Gespensterstunde, den gespannten Sinnen viel stärker ertönen, als zur Tageszeit; indessen schämte sich doch die Wartefrau nun, einen gutmüthigen Pudel für den so gefürchteten Wechselbalgsträger gehalten zu haben. Zwar gelobte sie der Wöchnerinn an, daß sie in Zukunft niemals wieder so ungehorsam, und so kindisch bange seyn wolle, — diese entließ sie aber dennoch ihres Dienstes, zumal da sie von dem ihr zugezogenen Verdrusse und der Erkältung mehrere nachtheilige Folgen zu dulden hatte.

Unstreitig würde indessen ihre Gesundheit noch mehr gelitten haben, wenn sie eben so furchtsam

und abergläubig gewesen wäre, wie jene Wartefrau. Vielleicht hätten sich dann Beyde bis an den Morgen des nächsten Tages unthätig geängstet; auch würden sie dann den Pudel in seiner Lage gegen die Thür nicht überrascht, mithin die unschuldige Ursache des Geräusches wahrscheinlich nie entdeckt haben.

Drey und dreyßigste Erzählung.

Von einem Gespenste, welches nach dreyzehnjähriger Vermauerung noch singend spukte.*)

(I. 1. C. — II. 1. — III. 1.)

Am 4ten Julius 1642 wurde Olmütz, unter dem Kommando des Generalmajors von Winter, mit Schwedischen Truppen besetzt. Schon waren einige Tage seit dieser Einnahme verstrichen, als sich das Gerücht verbreitete, daß sich auf dem Hauptwalle, ohnweit der Bastion am Wiener Thore, dicht an

*) Freyer Auszug aus den Gemählden in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten. Erster Theil.

der ganz massiven Mauer eine menschliche Stimme singend hören lasse. Es konnte nicht fehlen, diese spukhafte Erscheinung in einer Gegend, wo dergleichen schlechterdings unmöglich zu seyn schien, mußte damals doppeltes Aufsehen erregen, und bange machen.

Der General selbst, ein guter Soldat, aber kein sonderlicher Philosoph, hörte, im Beyseyn seines Feldpredigers, diesen dumpfen Gesang. Beyde waren der Meinung, daß diese unbegreifliche Erscheinung eine Untersuchung verdiene. Es mußte daher sogleich ein Mauermeister aus der Stadt kommen, und in Gegenwart jener Herren, an dem Orte, wo der Klagegesang gehört wurde, ein Loch in die Mauer brechen. Dieser Mann, welcher katholischer Religion war, und wahrscheinlich seine Muthmaßungen über den Zusammenhang dieser Sache haben mochte, arbeitete zwar tief in die Mauer hinein; allein man fand da nichts, was einiges Licht über das dunkle Räthsel hätte verbreiten können.

Indessen entdeckte man bald darauf beym Nachspüren des Schalles, innerhalb des obern Theils der Mauer, eine ganz kleine Oeffnung. Jetzt wurden Maurergesellen von den evangelischen Glaubensgenossen der Stadt beordert, welche eben

diese Mauer, zweckmäßiger etwas höher hinauf, durchbrachen. Man wunderte sich, das Mauerwerk stellenweise noch ganz frisch zu finden, und kaum war eine Oeffnung von wenigen Mauerziegeln vorhanden, als sie durch dieselbe mit Entsetzen ein Gespenst in sitzender Gestalt wahrzunehmen glaubten. Mehrere von den Anwesenden erprüften, halb ungläubig, die vorgegebene Erscheinung mit eigenen Augen, und erblickten das nämliche Gespenst, das einem schon halb in Verwesung übergegangenen alten Manne mit langem Barte und eisgrauem Kopfe glich. Keiner von allen wollte anfangs seinen Augen trauen. Viele, deren Sache es nicht seyn mochte, es so unberufen mit einem Gespenste aufzunehmen, schlichen schüchtern und bange davon. Selbst der General verlor auf einige Augenblicke seine Fassung. Im ersten Schreck verlangte er, daß der Feldprediger den Geist beschwören sollte; dieser hingegen bat, ihm zu erlauben, daß er die Sache ohne Beschwörungsformel aufklären dürfe. Zu dem Ende ließ er die Oeffnung in der Mauer vergrößern. Kaum war dieß geschehen, so berührte er die dem Anscheine nach leblose Gestalt, und überzeugte sich dadurch, daß er es wenigstens mit keinem spukhaften, unberührbaren Wesen zu thun habe.

Sogleich verschwand auch bey den übrigen die Furcht vor einem Gespenste; und einige Personen stiegen nun wirklich in die Oeffnung hinein. Man entdeckte zur großen Freude Aller, noch einige Spuren von vorhandener Lebenskraft in dem vermeinten Gespenste, welches nichts mehr und nichts weniger, als ein ehrwürdiger Greis war, der bey dem plötzlichen Eindringen der frischen Luft in sein dumpfes Gewölbe, und vielleicht auch vor Freude über den Augenblick seiner Rettung, sprachlos und ohnmächtig in eine sitzende Stellung hingesunken war.

Das Gemach ohne Thür, worin der Unglückliche eingemauert saß, war ein viereckigtes, enges Behältniß von zehn bis zwölf Fuß Umfang. Licht konnte gar nicht hineinfallen, und Luft nur so viel eindringen, als eine Art Feuermauer, die oben zur Seite hinausgeführet war, dieß verstattete. Zu den Füßen des Alten fand sich, neben einem Wasserkruge, der Rest eines Brodes, welches noch völlig genießbar und unverschimmelt war.

Man schaffte nun den halbtodten Leichnam aus seiner Gruft, und traf ernstliche Vorkehrungen zu seiner Wiederbelebung. Man rieb ihn mit erwärmenden Tüchern, bestrich ihn mit Balsam, und brachte ihn endlich durch die vereinigten Bemühungen Aller, ins Leben zurück. Nun ertönten Fra-

gen von allen Seiten. Jeder wünschte zu wissen, wer er sey, und welcher Unmensch ihn lebendig vermauert habe. Der kaum ins Leben zurück gekehrte Greis nahm alle seine Kräfte zusammen, und begann, wie folget:

„Ich heiße Johann Gottreu Felsner, und war bis in das Jahr 1629 evangelischer Pfarrer hier zu Olmütz. Aber man beeinträchtigte, katholischer Seits, mich und meine Pfarrkinder auf alle mögliche Art, verwies mich zuletzt sogar aus der Stadt — um des Glaubens willen, und bedrohete mich, im Uebertretungsfalle, mit Einkerkerung.“

Ist es möglich! — unterbrach ihn der General. Ist es möglich! schallte es von allen Seiten wieder. — Katholische Glaubensgenossen entfernten sich; einige Evangelische drängten sich theilnehmend näher. Mehrere waren, die ihn wieder erkannten, ihn freudig bey Namen riefen, und Gott für seine Errettung priesen. Es war ein Anblick, um auch den Verruchtesten bis zu Thränen zu rühren. Jeder lauschte auf die Worte des unglücklichen Greises, der also fortfuhr:

„Als ich auf Verlangen meiner verschwiegensten Pfarrkinder im Jahre 1629 zurück gekehrt war, und in deren Häusern heimlich meines Amts

wartete: da ward ich ergriffen, und, auf Befehl des Pater Rectors der Jesuiten, bey Nachtzeit lebendig vermauert."

Man schrieb gegenwärtig 1642, mithin waren seitdem ganzer dreizehn Jahre verstrichen. Die Erhaltung des Greises in diesem lichtleeren Loche, während eines so langen Zeitraums, sah einem wahren Wunder gleich, das durch den vorgefundenen Rest des dreyzehnjährigen, unverdorbenen Brodes noch viel unerklärbarer ward. Selbst das Bischen Wasser im Kruge war noch schmackhaft und unverdorben. Und doch berechneten diejenigen von seinen ehemaligen Pfarrkindern, welche ihn wieder erkannten, die seit seiner Verweisung aus dem Lande, und seit dem plötzlichen Verschwinden nach seiner Rückkehr verflossene Zeit, einstimmig auf volle dreyzehn Jahre. Jeder andre Eindruck von Leidenschaft verschwand jetzt, und machte dem Erstaunen Platz.

Indessen war der im Erzählen seiner Märtyrergeschichte unterbrochene, abgemattete Greis abermals in eine Art von Ohnmacht gefallen. Der General sahe ohnehin auch ein, daß man den gleichsam vom Tode Erstandenen gerade jetzt am wenigsten mit tausend Fragen überschütten sollte; und befahl, daß man ihn vor allen Dingen in sein Quartier bringen, und unter der Aufsicht seines

Feldarztes erquicken möchte. Auch ließ er sogleich den grausamen Pater Rector, der noch am Leben war, gefänglich einziehen.

Sobald Felsner wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, und ohne Beschwerde sich weitläuftiger über seine wundervoll scheinende Erhaltung während ganzer dreyzehn Jahre erklären konnte, gab er dem General und dessen Feldprediger, da niemand weiter im Zimmer gegenwärtig war, unaufgefordert den Schlüssel zum großen Räthsel:

„Ich rede jetzt zu Ihnen, meine theuern Glaubensgenossen! — hub er an — als zu meinen Errettern, zu Männern von Treue und Verschwiegenheit. Sie werden gewiß nicht unsre hier ohnehin so sehr gedrückte Glaubensparthey dadurch noch unglücklicher machen, daß Sie ein Geheimniß, welches ich Ihnen bekannt machen muß, zu früh der Welt mittheilen. Denn die Dankbarkeit, die ich Ihnen, Herr General! als dem Wiederhersteller meiner öffentlichen Existenz schuldig bin, erlaubt es meinem Herzen nicht, Sie ferner zu täuschen. Und wenn mich gleich ein mir heiliger Handschlag an Eidesstatt zur Verschwiegenheit gegen die Welt verpflichtet: so findet doch diese Verpflichtung gegen Sie nicht statt, der Sie zur Vermeh-

rung der Zufriedenheit und Ruhe Ihrer hiesigen protestantischen Glaubensgenossen mit Vergnügen das Ihrige beytragen wollen.

„Meine wundervolle Erhaltung lief nicht gegen die ewigen Gesetze der Natur. Der noch lebende Pater Rector der hiesigen Jesuiten ließ mich zwar bereits vor dreyzehn Jahren hier einmauern, nachdem er zuvor, mit blindem Religionshasse und Verfolgungseifer, bey Sr. Kayserlichen Majestät meine Landesverweisung auszuwirken gewußt hatte: allein ich schmachtete nicht dreyzehn Jahre lang in diesem abscheulichen Kerker. Nach meines Verfolgers Absicht sollte ich eines schrecklichen Hungertodes sterben. Aber wenn auch mein Wasserkrug nicht dem Oelkrüglein der biblischen Wittwe glich, und kein Engel, kein Rabe Elias, mir Speise brachte: so hat die Hand der Vorsehung mich dennoch wunderbarlich erhalten, und mich durch Sie, Herr General, der Welt gänzlich wiedergegeben.“

„Die Jesuiten hatten eine Wache vor die Mauer meines Kerkers gestellt. Diese ging aber schon am Abende des zweiten Tages ab. Ich bereitete mich indeß zum Tode des Hungers, wozu ich mich, so ermattet ich auch schon war, durch das Lied: Verzage nicht, ob dir das Licht gebricht, zu ermuntern suchte. Beym dritten Verse

bemerkte ich, daß jemand von außen mit einem Hammer an das Mauerwerk pochte. Darauf fing man an, wirklich durchzubrechen, und bald gewann man eine Oeffnung. Besonders ist es, daß ich, der ich schon an den Pforten des Todes stand, mich noch fürchtete, ermordet zu werden. Es war Nacht; aber bey dem Schein einer Handlaterne erkannte ich mit Entzücken in den Hammernden zwey meiner Beichtkinder, Namens Beyer, Vater und Sohn, die mir die Worte eines Engels: „Wir kommen, um Sie zu retten," zuriefen." —

„Als die Oeffnung groß genug war, sollte ich hindurch kriechen. Beyde halfen mir, denn ich war sehr kraftlos. Eiligst führte mich Beyer, der Vater, in seine Wohnung. Der Sohn blieb zurück, um die Oeffnung wieder zu vermauern."

„Ich war nun wieder frey von den Schranken eines Gefängnisses, welches mein Grab seyn sollte; allein die bürgerliche Freyheit, in meiner Gemeinde nach wie vor öffentlich zu wirken, konnten mir die Erhalter meines Lebens nicht wieder geben. Indessen thaten sie, was ihre Kräfte vermochten. Ihre Wohnung war mir ein geheimer Zufluchtsort während ganzer dreyzehn Jahre. Sie verbanden sich mit einigen unserer hiesigen Glaubensbrüder, deren Lehrer und Seelsorger ich ganz im Stillen

war, zu meiner Unterhaltung. So harreten wir, unter fortwährenden Bedrückungen, des Glaubens halber, auf den Zeitpunkt unserer Erlösung."

„Wir hoffen vertrauenvoll, er sey gekommen, seitdem Ihre Truppen hier eingerückt sind. Man hätte mich nun öffentlich in Ihren Schutz, Herr General! überliefern können; aber theils würde das, beym Abzuge ihrer Truppen den Haß gegen unsre Parthey nur von neuem rege gemacht haben, theils hätte ich mit Ihnen diese Stadt und meine Gemeinde auf immer verlassen müssen. Man dachte daher darauf, wie man mich der Welt öffentlich wiedergeben, und mir zugleich das Mitleid derjenigen katholischen Miteinwohner erwecken könnte, deren natürlich gute Herzen durch die Glaubenswuth und Sophistereyen ihrer Religionslehrer noch nicht ganz verstockt sind, noch nicht alles Gefühl für die leidende Menschheit verloren haben."

„Zu dem Ende beschloß man, mich nebst etwas Brod und Wasser wieder in mein altes Gefängniß heimlich zu vermauern, damit ich durch Sie auf die Ihnen bekannte Art, der Welt öffentlich wieder gegeben würde."

„Es war sonst nie meine Sache, durch Täuschung Gutes möglich zu machen, und es stimmt noch weniger jetzt, da ich an den Pforten des Todes

stehe, mit meinen Grundsätzen überein; allein die Dankbarkeit gegen meine vieljährigen Wohlthäter verpflichtete mich dießmal, mich in ihren Willen zu fügen, zumal da ich in meiner Lage keinen eignen Willen geltend machen konnte."

„Aus Liebe zu mir und unsern hiesigen Glaubensgenossen, nahm der eine Sohn meines bereits verstorbenen Erretters Beyer, kurz vor meiner letzten Einmauerung, Dienste in Ihrem Regimente. Während daß er zur Nachtzeit in der Gegend meines Gefängnisses die Wache hatte, unternahm es sein Bruder, mich wieder zu vermauern. Wie er abgelöset ward, war alles in Ordnung. Er selbst sprengte nun absichtlich das Mährchen aus, daß es in dieser Gegend der Mauer spuke. Die weitern Folgen wissen Sie."

Der General ließ nun den Pater Rector der Jesuiten, als einen absichtlichen, höchst grausamen Mörder, gerichtlich einziehen und vernehmen. Anfangs läugnete der Jesuit standhaft, etwas mehreres von dem Ende des letzten Lutherischen Pfarrers Felsner zu wissen, als daß er auf Befehl des Landesherrn zur Stadt hinaus gebracht, und des Landes verwiesen sey. Da aber der General den verfolgten Greis, der bisher hinter einer Spanischen Wand verborgen gehalten war, hervor

führte, überfiel den Pater Rector, der seinen Augen kaum zu trauen schien, plötzlich ein Zittern und Entsetzen. Es war die Bangigkeit und das Zagen des erwachenden bösen Gewissens, und des Glaubens an schreckliche Wunder. Da er nichts von der natürlichen Errettung Felsners wußte, so war die vor dreyzehn Jahren durch ihn ermordete Unschuld in seinen Augen höchst wunderbar vom Tode erstanden, und von der Gerechtigkeit Gottes zum Zeugniß wider ihn erhalten. Er sank auf seine Kniee, und bat Gott und die Welt um Gnade und Vergebung seiner beabsichteten Greuelthat.

Die Regimentsgerichte erkannten, im Geiste des vorigen Jahrhunderts, auf den Hungertod des Paters, und zwar in dem nämlichen Gefängnisse, welches er selbst zu Felsners Hungergruft bestimmt hatte. Der General milderte indessen, auf Felsners und seines Feldpredigers dringende Fürbitte, dieß Urtheil dahin, daß er nur auf acht Tage, mit hinlänglichem Wasser und Brode versehen, eingemauert und bloß bedrohet werden sollte, als wenn der Urtheilsspruch, so eingemauert den Hungertod zu sterben, nun wirklich an ihm vollzogen würde.

Die Einmauerung geschah wirklich, und vor dem Gefängnisse wurde Wache gestellt. Nach Verlauf der acht Tage brach man das Gefängniß wieder auf, um ihm das Leben zu schenken; allein — er war todt. Wahrscheinlich hatte ihn nicht der Hunger getödtet, sondern die Angst des bösen Gewissens, und die qualvolle Vorstellung der Todesart, die nach Aufzehrung der Brod- und Wasservorräthe seiner wartete. —

Vier und dreyßigste Erzählung.

Von einer Erscheinung, die den Geisterseher billig zum Glauben an Gespenster hätte bekehren sollen, und dennoch nicht bekehrte.*)

(I. 3. A. — 4. A. — II. 2. E. — III. 1.)

„Ich ging eines Abends, da es finster geworden war, aus dem Hause des Herrn Lieutenants Wagner zu Brandenburg in meine Wohnung, nach der Saldernschen Schule, zurück. Es war der 23ste October des Jahres 1779. Beym Ein-

*) Ich verdanke diese Erscheinungsgeschichte der mündlichen Erzählung eines glaubhaften Mannes, welcher aus mancherley Gründen wünscht, daß ich seinen Namen nicht mit abdrucken lassen möchte. Gesetzt auch, diese mir zur Pflicht gemachte Anonymität müßte mir in so fern unangenehm seyn, als sie dem Zwecke dieses Buches einigermaßen zuwider läuft: so werd' ich doch diejenigen, welche die Güte haben, mir merkwürdige Erzählungen von entdeckten Gespenstergeschichtchen mitzutheilen, niemals kompromittiren, die Gründe ihrer Anonymität mögen mir nun als triftig einleuchten, oder nicht.

Wagener.

tritt in den Schulhof rief ich, der Verabredung gemäß, Herrn Pfennigk, welcher eine Treppe hoch wohnte, und mir dieſen Abend auf meiner Stube Geſellſchaft zu leiſten verſprochen hatte. Da er eben am Schreibtiſche beſchäftigt war, ſo bekam ich zur Antwort: „In fünf Minuten werd' ich kommen.“ — Die Stimme, die ich, bey ihrer Auszeichnung vor vielen andern, deutlich als die ſeinige erkannte, kam unverkennbar von oben herab, wo ich ſein Licht brennen ſah. Nichts deſto weniger erblickte ich in dem nämlichen Augenblicke den Gerufenen ſelbſt ſchon unten vor mir. Mein Geſicht war dem linken Flügel des Schulgebäudes, in welchem er wohnte, zugekehrt, und ich ſtand der Wand ſo nahe, daß ich nur die Hand ausſtrecken durfte, um ihn zu berühren.“

„Iſt es möglich, — rief ich verwunderungsvoll aus — Sie ſind ſchon hier! Ich glaubte Sie oben antworten zu hören.“

„Er ſchwieg, ſtand unbeweglich, und lächelte; wenigſtens glaubte ich, ein Lächeln wahrzunehmen, da mir der Schimmer weniger Sterne nicht verſtattete, ſeine Geſichtszüge vollkommen deutlich zu beobachten. Ich begriff nicht, warum er ſchwieg, ſtreckte daher die Hand nach ihm aus, griff gerade durch das unkörperliche Etwas, welches ſein Bild in

meine

meine Augen warf, hindurch, und berührte — nichts, als die weiße Wand.

Da ich, durchaus unbefangen, noch an kein den beschränkten Kräften des Menschen unbegreifliches Spiel der Natur dachte: so glaubte ich, mein Freund wolle, aus bloßer Spielerey sich meiner Berührung entziehen. Was mich in dieser Meinung bestärkte, war, daß ich ihn, in dem Augenblicke des Mißgriffs, an der nämlichen Wand, zur Rechten, nur einen Schritt von mir entfernt, erblickte."

„Ich griff zum zweytenmale nach ihm, und verfehlte ihn wieder. Jetzt stand er mir zur Linken, wie dicht an die Wand angedrückt. „Sie sind heute unbegreiflich schnell und behende — sagte ich: — Er schwieg. Dieß abermalige Schweigen wunderte mich zwar; allein noch weit auffallender waren mir die ihm nachgerühmten Eigenschaften, welche ich noch nie in einem solchen Grade an ihm bemerkt hatte."

„Es begann eine Art von Wettelfer, wer von uns beyden der Geschwindeste seyn würde. Ich sprang rasch auf ihn zu, griff mit beyden ausgebreiteten Händen nach ihm; aber — die Erscheinung entrückte sich meinem Gefühle zum drittenmale, und entschlüpfte, mir zur Linken, in den kleinen

Eingangsabschlag zur sechsten Classe, der auswärts keine Thür hat. Die innere Classenthür selbst, zu welcher er führt, wurde von dem Lehrer, Herrn Schröder, außer der Schulzeit beständig verschlossen gehalten; das wußt' ich. Mein behender Freund konnte mir also hier weiter nicht entwischen; ich kündigte ihm das an, wie einer, der seines Sieges gewiß ist. Denn da der Abschlag selbst nur so breit ist, daß ich seine Seitenwände mit beyden Händen berühren konnte, und da ich mich ohnehin mit gesperrten Füßen in demselben vorwärts bewegte: so war es einem körperlichen Wesen in der That unmöglich, mir abermals zu entwischen, ohne mich zu berühren."

„Und was geschah dessen ungeachtet? — Ich gelangte so bis an die innere, fest verschlossene Classenthür, und erwischte — Niemanden! Mich überfiel plötzlich ein fürchterliches Grausen, und ein so schauderhaftes Entsetzen, wie ich es noch nie empfunden hatte. In einem und dem nämlichen Augenblicke prallte ich zurück aus dem Eingangsabschlage, schrie laut auf, und stürzte, halb von Sinnen, dem Herrn Prediger Fischer auf den Leib, der gerade jetzt vor dem Eingange vorbey ging, um den Herrn Rector Sauberzweig zu besuchen.

„Sein Ausruf: „um des Himmels willen, was giebts hier?" war mir im höchsten Grade willkommen; ich hatte doch nun, außer der im doppelten Sinn unbegreiflichen geistigen Erscheinung auch wieder ein lebendes Wesen aus der Körperwelt um mich. Wir bemüheten uns, die Truggestalt wieder zu finden; allein sie war verschwunden. Wir spürten den mancherley Quellen eines mir vielleicht gespielten Betruges mit allem Fleiße nach, entdeckten aber deren keine."

„Indem wir uns noch ernstlich hiermit beschäftigten, verließ der leibhafte Herr Pfennigk sein Studierzimmer, wie wir an dem Zuwerfen und Verschließen der Stubenthür deutlich hörten, und kam polternd von der Treppe herab. Er hatte mich laut reden gehört, und war sehr verwundert, da ich ihm sagte, daß es sein unkörperlicher Repräsentant gewesen sey, womit ich Greif gespielt hätte."

„Es fragt sich, was war diese sonderbare Erscheinung? — Etwa das Trugbild einer lebhaften, schaffenden Einbildungskraft — das Possenspiel der Furcht und vorgefaßter Meinungen?"

„Beydes ist möglich; obgleich die Phantasie mir bis dahin niemals, und auch seitdem nie wieder, auf eine ähnliche Art mitgespielt hat. Auch hatte ich diese allmächtige Schöpferinn durch keine

Art von Erhitzung in eine besondere Wirksamkeit gesetzt."

„Was endlich die im reifern Alter so oft irreleitenden Eindrücke aus der gemißhandelten Kindheit betrifft: so hab' ich das Glück gehabt, als Kind so behandelt zu seyn, daß mir kein Schreckbild der Gespensterfurcht, kein Popanz des Wahnglaubens aus jenen Jahren anklebte. — Kurz, ich bin eitel genug, zu glauben, daß man nicht leicht unbefangener, vorurtheilloser das erzählte Abentheuer bestehen konnte. Denn der Gedanke, daß ich weder den wirklichen Herrn Pfennigk, noch überhaupt einen irdischen Körper vor mir hatte und verfolgte, fiel mir da erst ein, wie ich am Ende des Eingangabschlages war, ohne irgend ein mir dreymal entwischtes körperliches Etwas darin anzutreffen."

„Wenn gaukelnde Einbildungen keinen Selbstbetrug veranlaßten, vielleicht war es ein verborgener Künstler, dessen gaukelndes Blendwerk zu Irrthümern und Trugschlüssen verleitete?"

„Auch das ist möglich; allein zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß unsre ernstlichsten Untersuchungen, die wir vorurtheillos, und ohne Aufschub, anstelleten, nichts von der Art entdeckt haben."

„So wäre also jene Erscheinung eine wirkliche Geistgestalt, ein wirklich spukhaftes Etwas gewesen, zu dessen Darstellung die uns bekannten ordentlichen Kräfte der Natur nicht hinreichen?“

„Ich antworte fragend: Welchen denkbaren Zweck könnte eine solche Erscheinung haben erreichen wollen? — Zwecklos handelt aber der Herr aller Geister nie! Zwar erkennen wir im Reiche der Wirklichkeiten die Zwecke des Weltregierers nur selten erschöpfend, und gänzlich; allein jederzeit werden wir sie wenigstens ahnden, und ihnen einigermaßen auf die Spur kommen. Nicht so im gegenwärtigen Falle.“

„Ich merkte mir genau Tag und Stunde jener Erscheinung, um in der Folge zu sehen, ob sie von irgend einem merkwürdigen Ereignisse, welches mich anginge, eine Vorbedeutung seyn sollte; allein ich konnte, mit allen Erkundigungen, deren keins in Erfahrung bringen. Weder Verwandter, noch Bekannter war mir um diese Zeit abgestorben, oder auch nur sehr krank gewesen; — weder Freundinn, noch Freund hatte gerade damals vorzüglich lebhaft an mich gedacht. Selbst Herr Pfennigk, dessen Trugbild mich zum Besten hatte, war mit seinen Gedanken während der Erscheinung nicht bey mir gewesen, sondern vollendete ruhig die angefangene

Arbeit. Ja, was noch mehr ist, die zweckloseste aller Erscheinungen erreichte selbst nicht einmal den etwanigen Zweck, mich — den unbekehrbarsten Gespensterfeind, zum Glauben an übernatürliche Erscheinungen, zu bekehren; und wenn ich selbst bestimmt seyn sollte, in der Folge noch viel ähnliche, räthselhafte Erfahrungen zu machen: so werden sie sämtlich mich dennoch nicht überzeugen, daß ein Gott, der die Liebe ist, den unbegreiflichen Wesen, die wir Geister nennen, die Macht gegeben haben sollte, mich, ohne irgend eine aufzufindende Ursache, so fürchterlich zu erschrecken, und mit mir ein so ganz zweckloses Possenspiel zu treiben. Dieß ist mein Glaubensbekenntniß! Ich hoffe, als Laye in der Gottesgelehrtheit, daß es den Grundsätzen der ächten Christusreligion, die uns vor allen Dingen auf ein unbegränztes Vertrauen zum Gott der Liebe hinweiset, vollkommen angemessen seyn wird."

„Ich hörte noch lange nicht auf, der wahren Quelle jener Erscheinung mit allem Fleiße nachzuspüren, und hatte nach Verlauf von zwey Monaten endlich das unbeschreibliche Vergnügen, das größeste Räthsel meiner Lebenserfahrungen enträthselt, und alles Unbegreifliche in dem erzählten Abentheuer plötzlich verschwinden zu sehen."

„Einer der damaligen Lehrer der Saldernschen Schule, Herr Kantor Albrecht, besaß einen kleinen Apparat, zu physischen Belustigungen, von denen er indessen keinen öffentlichen Gebrauch machte. Unter andern hatte er eine Zauberlaterne. Einer der Studirenden, Hr. K., der viel bey ihm aus- und einging, und etwas mahlen konnte, ließ sich gelüsten, ohne die Erlaubniß ihres Eigenthümers, ganz im Geheim einmal Gebrauch von dieser Laterne zu machen. Er hatte bereits eine mit durchsichtigen Farben auf Glas gemahlte Geistgestalt vorräthig. Da er bey meiner mit Herrn Pfennigk getroffenen Verabredung gegenwärtig gewesen war, so gab er dem Gemählde in aller Geschwindigkeit noch einige Aehnlichkeit mit der Gestalt des Letztern. So vorbereitet, ging er mit seiner Zauberlaterne gegen die Zeit, wo er meine Rückkunft auf dem Schulhof vermuthen konnte, in die — Herrn Pfennigks Wohnung gegen über gelegene erste Classe, und ließ von da aus das Trugbild an die weiße Wand der sechsten fallen.“

„So lange er es mit mir allein, der ich ihm den Rücken zukehrte, zu thun hatte, war er unbesorgt; allein in dem nämlichen Augenblick, in welchem er einen Dritten, den Herrn Prediger Fischer, in den Schulhof eintreten sah, löschte er das

Licht seiner Zauberlaterne aus, und machte behende das Fenster der Classe zu, in welcher er eingeschlossen war. Da der Schulwärter, welcher den Schlüssel zu dieser Classe hatte, erst nach Verlauf einer Stunde aufzutreiben war, so kam das Nachsuchen daselbst zu spät, weil Hr. K. . längst Gelegenheit genommen hatte, samt seiner Laterne durch eins der hinter sich wieder herangedrückten Fenster zu entwischen.“

„Das durchsichtige Glasgemählde hatte in der That nur wenig, ja fast gar keine Aehnlichkeit mit Herrn Pfennigk. Ich habe mir daher seitdem in ähnlichen Fällen das größeste Mißtrauen gegen die Erzbetrügerinn — Einbildungskraft. — zum Gesetze gemacht.“

Fünf und dreyßigste Erzählung.

Von einem ohne menschliches Zuthun umherlaufenden Todtenkopfe.*)

(I. 2. A. — III. 2. B. und 1.)

Ein Student von einer Universität, in deren Nachbarschaft vor mehrern Jahren eine Schlacht geliefert worden war, lustwandelte eines Tages auf dem ehemaligen Schlachtfelde, und sah einen Bauer, der neben ihm pflügte, mit der Pflugschar einen Todtenkopf aus der Erde auswerfen. Dieser Knochen war noch ganz unversehrt, und hatte bloß vor der Stirne ein kleines rundes Loch, wodurch wahrscheinlich die Flintenkugel gegangen war, welche den vormaligen Eigenthümer des Kopfes getödtet hatte. Ein Umstand, der den Studenten bewog, den Schädel sich zuzueignen, ihn zu reini-

*) Monatliche Unterredungen von dem Reiche der Geister, nach den Grundsätzen der heil. Schrift. Leipz. 1755.

gen, und, der Seltenheit wegen, aufzubewahren. Er stellte ihn in seinem Schlafgemache auf einen kleinen Tisch, vor ein Kruzifix hin, um sich seiner Sterblichkeit dabey zu erinnern.

Seine furchtsame Aufwärterinn hatte zwar Vieles wider diesen Zierrath seines Nachttisches einzuwenden: allein sie mußte sich doch geduldig in den Willen ihres Herrn fügen. Nie ging sie indessen ohne Schauder in diese Kammer; nie machte sie das Bette ihres Herrn, ohne sich mehreremale ängstlich nach dem so oft von ihr weggewünschten Todtenkopfe umzusehen. Diese Aengstlichkeit nahm, wider den gewöhnlichen Gang der Dinge, mit jedem Tage bey ihr zu, und stieg aufs höchste, seitdem sie einmal beym Eintritt in die Kammer zu bemerken glaubte, daß sich der Kopf ein wenig bewege. Zitternd an Händen und Füßen, erzählte sie sogleich ihrem Herrn, daß der fatale Kopf sich spukend bewegt, und ihr dadurch einen fürchterlichen Schrecken eingejagt habe.

„Das hat sie sich wohl nur eingebildet" — war die ganze Antwort des lächelnden Studenten, welcher glaubte, daß ihre Aussage wohl nur auf einem Irrthum beruhe.

Die Aufwärterinn blieb indessen zuversichtlich

bey ihrer Erzählung, und schwur bey Gott und allen Heiligen, daß sie sich nichts eingebildet habe.

Der Student hingegen schrieb, etwas zu vorschnell, Alles auf die Rechnung ihrer schon oft geäußerten Furchtsamkeit vor jenem Kopfe; aber anstatt sie von ihrem Selbstbetruge zu überzeugen, brachte er sie durch Lachen und Spotten bloß zum Stillschweigen. „Was gilts — sagte er unter andern — wäre der spukende Schädel da, nur ein wohl zubereiteter Kalbskopf mit Rosinen, sie würde ihn dann mit lüsternem Wohlbehagen vor sich in der Schüssel liegen sehen!“

Tages darauf, da er von einem Spazierritte zurück kehrte, fand er die dießmal unschuldig verspottete Aufwärterinn krank und sprachlos im Bette. Niemand errieth, was ihr so plötzlich zugestoßen seyn müsse. Indessen erlangte sie, mittelst ihrer guten Natur, und der angewandten medizinischen Bemühungen, bald so viel Bewußtseyn und Kräfte wieder, daß sie sich, wiewohl unvollkommen, über das, was ihr widerfahren sey, erklären konnte. Ihre ersten abgebrochenen Worte waren: der Todtenkopf — er lebt — sprang vom Tische — wollte mich — in den Fuß beißen.“

Der Student ahndete nun, was vorgefallen seyn möchte, und eilte sogleich in die Todtenkopfs-

kammer. Wirklich fand er den Schädel neben seinem erst zur Hälfte gemachten Bette an der Erde liegen. Indessen waren ihm jene Worte der Kranken noch immer gleich unerklärbar, weil sie anzudeuten schienen, daß der Kopf aus eigenem Antriebe von dem Tische herab, und nach ihrem Fuße bey dem Bette hingelaufen sey. Er nahm den Kopf von der Erde auf, und legte ihn wieder an seinen gehörigen Ort auf den Tisch. Während daß er mit einigen guten Freunden, die bey ihm waren, noch darüber sprach, fing der Schädel, zum Erstaunen aller Anwesenden, abermals an, sich zu bewegen; gleich darauf fiel er von dem Tische herab, und rollte wieder nach der Gegend des Bettes hin.

Man fuhr schaudernd zusammen, und sahe bald den spukenden Knochen, bald sich unter einander, mit großen Augen und offenem Munde an, ohne daß man ein Wort hervorzubringen wußte.

Endlich faßte der Herr des Schädels den gescheiten Entschluß, zu untersuchen, ob das Ding wirklich mit dem Bösen zugehe, als wovon er sich durchaus nicht überzeugen konnte. Er ergriff zu dem Ende den unstäten Kopf abermals, jedoch dießmal nicht, um ihn wieder auf den Tisch zu setzen, sondern, um ihn genauer zu besichtigen.

Kaum hatte er ihn in Händen, so bemerkte

er, daß aus dem Loche vor der Stirne der Schwanz einer großen Maus hervor ragte. Natürlich griff er zu, und rief lachend aus; „Sehet, da hab' ich das Gespenst beym Schwanze.“ Man freuete sich der entdeckten Täuschung, und ging sogleich mit der ungewöhnlichen Mausefalle zur Aufwärterinn, um auch sie zu überzeugen, daß nicht ein Geist, oder Unhold, sondern ein Mäuschen, sie so tödtlich erschreckt habe.

Man zog darnach die Maus rückwärts, und gewaltsam aus jenem Loche hervor, durch welches sie zwar gemächlich hinein gekrochen seyn mochte, aber nicht wieder hatte entwischen können, weil der Knochen durch die Gewalt der hinein fahrenden Kugel inwendig ein wenig gesplittert und rauh geworden war.

Da der Todtenkopf unten am Kinnbacken, worauf er stand, beschädigt war, so stand er an und für sich schon, nie recht fest. Die geringste Bewegung der darin verborgenen Maus, mußte daher einige Bewegung des Kopfes selbst, und unter gewissen Umständen sogar dessen Herabfallen an dem Tische bewirken.

Selbst die Aufwärterinn beruhigte sich wieder, und söhnte sich einigermaßen mit dem wunderbaren Schädel aus. Der erschütternde Schrecken, den

er mit Hülfe der Maus ihr eingejagt hatte, ließ indessen einen unauslöschlichen Eindruck bey ihr zurück, und auch das Mäusegeschlecht hatte es nun auf immer ganz mit ihr verdorben.

Sechs und dreyßigste Erzählung.

Thatsachen, welche unser Schaudern vor menschlichen Leichnamen, wie auch die Volkssage zu rechtfertigen scheinen, daß viele Verstorbene spuken. Mit einem Anhange.

(I. 2. A. — III. 1.)

Herr P.. studirte in seiner Jugend zu Ingolstadt die Arzneigelehrtheit, und wurde einst im Zirkel seiner Universitätsfreunde plötzlich so krank, daß man ihn halb ohnmächtig in seine Wohnung zurück führen, und durch Herbeyrufung eines Arztes und Wundarztes schleunigst für seine Wiederherstellung sorgen mußte. Sein Zufall konnte, nach der Versicherung dieser Sachverständigen, die gefährlichsten Folgen haben; und ungeachtet aller

angewandten Mühe, wuchs die Gefahr, in welcher der Kranke schwebte, mit jeder Stunde. Er fiel aus seinem anfänglich bloß ohnmächtigen Zustande in starre Sinnlosigkeit, die allerley Besorgnisse rege machte, welche nur zu gegründet waren; denn nach Verlauf von zweymal vier und zwanzig Stunden war er eine Beute des Todes.

Seine Eltern lebten zu entfernt von Ingolstadt, als daß sie bey dem Tode, oder auch nur bey der Beerdigung ihres hoffnungsvollen Sohnes persönlich hätten gegenwärtig seyn können. Gerne übernahmen daher seine Universitätsfreunde die mit Beysetzung der Leiche verbundenen Geschäfte. Mehrere darunter hatten ihn zärtlich geliebt. Da sie dem lebenden Freunde keinerley Opfer ihrer freundschaftlichen Zuneigung mehr darbringen konnten: so setzten sie eine Art von Beruhigung darin, seine ihnen hinterlassene Hülle noch durch ein feyerliches und ehrenvolles Begräbniß zu ehren.

Die herzliche Sprache des Leichencarmens, welches sie gedruckt seinen tiefgebeugten Eltern zuschickten, und unter seinen Bekannten vertheilten, drückte in den tiefsten Rührungen und Schmerzgefühlen wahre Achtung und Freundschaft aus. Sein vertrautester Freund drückte ihm die Augen zu, und den untern Kinnbacken in die Höhe.

Man stellte ihn in einem prächtigen Paradesarge zur Schau, — ließ eine Menge Seelenmessen für ihn lesen, und ihn fleißig mit geweihtem Wasser besprengen. Um die Feyerlichkeit zu erhöhen, beschloß man, ihn nicht, wie gewöhnlich, bey Tage, sondern des Abends mit Fackeln und einer Trauermusik, begleitet von den sämtlichen zu Ingolstadt Studirenden, zur Gruft zu fördern.

Eine Stunde vor der Beerdigung ließen die Leichenweiber den Todten im Sarge einige Augenblicke allein. Sie hatten ein Geschäft in einer Kammer dichte neben dem Zimmer, worin die Leiche stand. Plötzlich hörten sie hier auf eine ihnen unbegreifliche Weise ein Poltern. Da sie gewiß wußten, daß keine lebendige Seele bey der Leiche sey, so erschracken sie heftig, und zerbrachen die Köpfe darüber. Die Eine von ihnen, vorzüglich abergläubig, glaubte nichts gewisser, als daß dieß nicht mit rechten Dingen zugehe, und unstreitig eine spukende Kraftäußerung des todten Leichnams gewesen sey. Dieß sey ihr, wie sie versicherte, in ihrer vieljährigen Erfahrung als Leichenfrau schon öfter vorgekommen.

Wie gedacht so geschehen! Kaum war man in das Leichenzimmer zurück gekehrt, und hatte einen flüchtigen Ueberblick in demselben gethan: so bemerkte

merkte man, daß der eine Leuchter, der vorher dicht neben der Leiche stand, an die Erde geworfen lag. Aber — was unendlich schreckenvoller war — die Weiber glaubten auch wahrzunehmen, daß sich die rechte Hand der Leiche, an welche man mit Wachs einen Rosenkranz befestigt hatte, ein wenig bewege.

Sie hüteten sich wohl, diesen Hokuspokus des Bösen — der, nach ihrer Meinung, jetzt sein Unwesen mit der armen Leiche treibe — genauer zu untersuchen, sondern flohen, heulend und schreyend, pfeilschnell zu den übrigen Hausgenossen. Diese fanden, was die Weiber bemerkt zu haben versicherten, durchaus unglaublich, und wollten sich mit eigenen Augen vom Hergange der Sachen überzeugen. Zu ihrem Erstaunen bemerkten sie nicht nur die nämliche Bewegung der Hand, sondern sogar auch ein unverständliches Lallen der Leiche.

Niemand wagte es anfangs, sich dem wunderbaren Todten zu nähern. Man stand zitternd von ferne, kreuzigte und segnete sich. Einige flohen, Alle schrieen: „Die Leiche spukt! das ist ein offenbares Werk des Teufels!“ — Endlich glaubte man, in den abgebrochenen Worten des vermeinten Gestorbenen die Versicherung, daß er nicht

spuke, und ein flehentliches Bitten, um Wiederaufnahme unter die Lebenden, zu vernehmen.

Man wußte nicht, ob man seinen Augen und Ohren trauen sollte. Indessen faßten die Beherztern doch endlich den vernünftigen Entschluß, die redende Leiche für Das zu halten, was sie war — für einen wiedererwachenden Scheintodten, gegen den man nur zu lange die Pflichten der Menschlichkeit verabsäumet habe.

Der höchst ermattete Kranke erholte sich nach und nach von dem dreytägigen Todesschlafe, erlangte zuletzt Kräfte und vollkommene Gesundheit wieder, und lebte noch im Jahre 1791 als ausübender Arzt in Bayern. *)

Herr Doctor P.. befand sich, wie er nachher oft erzählte, während seines Scheintodes bloß darum in einem unaussprechlich qualvollen Zustande, weil er sich in demselben alles dessen bewußt blieb, was man mit ihm, als einer Leiche, vornahm. Er hörte und fühlte, aber es war ihm unmöglich, auch nur die geringste Bewegung hervor zu bringen. Sein Körper war starr, und einer Leiche ähnlich, aber sein Geist lebte. Er hörte die Klagen und Schmerzäußerungen seiner Freunde;

*) Siehe den Bayerschen Landboten, eine Volksschrift 1791.

fühlte, daß man ihn wie eine wirkliche Leiche behandelte, ihn entkleidete, wusch, und in ein Sterbekleid hüllete, ihm die Augen, und den durch das gelähmte Herabhangen des untern Kinnbackens aufstehenden Mund gewaltsam zudrückte. Er dachte sich seinen hülflosen Zustand, und bemerkte nicht nur, wie der Tischler das Maaß zum Sarge an ihm nahm, sondern auch alle folgende Anstalten zu seiner Beerdigung. Eine schreckliche Lage! —

Kurz vor der wirklichen Vollziehung seines Begräbnisses heftete er, einsam im Sarge liegend, sein Bewußtseyn mit der äußersten Anstrengung auf seinen Zustand. Indem seine Seele so mit ganzer Stärke gleichsam auf jeden Punkt der Maschine hinwirkte, kam ihm die Bewegungskraft wieder. Aber seine Hände waren mit Wachs und einem Rosenkranze so fest verknäuelt, daß er sie nicht gebrauchen konnte. Er sträubte und bäumte sich, so viel seine geringen, wiederkehrenden Kräfte es zuließen. Durch diese Bewegung warf er, mittelst des über ihn gedeckten Tuches, den neben ihm stehenden Leuchter um. Das dadurch bewirkte Poltern war, wie wir bereits wissen, die erste Veranlassung zu seiner Rettung.

Herr Doctor P.. versicherte, daß ihm, während seiner Erstarrung, drey Dinge besonders pein-

ich gewesen wären. In seiner vermeintlichen Sterbestunde nämlich sprach ihm der katholische Geistliche so eifrig zu, daß ihm jede Sylbe wie ein Dolch durch die Ohren drang.

Der zweyte physische Schmerz, den er am lebhaftesten empfand, entsprang aus der übel angebrachten, und vollkommen überflüssigen Dienstfertigkeit, womit man ihm den aufstehenden Mund gewaltsam zudrücken wollte. Besonders gab sich einer seiner Freunde alle Mühe, dieses zu bewerkstelligen, indem er die eine Hand über den Scheitel des vermeinten Todten fest anstämmte, und mit der andern das Kinn nach allen Kräften aufwärts drückte. Die Scheinleiche war darauf gefaßt, daß ihr dieser unvernünftige Liebesdienst die Fugen der Kinnbacken zersprengen würde, und litt unaussprechliche Schmerzen.

Das dritte endlich war das Besprengen mit eiskaltem Weihwasser, wovon jeder Tropfen, der ihm ins Gesicht kam, sein Innerstes erschütterte. Dennoch schrieb er diesem Wasser seine Rettung zu. Denn da man ihm, aus frommer Freygebigkeit, auf seinem Todtenbette sehr oft damit bespritzte: so kam auch, wie er deutlich fühlte, ziemlich viel davon durch seinen offenen Mund in den Schlund;

und dieß verursachte den Reiz, der ihm die Bewegung wieder gab.

Dieser äußerst interessante, und der größten Aufmerksamkeit würdige Fall — sagt der um die Sterbenden so verdiente Herr Doctor Hufeland*) — kann uns zu sehr lehrreichen Folgerungen führen.

Einmal wird hierdurch außer allen Zweifel gesetzt, daß man ganz todt zu seyn scheinen, und dennoch hören, fühlen, denken und das ganze Schreckliche seiner Lage empfinden kann. Es giebt einen Zustand, in welchem man das völlige Gefühl seines Lebens, und doch nicht die Kraft haben kann, auch nur die mindeste Aeußerung desselben von sich zu geben — einen Zustand, wo das Empfindungsvermögen fortdauert, und alle Bewegungskraft vernichtet ist.

Um sich einigermaßen einen Begriff von diesem Zustande zu machen, errinnere man sich nur an diejenige nicht ganz seltene Lähmung einzelner Glieder, wo man nicht die geringste Kraft hat, diesem Gliede nur die mindeste Bewegung zu geben — wo dem Willen also gleichsam aller Einfluß darauf benommen, aber dennoch das Gefühl in größter Vollkommenheit gegenwärtig ist. Was hier den einzel-

*) Hufeland über die Ungewißheit des Todes. Weimar 1791.

nen Theil betrifft, ist dort der Zustand des ganzen Körpers. Auch werden sich vielleicht Personen, die mit hysterischen Krämpfen behaftet sind, erinnern, in gewissen Ohnmachten etwas Aehnliches erfahren zu haben.

Möchten wir daher jede Leiche recht sorgsam in Schutz nehmen, und ihr noch die nämliche Achtung, Aufmerksamkeit und Fürsorge erzeigen, wie vor dem Augenblicke des Verscheidens; denn sie hört und fühlt vielleicht noch, und segnet im Stillen unsre Bemühungen! Nicht eher wollen wir aufhören, sie so zu behandeln, als bis Fäulniß uns unwidersprechlich beweist, daß hier jeder Funken von Leben und Empfindung verlöscht sey. — Welche Seligkeit wäre es für den armen P.. gewesen, wenn auch nur Einer der Umstehenden den Gedanken geäußert hätte: „Er ist vielleicht nicht todt!"

Besonders aber sieht man daraus, daß das Gehör wahrscheinlich derjenige Sinn ist, der am spätesten abstirbt, und durch den man also noch am längsten Empfindungen erhalten kann. Man hat schon mehrere Beyspiele, welche dieß beweisen.

Unter andern erzählt der Professor Brühier*) von der Frau eines Parlamentsadvokaten, welche

*) J. J. Brühier von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes. 2 Theile. 8. Kopenh. 1754.

von jedermann für todt gehalten, und bereits auf ein Leichenbrett gelegt worden war: „Ihr Mann, der sie sehr liebte, und sich daher durchaus nicht überreden wollte, daß sie wirklich todt sey, sey endlich auf den Einfall gekommen, einen Leyermann holen zu lassen — weil er sich erinnert habe, daß seine Frau dessen Instrument, und die Art, wie dergleichen Leute dazu singen, ungemein liebte. — Er ließ ihn spielen, und diejenigen Lieder, welche sie vorzüglich gerne gehört hatte, dazu singen. Kaum begann diese Musik, so fing die Todte wieder an, sich zu regen, und zu sprechen. Man brachte sie wieder in ihr Bette, aus welchem man sie eben erst genommen hatte. Sie erholte sich wieder, und lebte noch viele Jahre."

Eine andere für todt gehaltene Frau, erwachte über den Zank ihrer zwei Wächterinnen, von denen jede sich das Leichentuch anmaßte. Die ersten Worte der ins Leben Zurückkehrenden waren daher: Schafft mir diese nichtswürdigen Weiber weg! denn sie hatte ihren ganzen Zank mit angehört.

Die Gewohnheit der Römer, bey ihren Todten durch ein lautes Geschrey, so wie auch mit Trompeten und andern stark tönenden Instrumenten, zu wiederholtenmalen ein lärmendes Geräusch

zu machen — so wie auch die bey vielen andern Völkern übliche Sitte, dem eben Verschiedenen eine Zeitlang von allen Seiten in die Ohren zu schreyen, ist höchstwahrscheinlich ebenfalls durch die Erfahrung veranlaßt, daß Einer oder der Andere einst durch dergleichen Geschrey und Lärmen wieder erwachte, und ins Leben zurück kehrte. — — —

Ferner zeigt uns obige Geschichte, was für einen außerordentlichen Eindruck das Besprengen mit kaltem Wasser auf einen Todtscheinenden machen kann, und wie dadurch in diesem Falle das Lebensgefühl im Innern wirklich unterhalten, und endlich wieder der erste Reiz zur Lebenswirkung gegeben wurde. Es würde daher sehr nützlich seyn, wenn man dergleichen Personen, besonders in der Gegend des Herzens und Kopfwirbels, von Zeit zu Zeit mit frischem Wasser benetzte. Wahrscheinlich würde, durch diese wiederholte Erschütterung, dem verborgenen Leben immer eine feine Nahrung zugeführt, und der innere Sinn, und die Reizbarkeit der Fasern würden immer in einer gewissen Wirksamkeit und Spannung erhalten, und am gänzlichen Einschlummern gehindert werden. Den noch übrigen Vorrath von Lebenskraft zu erhalten, ist gewiß eben so nöthig, und in manchen Fällen noch nützlicher, als dieselbe eine Zeitlang mit gewaltsa-

men Erweckungsmitteln zu bestürmen, und dann wieder mehrere Stunden lang ganz ruhen zu lassen; eben so wird ein Funke unter der Asche durch ein fortgesetztes gelindes Anblasen weit eher zur Flamme angefacht werden, als durch einen plötzlichen, zu starken Luftstoß, der ihn eher auszulöschen, als zu erwecken vermag.

Zuletzt wollen wir die Warnung daraus ziehen, doch ja nicht zu früh Gewaltsamkeiten an den Verstorbenen auszuüben, weil man ihnen dadurch noch in den ersten Stunden die empfindlichsten Schmerzen verursachen kann. Dahin gehört besonders das gewaltsame Hinaufdrücken der Unterkinnlade, das dem guten P.. so schmerzhaft war, und noch überdieß den Nachtheil hat, daß dadurch das so wohlthätige Eindringen frischer Luft in die Lungen verhindert wird, und folglich ein großes Hülfsmittel zur Wiederbelebung verloren geht.

Sieben und dreyßigste Erzählung.

Beweis, daß der Leichnam eines als Verbrecher Hingerichteten keinen Scherz mit sich treiben lasse. *)

(I. 1. D. — 2. C.)

Kurz vor dem Ausbruche des ersten Schlesischen Krieges verlor ein Preußisches Kürassierregiment — jetzt Byern genannt — durch folgendes sonderbare Ereigniß einen seiner Beurlaubten. Eine Ordonnance von diesem Regimente ritt an einem Wintertage, da es bald finster werden wollte, in Berufsgeschäften von einem Orte zum andern. Es gesellte sich ein Beurlaubter zu ihr, der nach der nämlichen Stadt gehen und nicht gern allein seyn wollte, weil der Weg vor einem Gerichtsplatze vorbey führte, wo vor wenig Tagen ein Verbrecher ge-

*) Nach der mündlichen Erzählung des Herrn Justizamtmann Hartmann.

hangen war. Zwar mußte der Beurlaubte, dem reitenden Kriegsgefährten zur Seite, seinen Weg zu Fuße machen; allein es war ihm auch nur um Gesellschaft zu thun, und der Commandirte, dessen Geschäfte nicht eilig waren, that ihm gerne den Gefallen, sein Pferd nicht aus dem Schritte kommen zu lassen.

Es war bereits finster, als sie unter vertraulichen Gesprächen in die Gegend des Gerichtsplatzes ankamen. Der dort Hängende war schon lange ein Gegenstand ihres Gesprächs gewesen. Begünstigt vom Sternenschimmer, sahen sie jetzt den Leichnam des Verbrechers neben sich, gleichsam zwischen Himmel und Erde schweben. Es wollte ihnen kalt überlaufen; als Soldaten aber, das heißt, als Männer, die in ihrem Stande den Tod in mancherley schreckhaften Gestalten kennen zu lernen Gelegenheit haben, thaten sie allerdings wohl, sich bey Zeiten zu einer gewissen Fühllosigkeit gegen seine Außenseite zu gewöhnen.

Indessen war der Rappe des Küraſſiers, während daß man sich dem Hochgerichte immer mehr genähert hatte, wild geworden. Er scheuete sehr, und wollte durchaus keinen ruhigen Schritt mehr gehen. Es fehlte wenig, so hätte er seinen Herrn abgesetzt. Vielleicht machte der ungewohnte Anblick

der hangenden Masse ihn scheu; vielleicht auch nicht. Genug, den Reiter und seinen Gefährten überfiel ebenfalls ein unüberwindliches Grausen der Haut, ohne daß sie sich's einander merken lassen wollten. Man suchte vielmehr durch kindische Verspottung des Leblosen am Galgen, sich wenigstens jenen Anschein von Ruhe und Gleichgültigkeit zu geben, und jene wahre, auf Vorurtheillosigkeit gegründete Unbefangenheit einander einzuflößen, welche unstreitig Beyden fehlte.

„Bruder! — sagte der Beurlaubte mit schalem Witze, den die Furcht gebar — du bist doch ein rechter Narr gewesen, daß du dich hast hängen lassen. Komm mit, wir wollen mit einander ein Gläschen trinken!"

Kaum hatte er dieß ausgesprochen, so hörten Beyde ein dumpfes Kettengeklirre, als ob der Hingerichtete zu ihnen herabkäme. Aber — was noch weit unbegreiflicher und schrecklicher als dieß war — eine Baßstimme antwortete vom Galgen herab: „Warte, Bruder! ich will gleich mitgehn."

Die Reisegefährten schauderten heftig zusammen. Furcht und Entsetzen überfiel sie, und beflügelte ihre Schritte. Das Pferd, dem die Natur einen schärfern Blick verlieh, hatte wahrscheinlich schon vorhin beym Unruhigwerden wahrgenommen,

daß es am Galgen spuke. Jetzt schnob es fürchterlicher, als je, und enteilte dem Gespenste, beym ersten Vernehmen der Schreckenstöne, in unaufhaltbaren Sätzen. Die Sporuen, die ihm unwillkührlich in die Seiten fuhren, beflügelten es vollends.

Verlassen und einsam sah sich bald der arme Fußgänger, so sehr er auch anfangs mit dem flüchtigen Rosse wetteiferte. Zwar eilte der Verspottete vom Galgen mit Kettengerassel hinter ihm her, und wollte, als Gesellschafter, wie es schien, dem Verlassenen die Stelle des treulosen Gefährten ersetzen. Allein mit dieser Gesellschaft war ihm durchaus nicht gedient. Er bot alle seine Kräfte auf, um dem verfolgenden Gespenste zu enteilen.

Das Entsetzen, welches beym Anhören der unerwarteten Antwort sich seiner bemächtigte — der schreckliche Gedanke, für eine bloß leichtsinnige Spottrede einem rachsüchtigen Geiste in die Hände fallen zu müssen — die hörbar zunehmende Annäherung des Kettenträgers — das Hinschwinden seiner durch übermäßiges Laufen bald erschöpften Körperkräfte — und besonders die lebendige Vorstellung des nahen Augenblicks, in welchem das höllische Wesen die mörderischen Klauen nach seinem Genicke ausstrecken würde: — dieß alles war un-

ausſprechlich qualvoll für ihn, und förderte ſein Unglück.

Wirklich war das Geſpenſt dießmal mörderiſcher Natur. Denn kaum erreichte der Geängſtete das Stadtthor, ſo ſtürzte er ohnmächtig zu Boden, und ſtarb an den Folgen des heftigen Blutſturzes, welchen das unmenſchliche Laufen ihm zugezogen, und die Ausſchweifungen ſeiner feurigen Einbildungskraft veranlaßt hatten.

Die Anweſenden im Thore, vom Hergange der Sache ſchon durch die Ordonnance unterrichtet, waren in der Wachſtube noch mit den Hülfleiſtungen gegen den Verunglückten beſchäftigt: da erſchien mit klirrendem Raſſeln auch das Geſpenſt! — Es war — ein Keſſelflicker!

Von der Laſt des mit Keſſeln und klappernden Eiſenwerke ſchwer beladenen Schubkarrens ermüdet, ſammelte er — gleichgültig gegen den jedesmaligen Ruheplatz — oft, und dießmal zufällig unter dem Galgen, neue Kräfte. Das Pferd des Küraſſiers mochte ihn im Finſtern erblickt haben, und ſcheuete. Auf die muthwillige Anrede und Aufforderung zum Trinken gab er, im Namen des Stummen, eine muthwillige Antwort. Und um die Entſchloſſenheit des Fragenden ein wenig auf die Probe zu ſtellen, eilte er

mit seinem rasselnden Karren hinter ihm her, ohne die traurigen Folgen seines absichtlosen Scherzes, den der Muthwille des Sterbenden selbst veranlaßt hatte, auch nur dunkel zu ahnden. *)

*) Etwas Aehnliches erzählt Balth. Becker in seiner bezauberten Welt von einem Kesselflicker zu Basel. Vielleicht verdankt Eine dieser Geschichtchen ihr Daseyn der andern. Immerhin! wenn ihr nur eine nicht unwahrscheinliche Erfahrung — oder noch besser, eine Thatsache zum Grunde liegt. Auf den Schauplatz derselben kommt dabey wenig oder nichts an.

Acht und dreyßigste Erzählung.

Von der Erscheinung eines Ermordeten, der sein vergrabenes Eigenthum seinem Rächer zuwenden, und die Mörderinn bestraft wissen wollte. *)

(I. 4. B.)

Einst reisete ein reicher Mann ganz einsam durch den Spessart. Er war noch tief in diesem mächtigen, vormals so gefährlichen Gebirgswalde, da trübte sich plötzlich der Himmel, und bald umgab ihn mitternächtliche Finsterniß. Der Wind hatte sich erhoben, und heulte spukend in dem knisternden und knackenden Gehölze. Blitze zerspalteten mit Zickzack die Wolken, Schlag auf Schlag brüllte der Donner, und der Himmel goß sich in Strömen herunter.

*) Verglichen mit den Frankfurter Beyträgen. Band 3. Heft 1. S. 113. ꝛc.

unter. Vergebens suchte der arme Wanderer sich zu schirmen, er starrte vor Kälte und Nässe. Von seines Pferdes Halse hing der nasse Zaum nachlässig hinab, es ging langsam und vorsichtig auf dem ungewissen Wege. Oft ergriff er den Zügel, und hielt es an, um etwa das Bellen von Hunden, oder das Horn eines Nachtwächters zu hören, das ihm ein nahes Dorf verrathen könnte. Endlich erblickte er von weitem ein Licht, das ihm zwischen den Bäumen entgegen schimmerte. — Er eilte darauf zu, und als er näher kam, sah er mit Freuden, daß er sich nicht betrogen hatte. Ein muthiger Hofhund kam ihm entgegen, und bellte vor ihm her, bis an das Thor eines einsamen ehemaligen Raubschlosses im Gehölze. So viel ihm das nächtliche Dunkel verstattete, erkannte er grausenerregende Trümmer der mord- und raubsüchtigen Ritterzeit: alte verfallene Gebäude und Gräber und Wartethürme. — Einst mochten hier fehdelustige Kämpfer mit wilden Knappen hausen; aber jetzt war dieß wüste Schloß ein öffentliches Wirthshaus für verirrte Reisende.

Unser Wanderer saß ab, und rief laut. Sogleich stand der geschäftige Wirth an der Thür, bückte sich öfters und entschuldigte sich: das ganze Haus wäre besetzt und kein Bette mehr leer. Umsonst war das Bitten des Reisenden; sogar auf dem

Boden und im Stalle war kein Platz mehr übrig, denn des Grafen Bedienten, hieß es, hätten Alles eingenommen.

Die Hausmagd hatte Mitleiden mit dem armen Reisenden. „Wenn Sie Herz haben — sagte sie — so können Sie bey uns über Nacht bleiben; aber ich sag' es Ihnen vorher, Sie müssen sich nicht fürchten, wenn Ihre Vorhänge aufgezogen werden, wenn Ketten um Sie her rasseln, und ein Geist um Ihr Bette herum streicht. Haben Sie Muth, ihn zu fragen, warum er sein Grab verläßt: so will ich Ihnen das verrufene Schlafgemach anweisen."

Unser Reisender willigte ein, ohne sich zu besinnen; denn er hatte viel Muth, und verachtete Gespenster und Weibergeschwätz. — Die Magd führte ihn durch einen langen Bogengang, der mit Epheu bewachsen, und hin und wieder verfallen war. Sie sahe oft furchtsam umher und änderte die Farbe; denn die Einbildung machte ihr die Flamme des Lichts blau. Jetzt stiegen sie die Wendeltreppe hinauf, und erreichten das einsame Zimmer. Die Führerinn säumte nicht, sondern enteilte den grausenvollen, entlegenen Gemächern.

Das Wachslicht brannte, der Reisende legte sich zu Bette, und erwartete den Geist bis um Mit-

ternacht. Auf einmal hörte er den hohlen Wind sausen, daß das schlotternde Schloß klirrte, und die krachende Thür erbebte. Näher und näher kam das schrrckliche Getöne von rasselnden Ketten, die auf dem Boden nachgeschleppt wurden. Endlich trat ein Geist mit fürchterlichem Schritte in's Zimmer, näherte sich dem Bette, und riß die Vorhänge weit von einander. Da stand das scheußliche Phantom in menschlicher Gestalt, entblößte seinen hagern Busen, der mit Blut befleckt war, zeigte schweigend auf die verwundete Brust, und rang dreymal die Hände. Unter dem erschrockenen Reisenden zitterte das Bettgestell, ihn selbst schüttelte die Angst, Todesschweiß tröpfelte von seiner Stirne, sein borstiges Haar sträubte sich wild in die Höhe, und er betete, was der Schrecken ihm eingab.

Endlich ermannte er sich und rief: Sage, wer bist du, und was willst du? — Der bleiche Geist antwortete mit hohler Stimme: „Schon drey Jahre sind verflossen, daß ich die Sonne nicht mehr sehe, daß ich so, wie du, von der Nacht überfallen wurde, und von der Reise ermüdet, hier in diesem Zimmer schlief. Siehe, noch klebt an diesem Boden mein Blut. Ich lag auf diesem Bette im festen Schlafe. Die grausame Wirthinn, gereizt durch die Kostbarkeiten, die ich bey mir hatte, schlich

sich herein, stach mir das mörderische Messer in die Brust, und auf den Boden rann mein strohmendes Blut. Sie raubte mein Vermögen, und vergrub es tief in die Erde, unweit von hier im freyen Felde. Sey guten Muths, stehe auf, meine Tritte sollen dich dahin leiten, dort grabe, nimm Alles, aber rufe laut um Gerechtigkeit, daß die gottlose Mörderinn bestraft werde, und mein Geist zur Ruhe komme. Auch fördere meine Gebeine, unter diesen Dielen, in eine geweihte Erde."

Hier schwieg der Geist. Der Fremde folgte im Hemde, wie er war, und unerschrocken dem Phantome nach. Sie gingen die morsche Treppe hinab, dann gemach durch den bedeckten Gang; nun durch Gesträuche, und endlich über eine weite Haide. Auf einmal blieb der Geist in der Mitte derselben stehen, und verschwand in einer Flamme. Bestürzt stand der Fremde da, und fand nichts um sich her, womit er die Stelle hätte bezeichnen können, wo er bey Tage graben sollte. Was sollte er thun? die Nacht war entsetzlich dunkel, die Angst wirkte auf ihn, und die Natur selbst gab ihm das Zeichen. Er erwachte plötzlich vom lebhaftesten aller Träume, und wie er den Kopf aufhob, fand er das Zeichen — im Bette!

So mag — wachend und schlafend — mancher fürchterlich schöne Traum geträumt seyn, der hinterher, aus Liebe zum Wunderbaren und Unbegreiflichen, mit Zusätzen der Wirklichkeit bereichert, und als Thatsache und reine Wahrheit erzählt, und wieder erzählt wird! —

Neun und dreyßigste Erzählung.

Von den Lilliputianern, und deren unterirdischen Zaubermusik. *)

(I. 1. C. D. — III. 1.)

Gewöhnlich und am liebsten pflegen sich spukende Geister zu ihren Tummelplätzen ehemalige Klöster, verfallene Häuser, wüste Schlösser, kurz alte und

*) Die Lilliputianer oder Bergmännchen sollen eine Art von Gespenstern seyn, welche unter der Erde wohnen, und den Menschen ähnlich, aber außerordentlich klein, das heißt, nicht über einen Fuß hoch sind. J. L. Heller erzählt uns im 10ten Stücke seiner Sammlung von Merkwürdigkeiten der Landgrafschaft Thüringen, (4. Jena 1731) von einer kreissenden Lilliputianerinn, welche einst in ihrer Noth die geschworne Hebamme aus Rinteln hat zu sich holen lassen.

finstere Gebäude zu wählen: allein zu Havelberg in der Prignitz, machten sie vor kurzem eine merkwürdige Ausnahme von dieser Regel *) Sie trieben daselbst ihr Wesen in dem vor dem Steinthore neu erbaueten und eben erst fertig gewordenen königlichen Hafermagazine. Als Kinder der Finsterniß tobten sie indessen nicht am hellen Tage, auch nicht in dem obern lichtvollen Theile dieses Gebäudes, sondern bloß in dem Souterrain, und zwar an dem stockfinstern Abend des 7ten Novembers im Jahre 1792.

Zufälligerweise gingen einige Havelberger um acht Uhr vor dem Magazine vorbey, und vernahmen in diesem Gebäude auf eine für sie sehr überraschende Art eine höchst sonderbare Musik. Die Töne kamen wie aus dem Schooße der Erde hervor, klangen ziemlich harmonisch, und wurden am deutlichsten vor den Kellerlöchern vernommen. Ganz wider die sonstige Natur der Poltergeister, war die Gespenstermusik ungemein sanft und angenehm, so, daß die Beherztesten unter den Anwesenden stille standen, mit Wohlgefallen nach ihr horchten, und sie, passend genug, die Zauberflöte

*) Nachfolgende Thatsachen verdanke ich der mündlichen Erzählung des ersten Predigers und Inspectors der Kirchen und Schulen zu Havelberg, Herrn Kegel.

der Lilliputianer nannten. Jezuweilen ließ sich indessen ein rauher und heftiger Ton dazwischen hören; und es war, als ob er diejenigen, welche, von den zauberischen Flötentönen verführt, vergaßen, daß sie sich in der Nähe spukender Geister befänden, erschreckend daran erinnern sollte.

Man eilte von dieser sonst nie gehörten Gespenstermusik schaudernd in die Stadt, und erzählte davon einem jeden, der ein Ohr für die neue Mähr hatte. Herr Holdefreund, ein Havelbergischer Kaufmann, der jene spukende Keller des Magazins zur Niederlage einiger Handelsartikel gemiethet hat, war nicht der letzte, dem man hinterbrachte, daß sich Gespenster unter seine dortige Kaufmannswaaren gemischt hätten. Dieser Herr, durch Stand und Erziehung über die eitle Furcht und den Schrecken des Wahnglaubens erhaben, fürchtete nicht sowohl den etwanigen Unfug böser Geister, als vielmehr den Schaden, welchen ihm böse Menschen in seiner Niederlage verursachen könnten. Er fand es daher allerdings der Mühe werth, sich mit einigen handvesten Leuten sogleich nach dem wunderbaren Concerte der Lilliputianer hinzubegeben.

In der That sonderbar! auch sie insgesamt hörten beym Horchen vor den Kellerlöchern sanft säuselnde Flötentöne, ohne ihren Ursprung sogleich

errathen zu können. Unmöglich konnte ein Betrüger sie hervorbringen; denn im ganzen Magazine wohnt keine menschliche Seele, und man fand die Thüren auf das sorgfältigste verschlossen. Auch durch die Kellerlöcher konnte kein Dieb, und kein gaukelnder Spaßmacher, in die Souterrains eingedrungen seyn; denn sie sämtlich sind mit eisernen Stangen vermauert, außerhalb mit kleinwürflichten Netzen von Eisendrath vor den Katzen und Ratzen, und inwendig mit hölzernen Vorhängeklappen versehen. Man fand aber nichts davon gewaltsam zerbrochen, sondern alles war in einem vollkommen unbeschädigten Zustande.

Herr Holdefreund bemerkte diesen Umstand mit großem Wohlgefallen, denn er überzeugte ihn, daß hier wenigstens kein Dieb auf seine Kosten die Rolle eines Gespenstes spiele. Zugleich gab er ihm und seinen Gefährten die größeste Hoffnung, daß es ihnen mit dem Einfangen der musicirenden Geister gelingen werde. Sie begaben sich zu dem Ende mit der Vorsicht, die beym Nachspüren der Quellen eines spukhaften Ereignisses nie genug zu empfehlen ist, in die unterirdischen Geisterwohnungen. Man fand aber weder ein Thier, noch einen Lilliputianer, noch irgend ein anderes menschenähnliches Gespenst, das die räthselhaften Flötentöne mög-

licherweise hervor gebracht haben könnte. Allein ihnen war, als ob ein unsichtbares geistiges Wesen sie kühlend umschwebte, und spukhaft anhauchte. In dem nämlichen Augenblick nahm auch die Zaubermusik rund um sie her wieder ihren Anfang.

Man horchte staunend, und ihren aufmerksamen Ohren entging keiner der angenehm säuselnden Flötentöne. Aber plötzlich unterbrach ein heftiger Knall das Wohlbehagen der lüsternen Horchenden. Unangenehm gellten davon die Ohren der schreckhaft Zusammenfahrenden, und aller Blicke waren wie hingezogen, nach der Gegend des Kellerloches, aus welchem der Knall kam.

Man hatte vergessen, zwey von den gegenüber gelegenen Vorhängeladen inwendig zu verriegeln, und ein heftiger Westwind, der diesen Abend tobte, spielte damit, und schmiß sie auf und zu, so oft ein spukender Windstoß seinen ungewöhnlichen Weg durch den Keller nahm. Herr Holdefreund, der unter andern auch mit Glaswaaren handelt, hatte hier eine Niederlage von Flaschen aller Art. Zufällig lagen diese mit den offenen Hälsen sämtlich in einer solchen Richtung, daß die Luft mit jedem Windstoße in sie hinein- oder vor ihnen hinfahren konnte, und dadurch, nach Maaßgabe der größern

und kleinern Flaschen und Flaschenöffnungen, grobe und feine Töne aller Art hervorbrachte.

Um sich ganz zu überzeugen, daß der Wind das einzige hier gegenwärtige Gespenst war, verschloß man die dem Spiele der Zugluft ausgesetzten Laden, und — augenblicklich verstummte das Concert der luftigen Geister. Man ließ sie hierauf wieder frey hangen, so daß der Wind sie, nach wie vor, auf- und zuschmeißen konnte, und — die jetzt nicht mehr räthselhafte Zaubermusik begann von neuem.

Vierzigste Erzählung.

Das durch nächtliche Erscheinungen übelberüchtigte Wirthshaus.*)

(I. 1. A. B. und 2. A. — III. 1.)

Robert, Gastwirth eines blühenden Städtchens am Oberrhein, war durch den Zuspruch, womit Reisende seit vielen Jahren sein Haus beehrten, wohlhabend geworden. Aber plötzlich blieb er ohne Gäste, und ohne Nahrung; Alle, die sonst bey ihm abgetreten waren, vermieden entweder das Städtchen ganz, oder nahmen mit der weniger guten Aufnahme im zweyten Wirthshause fürlieb. Die Ursache davon konnte ihm nicht lange verborgen bleiben. Sein Haus war der Wohnsitz eines Gespenstes geworden, welches die Reisenden erschreckte. Und welcher Reisende, vom zurückgelegten Wege

*) Mit unwesentlichen Abänderungen aus der Deutschen Monatschrift, Jahrgang 1792 entlehnt.

ermüdet, tummelt sich gerne mit Gespenstern herum? —

Vetter Siegfried, ein junger rüstiger Freyer, der ein Auge auf das schöne Röschen — die einzige Tochter des Wirths — hatte, war in den letztverflossenen Jahren, bald als besuchender Freund, bald als reisender Geschäftsmann, oft in dieß Haus gekommen. Ihm pflegte für die Nacht immer die nämliche Stube im obern Stocke des Hauses angewiesen zu werden; und hier war es Ihm vorbehalten, zuerst die für ein Wirthshaus so unglückliche Entdeckung zu machen, daß ein irregehender Nachtgeist den Hausfrieden störe.

Einst räumte er, des Gespenstes wegen, dieß Zimmer um Mitternacht, da bereits ein jeder im ersten Schlafe lag. Fast außer sich stürzte er damals im bloßen Hemde, halb fallend die Treppe hinab, und erweckte athemlos den Wirth. Es hielt schwer, ehe dieser aus ihm heraus bringen konnte, von welcher Art das Unglück sey, das ihn in dieser nächtlichen Stunde heimgesucht habe. Endlich, da seine durch die Erscheinung des Nachtgeistes empörten Lebensgeister wieder einigermaßen beruhigt waren, erfuhr Robert folgendes von ihm:

„Eine ganz weiße Todtengestalt eröffnete mein verschlossenes Zimmer; ich erwachte davon.

Der Geist hatte in der einen Hand ein Bund Schlüssel, in der andern eine Nachtlampe, die nur einen schwachen Schimmer um sich her verbreitete. Er schwebte vor meinem Bette vorbey, und die Stube einigemal auf und ab; dann setzte er die Lampe auf den Nachttisch und — schlüpfte in mein Bette hinein. Ich wollte schreyen, aber ich konnte nicht. Entsetzen und Todesangst zerrüttete alle meine Sinne. Gott weiß, wie ich aus dem Bette gekommen seyn mag, ohne eine Beute dieses Todesengels geworden zu seyn."

Der zitternde Robert weckte seine Hausknechte, und, nach reiflicher Ueberlegung des Für und Wider, wagte ers, sich im Geleite derselben, und wohl bewaffnet, dem verrufenen Zimmer zu nähern. Er fand es verschlossen; Siegfried hatte — so viel er sich erinnern konnte, die Thür hinter sich zugeworfen, in der Hoffnung, auf seiner Flucht so von dem Geiste weniger rasch verfolgt werden zu können. Da er den Abend beym Zubettegehen den Stubenschlüssel ausgezogen, und auf den Nachttisch neben dem Bette hingelegt hatte, so mußte das Zimmer mit dem Hauptschlüssel geöffnet werden. Es geschahe; mit forschendem Blicke spähete man nach der Leichengestalt. Aber — vergebens! sie war verschwunden. — Indessen wagte

Siegfried doch nicht, für den Rest der Nacht von dem verlassenen Bette wieder Besitz zu nehmen.

Robert wußte nicht recht, was er zur Erzählung seines Vetters denken sollte. Da er ihm aber noch niemals als einen Spaßmacher, auch nicht als einen größern Poltron, wie er selbst war, kennen gelernt hatte, so setzte er billig keinen Zweifel in die Richtigkeit seiner Aussage. Indessen wurmte es ihm, besorgen zu müssen, daß das Gespenst wieder kommen, und sein Haus in einem ihm nachtheiligen Ruf, mithin ihn selbst um die bisherige gute Nahrung bringen könne. Er glaubte daher in einen sauren Apfel beißen, und, trotz seiner großen Furcht vor Gespenstern, wegen der Möglichkeit des Betruges, dem gegenwärtigen auf die Zähne fühlen zu müssen. Zu dem Ende schlich er sich, vor dem Anbruch der nächstfolgenden Mitternacht, in Gesellschaft Peters, seines treusten Hausknechts, mit Wehr und Waffen in das Spukzimmer. Peter wurde an der Thür, also ziemlich gefährlich, postirt, der Wirth selbst nahm Besitz von einem Großvaterstuhle in dem entlegensten Winkel der Stube. Ein brennendes Licht in der großen Hauslaterne stand auf dem Tische. *)

Lange warteten sie so des gefürchteten Nachtgeistes vergebens. Das Wachen war für beyde eine

*) Siehe das Titelkupfer.

schwere Aufgabe, und nur die vermeinte Gefahr ihres Wagestücks rüstete sie mit ungewöhnlicher Kraft dazu aus. Aber endlich fing dennoch der Schlaf an, seine stille Gewalt über Robert auszuüben. Er neigte sein Haupt, und beantwortete Peters Anreden nur noch dann und wann, in abgebrochenen und unzusammenhängenden Worten. Indessen glaubte Peter, Etwas die Treppe herauf kommen zu hören, und dumpfe Sockentritte zu unterscheiden. Beydes wirkte mächtig auf seine schlaftrunkenen Sinne. Er signalisirte daher seinen Herrn eiligst den bevorstehenden Angriff. Aber Roberten hatte der Schlaf völlig überwältigt. Unter diesen veränderten Umständen hielt er sich berechtigt, seinen Posten verlassen, und den Entschlafenen durch ein ziemlich unsanftes Rütteln zum Kampfe ermuntern zu dürfen. Zitternd entblößten beyde ihre Hirschfänger, und faßten Posto hinter dem Armstuhle. Das Gespenst war bereits vor der Stubenthür, und rasselte mit einem Schlüsselbunde, als trüge es Ketten. Ein Leichnam schwebte daher. Er war von oben bis unten in ein weißes Sterbehemde gehüllet, machte zweymal die Runde im Zimmer, und schlüpfte dann seufzend in das Bette.

Wer war froher, als Robert, als er jetzt offene Bahn vor sich sah! Er ergriff im Laufe die

Laterne, und machte in höchster Eil den Rückzug in das untere Stockwerk hinab. Wie es indessen auf Rückzügen „in bester Ordnung" zu geschehen pflegt, so auch hier. Er überließ nicht nur Wehr und Waffen dem Feinde, sondern schleuderte auch in seiner Hastigkeit die Laterne dermaßen gegen einen Pfeiler der Treppe, daß sie mit großem Geräusche in Stücken zersplitterte.

Peter, der schon beym ersten Anblick der spukenden Leiche seine Augen fest zugedrückt, und seine Seele in der Todesangst allen Heiligen empfohlen hatte, Peter war hinter dem Armstuhle zu Boden gesunken. Er sah nichts, hörte wenig von dem, was um ihn her vorging, und mochte sein Stündlein in Geduld erwarten. Die zerschmetterte Hauslaterne, die ihm das verlorne Bewußtseyn hätte wieder geben sollen, vermehrte nur seine sinnlose Erstarrung.

Robert war indessen, rascher wie in der Brautnacht, seinem Ehebette zugeflohen. Er verkroch sich unentkleidet bis über die Ohren unter die Bettdecke, so sehr war er mit seiner Herzhaftigkeit zerfallen. —

Des andern Morgens ganz früh rief er sein Gesinde, seine Frau und Tochter zusammen, und forschte mit allem Fleiße nach dem Wohlseyn des

armen

armen Peters. Aber Niemand hatte seit gestern ihn gesehen, noch etwas von ihm vernommen.

Das erfreuliche Tageslicht, welches den Zaghaften beherzt macht, und die Furcht zerstreut, kam endlich der Entschlossenheit Roberts zu Hülfe. Im Geleite der Seinigen suchte er sein verlornes Schaf da wieder, wo er, fliehend, dasselbe verlassen hatte. Eben da fand er es auch. Der schnarchende Peter lag hinter dem Lehnstuhle lang hingestreckt, und war — vielleicht abgemattet von der nächtlichen Angst — seinem endlichen Erretter, dem Schlaf, in die wohlthätigen Arme gesunken. Drob freute sich sein gutmüthiger Herr herzlich; denn schon hatte er gefürchtet, daß der Bursche wohl gar die Welt gesegnet haben möchte.

Das Abentheuer der Nacht blieb nicht lange ein Geheimniß vor den Bewohnern des Städtchens. Die Vernünftigen unter ihnen machten sich über Roberts albernes Benehmen lustig, und nannten ihn eine feige und abergläubige Memme. Dieß kam bald zu seinen Ohren, und verdroß ihn dermaßen, daß er sogleich zum Bürgermeister des Orts ging, um den Hergang der Sache protocolliren zu lassen. Zugleich verlangte er, daß man die Wirklichkeit des Gespenstes von Obrigkeits wegen an Ort und Stelle erprüfen, und die Wahr-

heit seiner übernatürlichen Erfahrungen erhärten lassen möchte; denn darin allein könne er Ersatz der vor dem ungläubigen Publikum verlornen Ehre finden.

Man wollte ihm in diesem Gesuche nicht entgegen seyn. Der Stadtkorporal mit vier beherzten Kerlen durchwachten die nächste Nacht auf Roberts Spukzimmer. War dem Geiste seine Widerpart für dießmal zu zahlreich, oder hatte er wirklich das Haus geräumt — genug, er fand nicht für gut, sich den Kampflustigen zu zeigen. Auf die nämliche Art wurden noch zwey folgende Nächte durchwacht; der eigensinnige Geist blieb wieder aus.

Robert hatte sich nun unnütze Kosten gemacht, und war er vorher schon das Gespräch der Stadt, so wurde er es nun noch weit mehr.

Bald darauf reisete Vetter Siegfried in Gesellschaft eines Freundes wieder durch das Städtchen. Man erzählte ihm, daß die Leichengestalt, deren schreckenvolles Daseyn er zuerst empfinden mußte, nachher auch Roberten und Petern einen tödtlichen Schreck eingejagt hatte; dieß brachte ihn zu dem Entschlusse, nie wieder bey seinem Vetter zu übernachten. Des schönen Röschens freundliche Bitten vermochten indeß viel über ihn. Er konnte der Einladung desselben nicht

widerstehen, und wagte es nach wie vor, mit ihr unter einem Dache zu hausen; jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung: man müsse die Spukstube aus dem Spiele lassen.

Ganz anderer Meinung war sein Freund und Reisegefährte. Lüstern nach dem Anblick eines Gespenstes, wollte er in keinem andern, als dem berüchtigten Zimmer sein Bette bereitet haben und übernachten.

Der Wirth war hocherfreut, daß sich ein Mann fand, der vielleicht der Wiederhersteller seiner Ehre — wie er es nannte — werden würde.

Siegfrieds Freund that, was er begann, kaltblütig, und wohl überlegt. Er hing an die Wand seiner Bettstäte zwey scharf geladene Pistolen, zündete außer der Nachtlampe, noch ein Licht an, legte sich dann unbesorgt aufs Bette, schlief ruhig ein, und erwachte am nächsten Morgen, ohne das Mindeste von einem Geiste gewittert zu haben. Er unterließ nicht, seinen Gefährten auf das Kleinliche der Gespensterfurcht aufmerksam zu machen, und bat ihn als Freund, ihm in der folgenden Nacht Gesellschaft zu leisten, um in den Augen seines Röschens wieder männlich und entschlossen zu erscheinen.

Siegfried fühlte das Gutgemeinte in dieser Aufforderung, faßte ein Herz, und begab sich beym Anbruch der Nacht mit seinem Freunde auf das Spukzimmer. Alles im Hause war zu Bette, und kein Laut unterbrach mehr die mitternächtliche Stille. — Horch! da kams mit dumpfen Tritten die Treppe herauf, und langsam näher, und immer näher dem Schlafgemach.

Blassen Angesichts erschien die nämliche blendend weiße Geistgestalt. Siegfried dachte in der Angst an keine Pistolen, die über dem Bette hingen, sondern überließ die Prüfung des Geistes recht gerne seinem Freunde allein, und suchte sein Heil wieder in der Flucht.

Entschlossener, obgleich nicht weniger erstaunt, beobachtete sein Freund die Schreckensgestalt. Sie näherte sich ihm; unmöglich konnte er sich des Schauderns enthalten, da er sie zu sich ins Bette schlüpfen sah — wenig fehlte, so hätte er nicht das Bette allein, sondern, wie Siegfried, auch den Kampfplatz geräumt. Aber nein! er nahm sich männlich zusammen, ergriff mit der einen Hand das Pistol, mit der andern das brennende Licht, zog sich ein wenig zurück, und erwartete so das Fernere.

Der Geist schien auf den gerüsteten Kämpfer gar nicht zu achten, desto aufmerksamer achtete dieser auf die Erscheinung. Sie schien weiblichen Geschlechts zu seyn, wie die nicht ängstlich verhüllte Gegend der Brust ahnden ließ. Er trat näher dem Bette, worauf sie ruhig hingestreckt liegen blieb, und erforschte jeden ihrer Gesichtszüge. Vorurtheil und der erste Schrecken fingen allgemach an, seine Augen nicht ferner zu blenden. Himmel! wie angenehm, wie unbeschreiblich angenehm wurde er jetzt überrascht, da er in der Schlummergestalt mit verschlossenen Augen — Röschen — das schöne mondsüchtige Röschen erkannte. Um die Nachtwandlerinn nicht zu erwecken, wagte er es nicht, zu seiner Schadloshaltung einen Kuß auf ihren Mund zu drücken; vielmehr schlich er leise davon, um eiligst ihre Eltern und seinen Freund herbey zu holen. Aber weder jene noch dieser folgten sogleich, und ohne weitere Umstände, seiner Aufforderung.

Die scherzhafte, zuversichtliche Art, womit der Fremde von seiner Entdeckung sprach, und ein Wort im Vertrauen, der Wirthinn ins Ohr geflüstert, bewog indessen zuerst diese, ihm auf dem Weg nach dem Spukzimmer zurück, zu folgen, und die Untersuchung der Natur des Nachtgeistes

zu beginnen. Um sich nicht von einem Frauenzimmer beschämt zu sehen, mußten sich nun freylich auch Robert und Vetter Siegfried das Wagestück gefallen lassen. Beyde schlichen dem Vortrabe nach, und steckten fein vorsichtig erst den Kopf zur Thür hinein, als die Mutter schon längst ihr theures Kind beliebäugelte. Diese nämlich kannte Röschens Unschuld und Tugend zu gut, als daß sie nicht hätte fest überzeugt seyn sollen, dasselbe nur mondsüchtig hier in diesem Bette finden zu können. Ohnehin wußte sie auch schon aus ältern Erfahrungen, daß Röschen Anlagen zu dieser sonderbaren Krankheit habe.

Der alte Robert aber wollte lange, weder den Versicherungen seiner Ehehälfte, noch seinen eigenen Augen trauen; bis endlich die schlaftrunkene Nachtwandlerinn ihm den Glauben gleichsam in die Hand gab. Sie verließ das Bette, ergriff mit verschlossenen Augen die erloschene Nachtlampe, und ging durch die erstaunte Versammlung, die ihr Platz machte, hindurch, zur Thür hinaus. Man folgte ihr schweigend, weil man einestheils nicht die Besonnenheit gehabt hatte, sie gleich anfangs zu erwecken, und anderntheils ihr eine Beschämung ersparen wollte.

Sie fand, ohne im geringsten zu straucheln, den Weg von der Treppe hinab, in ihr Schlafgemach zurück. Alle legten sich nun beruhigt wieder zu Bette, um vollends auszuschlafen; und Siegfried insbesondere nahm mit unbeschreiblichem Vergnügen auf dem Spukzimmer die noch warme Lagerstelle der geliebten Wirthstochter ein. Seine Schlüsse, von Dem, was diese im lebhaftesten aller Träume gethan hatte, auf Das, was ihr Herz für ihn empfinden möchte, fielen sehr schmeichelhaft für ihn aus. Nichts hielt ihn daher am nächsten Morgen ab, dem guten Röschen, um ihr jede Beschämung zu ersparen, sogleich förmlichst seine Hand anzubieten, und den Eltern seine damit verbundenen Absichten zu entdecken. Diese hatten wenig dagegen einzuwenden, und Röschens Herz noch viel weniger.

So endeten spukhafte, bange Nächte mit einer frohen Hochzeitnacht, die man in eben dem Zimmer feyerte, wo das unschuldige Röschen dem geliebten Siegfried zu zweyenmalen Todesangst eingejagt hatte.

Ein und vierzigste Erzählung.

Von dem wilden Jäger, oder dem wüthenden Heere.

Dreyzehn Erfahrungen.

(I. 3. A. B. — III. 1. und 2. B.)

Ungeachtet die Physik und die Naturgeschichte in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts außerordentliche Fortschritte gethan, und manches von der Dunkelheit der moralischen und physischen Nacht begünstigte Gespenstermährchen beleuchtet haben: so umgiebt doch einige Gegenstände des Volksglaubens, die völlige Aufklärung verdienten, noch immer ein gewisses Halbdunkel, ein zweydeutiges Licht. Dahin rechne ich unter andern die uralte fast über alle Länder Europa's verbreitete Sage von dem wilden Jäger, oder, welches einerley ist, von dem wüthenden Heere.*)

*) Nach dem Buche des M. Prätorius: Anthropodemus Plutonicus, d. h. neue Weltbeschreibung von allerley

Noch immer hört man hier und da, bey feyerlicher Stille der Nacht, jezuweilen das schaudererregende Jagdgeschrey dieses Jägers, das vielstimmige Bellen seiner beflügelten Hunde, und den ausgezeichneten Schall seines Hifthorns. Man sieht in der Ferne Menschen und Thiere mit feurigen Augen; man vernimmt um und neben sich in den Lüften ein wildes Rauschen; der Jagdzug nähert sich gleich einem brausenden Sturmwinde:

„Und wer ihn hört, und wer ihn sieht,
„bekreuzt sich, zittert, und entflieht,"

und so weiß eigentlich Niemand, was er gesehen und gehört hat.

wunderbaren Menschen (Magdeburg 1665) besteht dieser Jagdzug aus lauter Verstorbenen, welche zur siebenten Klasse der Gespenster gehören. Sein System faselt nämlich von nicht weniger als zwey und zwanzig Arten Nachtgeister. 1) Alpmännerchen, Schrötel und Nachtmähren. 2) Bergmännlein, Wichtein, Unterirdische. 3) Chymische Menschen, Wettermännlein. 4) Drachenkinder, Elben. 5) Erbildete Menschen, Säulleute. 6) Feuermänner, Irrwische, Tückebolde. 7) Gestorbene Leute, wilder Jäger, wüthendes Heer. 8) Hausmänner, Kobolde, Gütgen. 9) Indianische Abentheurer. 10) Kielkröpfe, Wechselbälge. 11) Luft- oder Windmenschen. 12) Mondleute, Seleniten. 13) Nixe, Sirenen. 14) Oceanische oder Seemänner. 15) Pflanzenleute, Alraunen. 16) Qualmenschen oder Verdammte. 17) Riesen, Hünen. 18) Steinmänner. 19) Thierleute, bestialische Wärwölfe. 20) Verwünschte Leute. 21) Waldmänner oder Satyrs. 22) Zwerge, Dünicken, Lilliputianer. — Man findet sie alle im angeführten Werke in Kupfer gestochen.

Unter solchen Umständen ist es wohl der Mühe werth, mehrere Erfahrungen über diese Gattung sogenannter Geisterwirkungen und spukhafter Erscheinungen aus ältern und neuern Zeiten hier zusammen zu stellen, und dann kritisch zu beleuchten.

Nr. 1.

Schon Pausanias erzählt in der Beschreibung von Attila, man habe auf dem Marathonischen Felde, ungefähr vier hundert Jahre nach der daselbst gelieferten Schlacht, des Nachts ein Wiehern der Pferde und einen Lärmen gehört, welcher einem Schlachtgetümmel nicht unähnlich gewesen sey.*) Eine Menge ähnlicher Sagen hat man auch in unsern Gegenden von den Schlachtfeldern der neuern Zeit.

Nr. 2.

Nach dem Plinius hörten die alten Römer, einst als sie die Dänen bekriegen wollten, ein furchtbares Geräusch in der Luft, als ob Waffen gegen einander geschlagen und Trompeten geblasen würden.**)

*) Ludwig Lavater de spectris et Lemuribus, C. XII. — Schottus in Phys. curios. p. 201.

**) Plin. Hist. nat. Lib. II. Cap. 57.

Nr. 3.

In Dännemark herrscht, wie Beckmann*) erzählt, eine Volkssage, nach welcher der Körper des ehemaligen Königs Abel — der seinen Bruder Erich ermordete, und in einer Schlacht mit den Friesen blieb — von den Raben verzehrt worden sey. Die Ueberbleibsel wären in Schleßwig begraben. Da sich aber bey seinem Grabe viele Gespenster eingefunden hätten: so habe man sein Gerippe wieder ausgegraben, in einen See versenkt, und unten angepflöckt, damit es dort vermodern, und nie wieder an das Tageslicht kommen möchte. — Hierauf habe man unweit Gottorp des Nachts oft ein Geschrey von Hunden und Waldhörner in der Luft vernommen; welches Spiel dieser Abel treibe, um dadurch die rechtlichen Ansprüche der Könige von Dännemark an Schleßwig gleichsam zu erneuen.

Nr. 4.

Der alte Schriftsteller Gervasius Tilberiensis erzählt: „Die Förster in den Britannischen Wäldern sahen nicht selten am hellen Mittage, und zur Zeit des Vollmondes auch zu Mitter-

*) Beckmann in Historia Orbis politica. Cap. V. §. 2.

nacht, eine Menge jagender Soldaten und Hunde auf ihrem Jagdgebiete, und hörten den Schall der Waldhörner. Wenn sie die Jagenden zur Rede stellten, so bekamen sie zur Antwort: „Wir sind aus der Gesellschaft und Familie des Arturi, eines gräulichen Riesen, und ehemaligen Königs der Britannier.“

Nr. 5.

Von Heinrich dem Vierten, Könige in Frankreich, wird erzählt, er habe im Walde bey Fontainebleau gejagt, und ein ziemlich entferntes Bellen mehrerer ihm fremder Jagdhunde gehört. Dieser gespenstartige Jagdzug, welcher durch das Geschrey der Jäger und von den Tönen ihrer Waldhörner immer lauter geworden, sey ihm bis auf zwanzig Schritte nahe gekommen. Der große schwarze Mann, welcher hierauf dem im Gefolge des Königs befindlichen Grafen von Soissons gespenstartig erschien, und die Worte selbst, womit dieß Gespenst ihn und den König anredete, schmecken aber zu sehr nach Pfaffenbetrug, und nach dem sechzehnten Jahrhunderte, als daß es der Mühe werth wäre, dieß offenbare

Blendwerk hier dem Leser umständlich mitzutheilen.*)

Nr. 6.

Nach dem Berichte des Französischen Pfarrers zu Ansacq im Kirchsprengel von Beauvais,**) hörten verschiedene Glieder seiner Gemeinde, in der Nacht zum 28ten Januar des Jahrs 1730, eine Menge durchdringender Töne in der Luft. Es war, als wenn eine große Versammlung von Männern, Weibern und Kindern in der Nähe und Ferne mit groben und feinen Stimmen wild durch einander schrien, zankten und wehklagten, so, daß es schien, als ob viele sich in einer allgemeinen Noth und Verlegenheit befänden, und Andere ein Freudengeschrey ausstießen, wie diejenigen zu thun pflegen, welche sich auf eine wilde, geräuschvolle Art lustig machen. Einzelne Worte konnte man in dem Wirrwarr der sich einander überschreyenden Stimmen nicht deutlich unterscheiden. Aber mehrere Zuhörer wollten, außer den menschlichen Stimmen, auch noch den Schall verschiedener musikalischer Instrumente wahrgenommen haben.

*) Petr. Matthäus im ersten Buche seiner Geschichten bey dem Jahre 1596.

**) Allgemeines Magazin der Natur, Künste und Wissenschaften, Band VII. Seite 204.

Der Pfarrer, dem man diesen Bericht verdankt, setzt hinzu, er habe sich anfangs begnügt, über diese Erzählung zu lächeln, und sie für die Ausgeburt der Einbildungskraft unwissender und abergläubiger Bauern zu halten, deren Gehirn von Kindheit an noch mit den Schreckbildern scheußlicher Hexen und spukender Geister angefüllt würde. Allein jetzt kamen zwey von den zuverläßigsten und gescheitesten Ackersleuten aus Ansacq zu ihm, und machten ihn in seiner vorgefaßten Meinung durch folgende Aussage wieder irre:

„Wir kamen — so erzählten sie ihm — in der Nacht zum 28ten Januar von Senlis zurück, sprachen ganz unbefangen und ruhig über die wirthschaftlichen Angelegenheiten, um derentwillen wir nach der Stadt gewesen waren, und befanden uns auf der gewöhnlichen Heerstraße, als sich nahe bey uns plötzlich eine klägliche Stimme hören ließ. Sogleich stimmte Etwas in einiger Entfernung einen ähnlichen Ton an. Allein diese beyden Stimmen waren gleichsam nur das Vorspiel zu einer verwirrten Menge anderer menschenähnlichen Stimmen. Dann mischten sich in dieß unbegreifliche Geschrey von Nachtmenschen, auch musikalische Töne ein. Wir glaubten namentlich Geigen,

Trompeten, Flöten und Trommeln deutlich unterscheiden zu können."

Die Aussage dieser beyden Gewährsmänner — setzt der Pfarrer in seinem Berichte hinzu — hat für mich mehr Glaubwürdigkeit, als diejenige aller Uebrigen; denn ich kenne sie beyde nicht nur als fromme Männer, die von übertriebener, kindischer und unchristlicher Furcht vor Teufeleyen frey sind; sondern darf auch ihrer Versicherung trauen, daß sie keineswegs durch übermäßiges Weintrinken unfähig gewesen wären, wahrzunehmen, und zu beobachten, ohne von erhitzten Einbildungen betrogen zu werden.

Nr. 7.

Eine ähnliche räthselhafte Erfahrung machten die Einwohner von Ansacq in der nämlichen Gegend vier Monate später.*) In der von ihrem Pfarrer auch dießmal wieder zu Protocoll gebrachten Zeugenaussage versichern glaubwürdige Männer: die verwirrten Menschenstimmen hätten sich auch in der Nacht zum 10ten May 1730 wieder in zahlloser Menge hören lassen. Auch wäre die Art des Geschreyes wieder ganz die nämliche gewesen, wie vor vier Monaten. Ge-

*) Allgem. Magazin der Nat. ebendaselbst.

wisse durchdringende Wörter wären besonders hörbar, aber dennoch durchaus unverständlich gewesen. Die mehresten Stimmen hätte man in der Luft — dem Anscheine nach in einer Höhe von zwanzig bis dreyßig Fuß, einige aber kaum mannshoch über sich vernommen. Von noch andern wäre es ihnen vorgekommen, als würden sie aus der Erde hervor gerufen. Die Stimmen der wilden Gänse und Rohrdommel, der Füchse und Wölfe wären ihnen nicht unbekannt; für dergleichen natürliche Töne hätten daher sie — die sie nicht nur nicht betrunken, sondern vielmehr hungrig und durstig gewesen wären — das wunderbare Geräusch nicht halten können. Uebrigens sey der Lärmen so stark gewesen, daß sie, ungeachtet sie laut mit einander gesprochen hätten, kaum im Stande gewesen wären, sich einander zu verstehen. Er habe etwa eine halbe Stunde gedauert, und sich mit einem lauten Gelächter, von Seiten der Spukenden, geendigt. Die lachenden Töne hätten zum Theil den Sylben h a h a h a! geglichen; zum Theil wären sie wie h o h o h o! und dann wieder wie h i h i h i! erschollen. — Mit dem allen stimmte auch die Aussage von noch zehn andern Personen vollkommen überein.

Nr. 8.

Ein anderer Franzose, Namens Combis, Pfarrer zu Villedieu in Bas-Vendomois, schreibt in seinem Briefe vom 15ten December 1787:*) er habe mit seinen Pfarrkindern im späten Herbste 1786 zu verschiedenenmalen ein Getöse in der Luft bemerkt, wobey ihm sehr lebhaft die Sage von dem so verschrieenen wilden Jäger oder wüthenden Heere eingefallen sey.

„Man hörte — schreibt er — länger als drey Wochen alle Abend zwischen 7 und 8 Uhr in der Luft einen Lärmen, welcher dem Gebelle vieler jagenden Hunde glich. Die Stimmen waren sehr verschieden. Besonders aber schien es uns, als ob wir diejenige eines großen Leithundes, der mit seinem Gefolge dem Wilde nachsetzt, voraus hörten. Die übrigen waren mehr oder weniger stark, dumpf und helle. Die Jagd schien sich in der Luft immer von einem Ort zum andern zu ziehen. Das Anschlagen der Jagdhunde war vollkommen nachgebildet, und die Mannichfaltigkeit desselben gewährte dem Ohre derer, welche das Jagdgetümmel lieben, eine nicht üble Musik. Nichts als die Hörner schienen zu fehlen.“ —

*) Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte von Lichtenberg und Voigt. Band V. St. 2. Seite 178.

Nr. 9.

Im Delphinate hörte man im Jahre 469 des Nachts zu verschiedenen malen ein so betäubendes Geschrey und Lärmen in der Luft, daß nicht nur die Menschen über diesen wilden Jäger im höchsten Grade erschraken, sondern auch die Hirsche und andre Thiere vor Schreck aus den Wäldern nach den Städten liefen.*)

Nr. 10.

Ein ähnliches erschreckliches Geschrey in der Luft vernahmen mehrere Reisende des dreyzehnten Jahrhunderts in der Tartarischen großen Wüste Lop.**) Nirgends aber sind dergleichen Naturerscheinungen weniger selten, als in Italien.***)

Nr. 11.

Nicht weniger scheint der wilde Jäger auch in den verschiedenen Gegenden Deutschlands seine den Menschen räthselhaften Jagdbelustigungen anzustellen. Am bekanntesten und ge-

*) Unzers kleine physikalische Schriften. Sammlung II. Seite 209.

**) Allg. Hist. der Reisen zu Wasser und zu Lande. Amsterdam. Band VII. S. 438.

***) Büffons Historie der Natur. Th. I. S. 271.

fürchtetsten aber ist er in den Gegenden des Odenwaldes, des Spessarts, in Thüringen und um den Harz herum. Freylich mögen auch wohl diese holz- und wildreichen Landesstriche die Mühe des Jagens noch am mehresten belohnen! — —!

In Thüringen bezeichnet man besonders den Hörselberg als den Sitz des wüthenden Heeres, von wo es sich durch das ganze Land verbreiten, und heulend die Lüfte durchstreichen soll. *)

Nach Aussage einer deutschen Volkssage, die zu mancherley Betrachtungen über ihr Entstehen einladet, sind in dem Gefolge des wilden Jägers, dieser Hauptperson des wüthenden Heeres, alle diejenigen verstorbenen Jagdfreunde, welche während ihres irdischen Lebens dem zu Tode gemarterten Wilde große Qual, und den Landleuten vielen Schaden zugefügt haben. — Dem Zuge voran geht, mit einem Stabe in der Hand, ein ehrwürdiger Alter, den man den treuen Eckart genannt hat, weil er die Leute vor der Ankunft des wilden Heeres benachrichtigt, warnet, und aus dem Wege gehen heißt. Die Gestalten des Jagdzuges beschreiben die durch das Jagdwesen geplagten Landleute, je nachdem sie

*) Melissantes curiose Orographie. Seite 482.

ihre ehemaligen Bedrücker im Tode bestraft zu sehen wünschen. Einige sind ohne Kopf; andre haben das Gesicht hinten, oder die Beine auf den Schultern; die mehresten aber sind zur Strafe in Säue, Hirsche und Hasen verwandelt, und sind, als solche, nun selbst die gequälten Gegenstände der spukenden Parforcejagd. — —

Nr. 12.

In der Nachbarschaft des Harzes, nicht gar weit von dem Magdeburgischen Städtchen Wolmirstädt machte vor etwa zwölf Jahren ein eben so gebildeter, als beherzter Mann*) auf folgende überraschende Art die Bekanntschaft mit dem wilden Jäger. Er ritt in einer nicht ganz finstern Sommernacht in Gesellschaft seines Reitknechts und Jagdhundes über eine große Ebene, und dachte an nichts weniger, als an die ihm wohlbekannte Sage vom wüthenden Heere. Aber plötzlich glaubte er, ganz in seiner Nähe ein gejagtes Wild daher rauschen zu hören. Er, sein Johann, und die treue Diane — alle stutzten und spitzten die Ohren. Die Jagd kam näher, wie man aus dem zunehmenden Geräusche schloß; aber noch sah man

*) Herr Graf von Spary, Rittmeister im Königl. Preuß. Leib-Carabinier-Regimente.

nichts. Diane ward von ihrem Herrn auf das, wie es schien, ganz nahe Wild gehetzt. Sie spürte auch fleißig umher, aber auch sie schien keinen eigentlichen Gegenstand in's Auge gefaßt, noch auch wirklich eine Fährte entdeckt zu haben; denn sie durchkreuzte nur in wilder Eil die Nachbarschaft, und blieb immer um ihren Herrn.

Endlich glaubte dieser selbst, bey dem Schimmerlichte der Nacht etwa vierzig Schritte seitwärts einen ungeheuer großen Hirsch zu erblicken. Ohne sich zu besinnen, sprengte er darauf zu, Diane folgte ihm. So mochte er wohl einige Minuten mit verhängtem Zügel gejagt haben, als er erst bemerkte, daß er dem Ungeheuer nicht näher komme, ungeachtet dasselbe seiner ruhig zu erwarten schien, ohne sich vom Flecke zu bewegen.

Jetzt stutzte der Graf gewaltig und machte Halt; er wollte seinen Johann zu Rathe ziehen, und bemerkte nun erst, daß Der weislich zurück geblieben war, und sich wohl gehütet hatte, es mit dem wilden Jäger aufzunehmen. Auch Diane, mit welcher er schalt, daß sie nicht rascher, und überhaupt ohne seine fernere Begleitung, die Jagd fortsetzen wollte, schlich

kriechend und anschmiegend um das Pferd herum, als ob sie von Gespensterfurcht überfallen werde, und Schutz bey ihrem Gebieter suche.

Alle diese Umstände zusammen genommen, erregten ein unbegreifliches Schaudern in der Seele des Grafen. Er, der als erprobter Soldat im Schlachtgetümmel bey mehr als einer Gelegenheit dem Tode männlich und unerschrocken in's Auge sah, Er fühlte ein klopfend Herz, und floh. Die als Kind wißbegierig von ihm eingehorchten Sagen vom wilden Jäger, von Poltergeistern, Gespenstern und Teufeleyen aller Art schwebten ihm urplötzlich mit allen ihren Schrecken vor, und übten eine tyrannische Gewalt über ihn aus.

„Sagt mir doch, ist denn hier auch hohe Jagd, giebts auch Hirsche auf eurer Feldmark?" fragte der Graf den Wirth des nächsten Dorfes. — „Hirsche? hier? — bekam er zur Antwort — doch ja, wie man's nimmt; ist Ihnen, mein Herr, die Nacht etwa einer aufgestoßen?" — „Allerdings, und zwar ein ungewöhnlich großer." — „Das glaub' ich gerne — erwiederte lächelnd der Wirth — haben Sie denn noch nichts von dem wilden Jäger gehört? nichts davon, daß er unsre Gegend hier nur gar zu oft heimsucht?"

Nr. 13.

Ich komme endlich auf die bey einer andern Gelegenheit bereits von mir beurtheilte merkwürdige Sage vom Ritter Lindenschmid (Rothenfels) oder, welches einerley ist, von dem wilden Jäger des Odenwaldes am Rheinstrome.*) Nach dieser Volkssage lebte der Ritter vor etwa zwey hundert Jahren auf seinen beyden im Odenwalde gelegenen Bergschlössern, deren Trümmer die Rheinbewohner Lindenschmids Kriegs- und Friedensburg nennen. — Er war im Leben ein rüstiger Klopffechter, dessen kriegathmende Seele einst manche Ungerechtigkeit und Räuberey verübte. Aber dafür muß sie nun auch, ohne Ruhe und Rast, im Odenwalde spukend umher irren. Ihre Bestimmung ist, nach Art des wilden Jägers, im nächtlichen Dunkel mit furchtbaren Geräusch die Luft zu durchkreuzen, und so mit Waffengeklirre und Kriegsmusik die Beschlüsse unserer Staatskabinette — soferne sie Krieg oder Frieden über die Rheingegenden bringen — verrätherisch vorher zu sagen. So oft nämlich die Kriegsflamme hier aus-

*) Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft; besonders in Hinsicht auf den gegenwärtigen Krieg, auf Naturschönheiten, Kultur und Alterthümer. Von einem Beobachter, der die Feldzüge gegen die Neufranken mitmachte. Brandenburg 1795. Band I. Seite 97.

zubrechen, und über die armen Pfälzer und deren Nachbaren Schrecken und Elend zu verbreiten droht: zieht der Ritter mit einem die Luft durchdringenden Kriegsgeräusch aus seiner Friedens- in die Kriegsburg ein. Aber er wechselt auch wieder auf die entgegen gesetzte Weise mit seinen Wohnungen, und erfüllt die Herzen der Geängsteten wieder mit frohen Hoffnungen des Friedens, so bald die Götter der Erde,

„Den Durst nach Ehr' und Ruhm
„Mit Strömen Bluts gestillt,"

des Krieges satt und müde sind, und ernstlich Friede wollen.

Auch mit dem gegenwärtigen, in so mancher Hinsicht einzigen Kriege gegen die Neufranken, bedrohete Lindenschmid seine Landsleute, noch ehe jener zu Pilnitz beschlossen war, und wirklich ausbrach. Ganze Dorfschaften in und an dem Odenwaldgebirge haben den furchtbaren Uebergang des Ritters in die Kriegesburg des Nachts mit gesunden Ohren vernommen, und können ihre Aussage mit heiligen Schwüren erhärten. Es kam ihnen vor, als wenn sie ein ganzes Regiment schwerer Cavallerie galloppiren hörten. Wirklich sollen auch dießmal wieder die Bauern darüber von Obrigkeits wegen vernommen, und deren un-

bezweifelte Aussagen gerichtlich niedergelegt worden seyn.

Ich schäme mich zwar, um des gegenwärtigen Jahrzehents willen, dieß zu glauben; aber gesetzt auch, dieses Verhör wäre in der That nie wirklich angestellt, und diese Vereidigung nie geschehen: so würde man doch auch die unbeschworne Versicherung ganzer Dorfschaften nicht durchaus bezweifeln können; denn hundert ähnliche Erfahrungen in andern bergichten Gegenden haben längst gelehrt, daß man, besonders des Nachts, dergleichen spukhaftes Geräusch zuweilen höret.

Desto größere Zweifel aber setze ich mit Recht in die Zuverläßigkeit der Prophezeyungen dieses staatsklug seynwollenden Gespenstes. Denn, man denke! zu Ende des Jahres 1793 zog der Ritter, zum Entzücken aller Menschenfreunde, unvermuthet und feyerlich wieder in die Friedensburg ein. Die Freude über den zweyhundertjährigen Propheten war dießmal unbegränzt; man besang seine That in Liedern; aber — man sah sich schrecklich getäuscht! Der Krieg, dessen baldiges Ende der lügenhafte Schmeichler im December 1793 verkündigte, eröffnet jetzt — im Januar 1797 — den Rheinbewohnern leider von neuem die traurigsten Aussichten.

Ein Dichter, der sich die poetische Freyheit nahm, Lindenschmids Thaten Franzen von Sicking anzudichten, und des erstern Tummelplatz im Odenwalde, nach des letztern Burgruinen zu Landsstuhl, unweit Zweybrück, zu versetzen, sagt unter andern von ihm:

„Dort, wo sein (des Sickings) ruinirtes Schloß
Die Wolken embrassiren,
Ist öfters nun der Teufel los,
Hört man die Trommel rühren.
Der Rosse Schnauben, Waffenklang,
Der Wagen Rasseln, Schlachtgesang,
Und Donner der Kanonen.“

„Ach, rufen die Sickinger dann,
Franz ist heut ausgezogen!
Er hat, so oft ein Krieg begann,
Noch nie das Dorf betrogen;
Stets traf die Unglücksahndung ein:
Denn, wird es Krieg, hört Groß und Klein
Dieß fürchterliche Sausen.“

„Wirds Friede: kehrt er froh zurück,
Im sanften Ton der Flöten,
Man hört die schönste Feldmusik
Von Pauken und Trompeten;
Die Pferde wiehern lustig drein,
Da heißt's: „„Seyd fröhlich, Franz zieht ein,
Gottlob! nun wird es Friede!““

„So — lang vorher eh' Freyheitssinn
Die Franken irre führte,
Und König mit der Königinn
Man einst guillotinirte —
Zog Franz aus seinem Ahnenschloß,
Und groß war die Bestürzung — groß,
Der ehrlichen Sickinger."

„Da traf die Warnung leider zu:
Es wich vom deutschen Lande
Des goldnen Friedens süße Ruh,
Vertauscht mit Blut und Schande.
Die Franken drangen über'n Rhein,
Verheerten, tranken unsern Wein,
Und — pflanzten Freyheitsbäume."

„Doch jauchze, Deutschland, ob dem Glück!
Von höh'rer Macht bewogen,
Ist Franz von Sicking nun zurück
In's Ritterschloß gezogen.
Die Bauern schworen alle drauf,
Und haben treulich den Verlauf
Von Wort zu Wort erzählet."

„Heil nun der Deutschen tapferm Heer!
Und allen Fürsten Segen!
Froh sieht des Sohnes Wiederkehr
Die Mutter nun entgegen.
Bald lächelt die beglückte Braut,
Mit neuer Hoffnung fest vertraut,
Im Arme des Geliebten."

„So kehret fröhlich Mann für Mann
In seine Heimath wieder,
Und singet wonnetrunken dann
Dem Gott des Friedens Lieder.
Und jeder tanzt, von Freude warm
Mit seinem Liebchen Arm in Arm,
Rund um des Dorfes Linde."

„O Fürsten! wär' in diesem Jahr
Uns solch ein Glück beschieden!
Wir bitten, macht dieß Mährchen wahr,
Und schenkt uns Ruh und Frieden!
Laßt unsern Franz im Grabe ruhn:
Dann wirds auf seinem Schlosse nun
Nicht Einmal wieder spuken!" —

Die hier erzählten dreyzehn Erfahrungen über die verschiedenen Erscheinungsarten des wilden Jägers stimmen darin alle mit einander überein, daß man dabey ein zwar wirklich gehörtes, aber willkürlich und abentheuerlich gedeutetes Geräusch in der Luft vernahm. Es fragt sich nun: woher entstand dieses Geräusch, und die darauf gegründete Sage von dem wilden Jäger? Ich halte dafür, daß die letztere aus fünf verschiedenen Quellen entsprungen seyn kann.

Erste Erklärungsart.

Zuvörderst ist unstreitig die in Aufruhr gebrachte gespensterschwangere Einbildungskraft der Furchtsamen eine treue Geburtshelferin der spukhaften Erscheinung, wovon hier die Rede ist. Wenn ein Phantasiereicher, der in der zarten Kindheit so manches Gespenstervorurtheil einsog, im nächtlichen Halbdunkel über Land reiset, und vielleicht einsam über ein berüchtigtes Schlachtfeld wandert, wo Tausende seiner Brüder den gewaltsamen Kriegertod starben — wenn da Sturmwinde toben, Bäume knickern, und deren dürres Laub unsichtbar vor ihm vorüber rauscht — oder wenn Nachtvögel, an die er gar nicht dachte, um ihn her flattern, so daß jede ihrer Flügelschwingen bey der Feyer der Nacht ihm spukhaft in's Ohr fällt: ist es dann wohl im geringsten zu bewundern, wenn nächtliche Finsterniß, früh eingesogene Vorurtheile, und die darin gegründete unwillkürliche Angst ihm die natürliche Veranlassung des Geräusches verbergen, und den Gedanken rege machen: hier sey etwas Ungewöhnliches, also auch wohl etwas Außerordentliches? — So fördert nun die rege Einbildungskraft eine phantastische Mißgeburt zur Welt! Und das Schlachtfeld, wo einst ganze Menschenschaaren einander die Hälse brachen, und

wo jetzt vielleicht heulende Winde das Wiehern der gefallenen Rosse nachäffen, leistet ihr gleichsam hülfreiche Hand dabey.

Auf eine ähnliche Art erklärt der Gegenfüßler aller Geisterseher, Herr Professor Hennings*) die oben unter Nr. 1. angeführte Erfahrung. In Beziehung auf die 12te Erfahrung aber füge ich hinzu, daß selbst denkende Männer, welche so unglücklich waren, daß ihnen in den ersten Kinderjahren durch Amme und Wärterinnen die Schreckbilder des Gespensterglaubens unauslöschbar in die weiche Seele gedrückt wurden, unter gewissen Umständen von einer unüberwindlichen Bangigkeit vor den erträumten Wesen des Geisterreichs können überfallen werden, so sehr ihnen auch in jedem andern Betracht das Herz am rechten Flecke sitzen mag. — So würde dann also auch hier, wie in tausend ähnlichen Fällen, Lessings große Wahrheit anwendbar seyn:

„Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
„Verliert, selbst wann wir ihn erkennen,
„Darum doch seine Macht nicht über uns:
„Es sind nicht Alle frey, die ihrer Kette spotten.**)

*) Von Geistern und Geistersehern. Leipzig 1780. Seite 485 und 832.

**) Nathan der Weise.

Zweyte Erklärungsart.

Je zuweilen sind die Erzählungen von den vermeintlichen Erscheinungen des wilden Jägers bloße Erdichtungen oder Vorspiegelungen absichtlicher Betrüger. Wenn zum Beyspiel nach der Erfahrung Nr. 4. eine Menge jagender Soldaten am hellen Mittage die Frechheit hatte, sich für spukende Abkömmlinge eines gewaltigen Riesen auszugeben, und wenn der Forstbediente aus Furcht vor diesem Gefolge des wüthenden Heeres, sie dann ungestört jagen ließ: wer wird dann nicht die Riesenkinder für Wilddiebe, und den Betrogenen für einen Einfältigen halten? — Das nämliche gilt von der fünften Erfahrung.

Man sollte übrigens glauben, daß die Herren Förster, die von Berufs wegen so manche nächtliche Stunde im Freyen zubringen, am ersten im Stande seyn und Gelegenheit haben müßten, den natürlichen Ursachen dessen, was man für Aeußerungen des wilden Jägers hält, auf die Spur zu kommen. Aber man will, wenigstens bey den Unterforstbedienten, gerade das Gegentheil bemerkt haben. Sie halten das Mährchen wahrscheinlich für ein gutes Mittel, der

nächtlichen Holz- und Wilddieberey Einhalt zu thun, und suchen vielleicht eben darum den Glauben daran bey dem gemeinen Manne lieber zu erhalten, als daß sie ihm widersprechen sollten. —

Dritte Erklärungsart.

Wenn wir die Natur in ihrer uns verborgenen Werkstätte — im Innern der Erde — beobachten könnten: gewiß, wir würden mancher Aeußerung des wilden Jägers bald näher auf die Spur kommen. Vielleicht fänden wir Eine der verschiedenen Ursachen des ihm zugeschriebenen spukenden Luftgeräusches in der Resonanz, welche die erhitzte Luft in den Felsenhöhlen unter der Erde und dem Meere macht, wenn sie aus einem Gewölbe entweder in ein anderes, oder in die freye Luft übergehet. Wenigstens hat man bemerkt, daß die Bewohner der Meeresküsten dergleichen Luftgetöse vorzüglich oft hören, und daß es ihnen jedesmal unter dem Meeresgrunde zu entspringen scheint.*) Hier in den Grundfesten des Wassers also ist es, wo die gepreßte Luft auf irgend eine Veranlassung hin und wieder fährt, und so ein ganz eigenthümliches

*) Variétés historiques, physiques et littéraires. T. II. P. II. p. 416.

liches Geheule macht, welches man in der feyerlichen Stille der Nacht besonders deutlich vernimmt. Wer weiß nicht, daß die Winde des Unterleibes je zuweilen ein hörbares Wühlen, welches einem gedämpften Gemaue der Katzen verglichen werden könnte, verursachen. Höchst wahrscheinlich ist der wilde Jäger zuweilen nichts anderes, als ein solcher Wind in den durchwühlten Eingeweiden des Erdballs. Hieraus werden die Erfahrungen Nr. 2. und 3. als etwas Natürliches begreiflich.

So erklärt auch Unzer *) die unter Nr. 9. angeführte Erfahrung; und er verdient darin um so mehr Glauben, da man weiß, daß im Delphinate, wo Menschen und Thiere durch das betäubende Gespenst des fünften Jahrhunderts so fürchterlich erschreckt wurden, vormals viele Erdbeben — bekanntlich die Wirkungen unterirdischer Entzündungen — verspürt worden sind; wie denn auch daselbst ein gewisser Berg bey Vienne einst sehr oft Feuer ausgeworfen hat. **)

Die nämliche Bewandniß hat es unstreitig mit den unter Nr. 10. erwähnten Lufterscheinungen Italiens und der Tartarey. Was die letztere betrifft, so werden in der Tartarischen Wüste Lop

*) Unzers kl. phys. Schriften.
**) Sidon. Apollin. Epist. Lib. VII. Ep. I. ad Mamertum.

viel salzige und bittere Wasserquellen gefunden, *) und man kann von ihnen den fast ganz sichern Schluß auf unterirdische Gährungen und Entzündungen machen.

In Absicht Italiens erzählt Büffon unter andern, daß die vielen Erdbeben, welche daselbst vom October 1702 bis in den Julius 1703 beständig anhielten, und die an der Südseite der Apenninen gelegenen Städte Norcia und Aquila gänzlich verwüsteten, oft von einem erschrecklichen Geräusche in der Luft begleitet gewesen wären, daß man aber dergleichen Geräusch oft auch ohne Erdbeben, und bey völlig heiterm Himmel, gehört habe.

Unstreitig ist gegenwärtige dritte Erklärungsart auch auf die unter Nr. 13. erzählte Erscheinungsart des wilden Jägers im Odenwalde anwendbar. Dieß erhellet theils aus dem Umstande, daß man, nach Aussage öffentlicher Zeitungen, vor mehrern Jahren eine Art von Erdbeben in der dortigen Gebirgsgegend verspürte; **) theils aus dem Resultate der Entdeckungsreise eines Manheimer Gelehrten. Dieser Mann von Kenntnissen und wahren Untersuchungs-

*) Sammlung aller Reisen. Band VII. Seite 438.

**) Verglichen mit dem 13ten Stücke der Friedenspräliminarien. Seite 200.

talenten bereiſete — wie man mir im Jahre 1793 zu Mainz erzählte, ohne ſeinen Namen nennen zu können — den ganzen Odenwald recht eigentlich in der Abſicht, um durch näheres Bekanntwerden mit der Natur dieſes Gebirges, dem vorgeblichen prophetiſchen Geſpenſte, wo möglich, auf die Spur zu kommen. Er entdeckte, unweit Lindenſchmids graulichen Schloßtrümmern, in den Felſenklüften ein Etwas, welches höchſt wahrſcheinlich eine mitwirkende Urſache der geräuſchvollen Aus- und Einzüge des ſpukenden Ritters iſt, und diejenigen, in deren Köpfen der Wahnglaube und die Vorliebe für das Wunderbare noch nicht zu tiefe Wurzeln geſchlagen hat, und noch nicht herrſchend geworden iſt, einſtweilen befriedigen wird, bis ein glücklicher Zufall die Sache in ein noch helleres Licht ſetzet.

Dieß Etwas iſt ein daſelbſt vorgefundener Quell, der in gewiſſen Jahreszeiten kaum bemerkbar iſt, oder ganz verſiegt, dann aber oft plötzlich wieder mit Geräuſch und Heftigkeit hervorſprudelt. Höchſt wahrſcheinlich ſtehen dieſe Ergießungen mit den unterirdiſchen Winden in Verbindung, welche hier die Eingeweide der Erde durchwühlen, von Zeit zu Zeit aus den Felsklüften bey den ſpukenden Burgruinen hervorſprudeln, und das Burgthor,

wovon man sagt, daß man es nach dem jedesmaligen Aus- und Einzuge des Ritters gewaltsam geöffnet finde, aufsprengen mögen.

In wiefern man übrigens dem wilden Ritter des Odenwaldes ganz unverdienter Weise die Talente eines weissagenden politischen Kannengießers zuschreibt, hab' ich vorhin schon gezeigt. Man kann in der That bey der Deutung seiner Thaten nicht willkührlicher zu Werke gehen, als wirklich geschehen ist. Will gerade dann ein Krieg über die Rheingegenden ausbrechen, wenn der Erdball gleichsam Bauchgrimmen hat, wenn unterirdische Winde — den Menschenkindern hörbar — sein Inneres durchwühlen: so bedeutet dieß — Krieg; geschieht es zu einer Zeit, wo man wünscht und hofft, daß der wiederkehrende Friede nicht mehr fern sey: so sind sie — eine Friedensahndung; und ist weder das Eine, noch das Andere der Fall: so nennt man das Vernommene — den wilden Jäger, das wüthende Heer! — Welche willkührliche Deutungen! welche Zigeunerkniffe! —

Vierte Erklärungsart.

Nach dem Urtheile glaubwürdiger Naturkundiger sind die allergewöhnlichsten Veranlassunger

des dem wilden Jäger zugeschriebenen Geräusches — die nächtlichen Züge der Zug- und die Streifereyen der Raubvögel. Vorzüglich verursachen unter diesen die Uhus, das heißt, die Ohreulen, ein ungemein räthselhaftklingendes Geräusch in der Luft, wann sie sich begatten; desgleichen in den Sommermonaten, wann sie ihre Jungen zur nächtlichen Jagd anleiten. *)

Ich weiß zwar, daß Einige **) die Richtigkeit dieser Behauptung bezweifeln, „weil man Eulen, als Raubthiere, nicht für gesellig hält;" allein der Grund dieses Zweifels will mir aus einer doppelten Ursache nicht einleuchten. Denn wenn wir die nächtlichen Raubvögel, als licht- und menschenscheue Thiere, auch ungesellig nennen müssen, so ferne wir sie zu ihrer Schlafszeit — am Tage — vereinzelt antreffen: so folgt doch daraus noch nicht, daß sie nicht jezuweilen mit vereinigten Kräften jagen, und dasjenige Wild verfolgen sollten, welches dem einzelnen Raubvogel nicht unterliegen würde.

*) Götzens Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. Bd. I. Seite 200.

**) Halle, fortgesetzte Magie, oder die Zauberkräfte der Natur. Band IV. Seite 201.

Ferner können und müssen ja auch die Nachteulen, nach der Analogie aller übrigen zerstreut lebenden Raubthiere, zur Zeit ihrer Begattung das werden, was sie im ganzen Sinne des Worts freylich nicht sind — gesellig; wenigstens mögen mehrere Männchen unter den blutigen Zänkereyen der Eifersucht und des Neides, das fliehende und dennoch lüsterne Weibchen verfolgen.

Doch Erfahrungen sind überzeugender, als Wahrscheinlichkeiten aus der Studierstube! — Herr von Eckartshausen *) sagt uns, daß abergläubige Jäger und Reisende, wenn sie in der Nähe von großen Waldungen des Nachts von dem sogenannten wüthenden Heere überrascht würden, sich lang an die Erde hinzulegen, und so, angstvoll den spukenden Jagdzug über sich wegziehen zu lassen pflegten. Das nämliche habe einst auch ein beherzter und entschlossener Förster gethan; aber anstatt sich auf den Bauch zu legen, habe er sich auf den Rücken gelegt.

Da der Jagdzug glücklicher Weise gerade über ihn weggegangen sey, habe er sein mit grobem Schrote geladenes Gewehr liegend auf denselben

*) Entdeckte Geheimnisse der Zauberey zur Aufklärung des Volks. Seite 137.

abgefeuert, und eine sehr große Eule so getroffen, daß sie flügellahm neben ihn niedergestürzt wäre.

Herr M. zu Nördlingen hatte so oft, und so ernsthaft von der höllischen Erscheinung der wilden Jagd reden gehört, daß er es endlich müde ward, eine so alberne Erzählung länger anzuhören, ohne sie widerlegen zu können. „Ich faßte daher den Entschluß — schreibt er *) — mich und andre, wo möglich, von der wahren Beschaffenheit der Sache zu überzeugen. Mein alter Landsmann, ein guter ehrlicher Bauer, gab mir Nachricht von der Zeit, in welcher die wilde Jagd in seiner Gegend alljährlich anzufangen pflege, und von dem Orte, den ich zu meinen Beobachtungen wählen müsse. Abends nach zehn Uhr verfügte ich mich, zu Pferde, nach dem mir bezeichneten Berge, den ein Buchenwäldchen beschattete. Der Weg dahin führte mich durch ein niedriges Vorholz.

Nicht lange nach meiner Ankunft an Ort und Stelle hörte ich ein mir unbekanntes Geräusch, das mit dem Rufen der Jäger und mit dem Kliffen der Jagdhunde, viel Aehnliches hat. Schon aufmerksam, ward ich es noch weit mehr, da ich den Zug

*) Handbibliothek für Leser von Geschmack. Probe einer Sammlung interessanter Bruchstücke aus allen Theilen der Unterhaltungswissenschaften. Von einer gelehrten Gesellschaft. Nördlingen 1793. Band I. Seite 192.

selbst wirklich ankommen sah. Je mehr er sich meinem Standorte näherte, um so mehr Erschreckliches ging vorher. Meine Erwartungen waren auf das Höchste gespannt, als unglücklicher Weise mein sonst folgsames Roß mir allen Gehorsam aufkündigte. Beunruhigt von dem, was um ihn her vorging, tummelte es sich so wild mit mir herum, und ging endlich so wüthend durch, daß ich nur auf meine Sicherheit, und auf die Beruhigung des Thiers denken mußte. Meine Beobachtungen waren unterbrochen, und ich kehrte gegen Mitternacht nach Hause zurück."

„Mit Ungeduld erwartete ich den Abend des folgenden Tages. Er kam, und fand mich auf meinem Posten. Dießmal hatte ich mein Pferd in einiger Entfernung angebunden zurück gelassen. Mich umgab eine feyerliche Stille, die aber bald unterbrochen ward. Fürchterlich kündigten mir die Höllengeister ihre Ankunft an, und je näher sie kamen, desto deutlicher glaubte ich, das verschiedene Anschlagen der jagenden Hunde von dem Rufen der Menschen unterscheiden zu können."

„Jetzt rauschte der Zug schon durch die Zweige daher. Ich erstaunte nicht wenig, als ich allerley abscheuliche Gestalten, umgeben von Feuerflammen, theils oben in der Luft, theils unterwärts

gerade auf mich einstürmen sah. In der That zog ich mich jetzt hinter eine ehrwürdige Eiche zurück. Das wüthende Heer brauſete vorbey; und ich war so glücklich, zu bemerken, daß diese wilde Jagd nichts anders, als — ein Heer von zwanzig bis dreyßig Raubvögeln war. Ich folgte dem Zuge so gut ich konnte. Bey dem Anfange eines ausgehauenen Fichtenwaldes kehrte er wieder zurück. Auch jetzt wieder begleitete ich ihn so geschwinde, als es mir das nächtliche Dunkel und Berg und Thal und Gebüsche erlaubten. Der Zug dauerte eine gute Viertelstunde; dann schien alles ruhig zu werden. Nach einigen Minuten aber trennte sich die ganze Gesellschaft, und ließ mich in einem schauervollen Thale zurück. — Ich merkte mir diesen Ort, und eilte mit meinem Pferde nach Hause."

Ein andermal glückte es diesem Erzähler, einen von den spukenden Uhus zu schießen. Er fand die Gestalt desselben mit der Büffonschen Zeichnung der großen Ohreule vollkommen übereinstimmend. Die Natur hat diesem Nachtvogel an und für sich schon eine furchterregende Bildung verliehen; und wenn je eins ihrer Geschöpfe den Namen eines Gespenstes verdiente, so wäre es vielleicht diese Schreckensgestalt. Der dicke, aufgeblasene Umfang dieser Eule mit weiten Ohrmu-

scheln, ihr ungeheurer, fast möchte man sagen, unverhältnißmäßiger Kopf mit seinen zwey über drittehalb Zoll in die Höhe ragenden Federbüschen — ihr schwarzer gekrümmter Habichtsschnabel, der ihr mit Haarflocken überfäetes Angesicht wie durch eine ungeheure Nase verunstaltet — ihr am Leibe schwarz- und gelbfleckigtes, und braun gestreiftes Gefieder — ihre bis an die Klauen stark mit röthlichen Federn bedeckten Füße — besonders aber ihre hervorstarrenden und im Finstern feurig glänzenden Augen, und deren breite, schwarze, mit einem gelben Ringe eingefaßten Augäpfel — kurz alles, selbst ihr fürchterliches Geschrey: Huhu! Buhu! womit sie nächtlich gleichsam die schlummernde Natur erschreckt, — Alles ist schaudererregend und gespenstartig an diesem licht- und menschenscheuen Thiere. — Kein Wunder daher, daß die Phantasie gemeiner Leute, in deren Köpfen es ohnehin schon spukt, beym nächtlichen Anblick eines mit feurigen Punkten daher rauschenden, und ungewöhnlich schreyenden Luftzuges, schrecklicheund ungeheure Gestalten schafft, und Dinge anschaulich und hörbar macht, die in der That nicht da sind!

Nehmen wir übrigens an, daß auch die im Herbst und Frühjahr aus- und einwandernden Vögelgeschlechter unter gewissen Umständen, zum Bey-

spiel, wann sie mit ihren Feinden, den Raubvögeln, in Streit gerathen, ein für Gegenden, wo sie nicht einheimisch sind, ungewöhnliches Geschrey machen: so verbreitet diese vierte Erklärungsart über die Erfahrungen Nr. 6., 7. und 8. und über alle ähnliche, in der That ein sehr befriedigendes Licht. Zugleich erinnert sie uns an eine

Fünfte Erklärungsart,

oder wenigstens an einen Beleg zu der großen Wahrheit, daß ein Aberglaube sehr oft die Stütze des andern ist.

Freyherr von Lichtenstein versteht*) unter dem wüthenden Heere (welches er Wuttisheer nennt, und von dem berühmten Götzen des Deutschen Nordens Wodan ableitet) „eine Versammlung von Hexen und Unholden aus allen Nationen, welche der Teufel, geräuschvoll durch die Luft reitend, auf einen gemeinschaftlichen Tummelplatz zusammenführe, wo er dann Kinder mit ihnen zeuge, und sie ihre Teufelsabkömmlinge an das Tageslicht zu fördern pflegten.“ — Dem zufolge scheinen die beyden Volkssagen vom wilden Jäger, und von dem Luftritte der Hexen in

*) Nach Abr. Saves Sammlung von bösen Geistern, Hexen u. s. w. verglichen mit der Schrift: Entdeckung aller fürnehmsten Artikel der Zauberey. Seite 313.

der ersten Maynacht, nahe verschwistert, ja vielleicht aus einer gemeinschaftlichen Quelle geflossen zu seyn, und einander gegenseitig in ihrem Ansehn erhalten zu haben. Die kritische Geschichte und Herleitung der letztern erklärt uns zugleich die erstere, und steht daher hier ganz am rechten Orte:

Der Schlüssel zu dem räthselhaften Mährchen vom Luftritte der Hexen und Unholde nach dem Brocken scheint mir *) in der Geschichte Karls des Großen zu liegen. Bekanntlich verwickelte sich dieser berühmte Frankenkönig mit eben so vielem Bekehrungseifer, als Eroberungsgeiste im Anfange des neunten Jahrhunderts in einen drey und dreyßigjährigen Krieg mit den Sachsen. Diesen freyen Deutschen voll Kraft und Muth lag, als eifrigen Götzendienern, die Religion ihrer Väter nicht weniger, als ihre Freyheit am Herzen; und doch sollten sie mit aller Gewalt Christen werden. Oft mußten sie vereinzelt der Fränkischen Uebermacht unterliegen; aber nach jedem Siege Karls und nach jedem Friedensschlusse griffen sie immer wieder zu den Waffen, und nach jeder scheinbaren Annahme des Christenthums kehrten sie zum Götzendienste zurück. Dieß erbitterte Karln zuletzt

*) Der Brocken im Decemberstück des Archivs der Zeit 1796.

so sehr, daß er, ganz im Geiste und mit dem Feuereifer eines Spanischen Großinquisitors, alles Ernstes befahl, diejenigen, welche die christliche Taufe anzunehmen sich weigern, oder, getauft, noch fortfahren würden, den Götzen ihrer Väter zu dienen, mit dem Tode zu bestrafen! —

So mußten nun freylich die heidnischen Sachsen öffentlich sich taufen, und Christen nennen lassen: allein in ihren Herzen blieben sie Heiden. Kaum hatte Karl sein Kriegesheer aus einer vermeintlich bekehrten Gegend zurück gezogen: so opferten die sogenannten Christen wieder den Götzen, welche sie vor ihren Bekehrern irgend wohin in Sicherheit gebracht hatten. Wurden sie durch die Gegenwart der christlichen Franken an einem Orte verhindert, ihr Opferfeste zu feyern: so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem andern. Besonders benutzten sie dazu die dicht verwachsenen Gebirge des Harzes, wo man Jahrhunderte nachher noch, und überhaupt am längsten den Götzen geopfert hat; daher werden auch jetzt noch mannigfaltige Spuren heidnischer Opferplätze daselbst vorgefunden. *)

*) Reise durch den Harz und die Hessenschen Lande, besonders in Hinsicht auf Naturschönheiten, Anbau und Alterthümer, vom Verfasser der Briefe: Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarschaft. Braunschweig 1797.

Karln blieb zwar diese Uebertretung seines Befehls nicht verborgen: allein seine Inquisitoren wagten sich nicht immer in die dichten Gebirgswaldungen hinein. Indessen besetzte man, wenigstens um die Zeit der großen heidnischen Festtage, die Zugänge zu den Opferplätzen, unter denen der Brocken oder Blocksberg einer der vorzüglichsten war. Die Sachsen hingen, so wie alle wegen des Glaubens Verfolgte, unter diesen Umständen, der Religion ihrer Väter nur desto treuer an, und nahmen da, wo ihre Gewalt nicht hinreichte, ihre Zuflucht zu List und Betrug. Sie verkleideten sich in scheußliche Larven, und bahnten sich den Weg zu ihren Götzen, indem sie des Nachts die Wachen erschreckten, die beym Anblick dieser Teufelsgestalten um so geschwinder die Flucht ergriffen, da die Theilnehmer der nächtlichen Opferzüge, auf alle Fälle gefaßt, mit Heuforken oder Feuergabeln bewaffnet waren. Diese gebrauchten sie, im Nothfall, sowohl zum gewaltsamen Bestürmen und Verdrängen der christlichen Wache, als auch zum Schutze gegen wilde Thiere. Vielleicht bedurften sie ihrer auch beym Opferfeuer selbst, theils zum Nachlegen des Holzes, theils zum Herausziehen der Feuerbrände, mit welchem in der Hand sie, in Schmaus und Fröhlichkeit, um das Opferfeuer

herumtanzten. Da auf den Höhen des Harzes, wenigstens auf dem Brocken, am Feste der ersten Maynacht, gewöhnlich noch Schnee lag, so bedurfte man vielleicht der Besen, auf deren Stielen die Sage die Damen der Walpurgisnacht reiten läßt, zum Fegen und Reinigen des Opferplatzes.

Die damaligen Christen hielten den Götzendienst für Teufelsdienst, und glaubten nichts gewisser, als daß der Teufel selbst, trotz der mit christlichen Wachen besetzten Zugänge zu den Opferplätzen, seine treuen Anhänger unterstütze, und durch die Luft zum Brocken hinauf führe. Ein Wahnglaube, welchen die abergläubige Wache, durch ihr Geschwätz von den gesehenen Teufelsmasken und Hexengestalten, zur Bemäntelung ihrer Flucht, entweder veranlaßte, oder doch nährte, indem sie ihm nicht widersprach.

Auf diese historisch wahren Umstände gründet sich das unsinnige Mährchen von der Hexenfahrt nach dem Brocken. *) Auch stimmt dieß vollkommen mit der Aussage des Verfassers einer ungedruckten Lebensbeschreibung Herzogs Julius zu Braunschweig-Lüneburg überein, der den Zusammenhang der dunkeln Geschichte der er-

*) Hönemanns Alterthümer des Harzes, Theil I. Seite 11. 12.

sten Maynacht, durch mündliche Ueberlieferung zu wissen behauptet. Wirklich giebt es von dem Worte Unhold, welches von gemeinen Leuten noch immer den spukenden Wesen jener Walpurgisnacht, den Hexen und Zauberern beygelegt wird, eine etymologische Erklärung, die Beyfall verdient.

„Als zu Karls des Großen Zeiten die Sachsen zur Annahme der Lehre Jesu gebracht wurden, hatten viele keine Neigung, ihrem Götzendienste zu entsagen. Auch waren sie sehr ungehalten darüber, daß ihr Heerführer Wittekind ein Christ geworden war. Diese nannte man daher Unholde, d. h. Ungehaltene, Unzufriedene. Sie verrichteten ihren Götzendienst auf den höchsten Bergen unserer Gegend, vorzüglich auf dem Brocken, wo sie der Erde — de grote Hertha — opferten. In spätern Zeiten nahm man das Wort Unhold für gleichbedeutend mit Hexe, und dieß gab Gelegenheit zur Fabel.“

Wahrscheinlich trugen diese verfolgten Unholde ihre Unzufriedenheit gegen Wittekind, auf die unter ihnen zerstreut lebenden Christen über, und fügten ihnen und dem Viehe derselben, auf ihren nächtlichen Wallfahrten zum Opfertanze der ersten Maynacht, allerley Schaden zu. So bewiesen sie freylich durch die That, daß sie den

Christen

Christen unhold waren. Diese wußten sich, in ihrer Einfalt, vor dergleichen Schaden nicht besser zu verwahren, als durch christlich-abergläubige Kreuze, womit unsere gemeinen Leute noch immer zum ersten May die Thüren der Häuser und Ställe bezeichnen, des festen Glaubens, daß sie und das Ihrige dann von den durchziehenden Unholden nicht behext werden können.

Warum jene Faseleyen von den Hexenzügen gerade der Nacht vor dem ersten May, angedichtet sind? Mit Gewißheit läßt sich diese Frage zwar nicht beantworten; aber der Wahrscheinlichkeiten, die uns einstweilen genügen können, sind viele. Da die heidnischen Deutschen eines ihrer größten und fröhlichsten Feste, das Fest des lieblichen Mayen, und der wiederkehrenden schönen Jahreszeit, am ersten May, also um die Zeit feyerten, wo unser Ostern und Pfingsten fällt; da sie, in dieser Absicht, ihre Wohnungen und Opferplätze mit Mayen oder jungen Birken auszuschmükken, und um das nächtliche Opferfeuer herum zu tanzen pflegten; und da endlich dieß Fest vorzüglich der, in den Harzgegenden so sehr verehrten, Göttinn Ostera geheiligt gewesen zu seyn scheint: so ist es in der That mehr als bloß wahrscheinlich, daß die große Anhänglichkeit der Sachsen an dieß

besonders fröhliche Fest der ersten Maynacht, jenes unaufhaltsame Zuströmen der Unholde zum Opfertanzplatze veranlaßte; daß der, in mehreren Gegenden Deutschlands noch bis auf diesen Tag herrschende Gebrauch, am Pfingstfeste die Häuser und Kirchen mit Mayen zu schmücken, noch ein Rest jener heidnischen Feyerlichkeit ist; und daß die, ebenfalls noch übliche, Gewohnheit der jungen Bursche, auf und um den Harz, am Osterabende auf den Bergen ein großes Freudenfeuer anzuzünden, und um dasselbe zu tanzen, von den heidnischen Tänzen der ersten Maynacht herstammt.

Wenn aber dieß Fest der ersten Maynacht eins der beliebtesten war, woran Jedermann Theil nahm, und welches die tanzlustigen Schönen am wenigsten eingehen lassen wollten: so mochte selbst manche muntre Hausfrou, deren Mann, und manche aufblühende Tochter, deren Eltern gedankenlos die christliche Taufe empfangen hatten, beym Herannahen des ersten Mayen in die Versuchung gerathen, sich ganz im Stillen aus dem ehelichen Bette, oder dem elterlichen Hause weg zu stehlen, um der nächtlichen Mummerey, dem Tanze, und den übrigen vielleicht nicht sehr züchtigen Freuden des ihnen zunächst gelegenen Opferplatzes, beyzuwohnen. So entstand der in der Folge so mörde-

rische Wahnglaube, daß dieser oder jener Mann eine Hexe zur Frau habe, die in der Maynacht nach dem Brocken reise, um mit dem Teufel zu — tanzen.

Die unsinnigsten Mährchen haben einen historischen Grund; und das Mährchen von der Brockenfahrt erläutert sich zur Genüge aus dieser Geschichte eines oder mehrerer Götzen, die von unsern heidnischen Vorfahren, zur Zeit Karls des Großen, auf den Bergen, und vorzüglich auf dem Brocken, gefeyert wurden. —

Wie übrigens der Wahn von der Luftreise der Hexen nun schon ein Jahrtausend hindurch Glauben finden konnte, ist ebenfalls sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß die nächtlichen Luftzüge der Raub- und Zugvögel ihn bisher von Jahr zu Jahr erneueten, dem Pöbel mancher Gegend, vielleicht noch lange, zu wundervollen Deutungen Veranlassung geben werden.

Zwey und vierzigste Erzählung.

Vom Vorhersagungsvermögen durch vorgespiegelten Umgang mit Wesen höherer Natur. *)

(I. 4. A. — II. 2. A.)

Der verstorbene Doctor und Professor zu Halle, Adam Nietzky, hatte die Eitelkeit, nicht allein als ein guter Arzt und Naturkundiger, sondern auch als ein großer Chiromant angesehen werden zu wollen. Er nutzte daher nicht nur jede Gelegenheit, wo er seine Wahrsagerkunst zeigen konnte, sondern breitete auch selbst den Ruf davon geflissentlich unter seinen Bekannten aus. Jede eingetroffene Vorbedeutung, jede durch den Zufall begünstigte Prophezeyhung, die Verwunderung seiner Freunde, und sein eigenes räthselhaftes und geheimnißvolles Betragen verursachte, daß immer einer dem andern vertraulich ins Ohr flüsterte, Nietzky habe unfehlbar die Schlüssel der Zukunft in seiner Gewalt;

*) Für ältere Litteratur und neuere Lektüre.

und was diesen Wirkungsmitteln dann noch gebrach, das ersetzte so mancher andächtelnde Zug, so manches mystische Kunstwort, so manches Gemurmel über die Gnade Gottes, über die sympathetischen Kräfte der Natur, und über das Vorhersagungsvermögen der menschlichen Seele, und so mancher vielbedeutende Blick des Herrn Professors, welchen er allemal weislich zurück zog, wenn derselbe auf die Umstehenden zu merklich wirkte.

Durch alle diese Kunstgriffe, vornehmlich aber durch das Ansehen, worin er als ausübender Arzt stand, und durch den allgemeinen Ruhm seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, erwarb er sich nicht nur das Vertrauen vieler ehrwürdigen Matronen, sondern er ward auch so sehr das Orakel seiner Zuhörer, wie es nur irgend ein akademischer Lehrer werden kann. Er endigte daher selten eine Vorlesung, nach welcher sich nicht seine ordentlichen Zuhörer in kleinen Kreisen vor seinem Hause sammelten, und über seine angehörten dunkeln und sinnlosen Orakelsprüche noch dunklere und sinnlosere Commentare machten.

Indessen war der Eindruck, welchen die Aeußerungen seiner prophetischen Wissenschaft auf seine Schüler machten, nicht bey allen von gleicher Stärke. Einige lachten und spotteten über den eitlen Geck; mehrere, als junge aufkeimende Or-

thodoxen, verdammten ihn, als einen Nekromanten und Zauberer, zum Feuer; die Mehresten aber waren geneigt und entschlossen, dem übernatürlichen Lichte ihres Lehrers in treuer Folgsamkeit, und mit abgemessenen Schritten, wie die Leichenbegleiter dem Leichenzuge, stille und nachdenkend nachzuschreiten.

Unter den ersten befand sich ein aus dem Hannöverschen gebürtiger Student, Namens T.., der sich zufällig in den Kreis der schwärmenden Parthey einmischte. Anfangs spottete er seiner schwachen Gegner, oder bemitleidete sie über die Verirrung ihres Verstandes. Allein so wenig er ihre unsinnigen Behauptungen zu begreifen, oder einzuräumen vermochte: so wirkte doch allmählig auch auf ihn das Gift der Schwärmerey. Oft begleitete ihn nun ein ernstes Nachdenken nach Hause. Er fand die Schwärmerey seiner Bekannten ungemein widersinnig und belachenswürdig: aber in der Sache selbst schien ihm doch etwas Wahres zu liegen. Endlich gelang es ihm sogar, sich aus vielen Lächerlichkeiten ein ernsthaftes Ganzes zusammen zu setzen.

Es giebt auch bey guten Köpfen eine Neugierde, welche die Neigung zum Spotte erzeuget, die Liebe zum Wunderbaren unterhält, und endlich das Interesse der Wahrheit selbst zu werden anfängt. Von dieser Neugierde angetrieben, und in

der Absicht, entweder das Wahre der Chiromantie zu entdecken und zu ergründen, oder die Unzuverlässigkeit und das Lächerliche derselben ins Bloße zu stellen, entschloß sich der junge T.. sein eigenes Schicksal durch Nietzky sich verkündigen zu lassen. Ein Vorwitz, der ihm das Leben kostete. — Einst begleitete er denselben aus dem Hörsaale in seine Studierstube, und eröffnete ihm sein Verlangen. Nietzky war gewohnt, von den Umständen und Verhältnissen eines jeden seiner Zuhörer genaue Erkundigung einzuziehen, welche ihm dann sein treues Gedächtniß und das Interesse seiner Kunst ohne Vermischung der Ideen immer in frischem Andenken erhielt. Auf der andern Seite hatte unser wißbegierige Student zwar mehrere Professoren, und auch den Nietzky vielmals vom Katheder herab sprechen hören, aber mit keinem derselben, am wenigsten mit dem Wundermanne, jemals ein geheimes Tete a Tete gehabt. Das Ungewöhnliche dieses Vorfalls, die erblickte ernste Professormiene, und noch mehr das Gefühl, seinem Zoroaster, und der Erreichung seines Zwecks so ungemein nahe zu seyn, setzte ihn in eine Art von halb trauriger, halb angenehmer Bestürzung, von welcher er sich nicht sogleich zu erholen vermochte.

Nietzky hatte bereits manche dunkle, jedoch richtig beantwortete Frage an ihn gethan, und dem

jungen Herrn schon manchen Familienumstand entlockt, bevor sich die Röthe im Gesichte des Verwirrten verziehen, und ihm erlauben wollte, sich wieder zu sammeln.

Endlich ergriff Nietzky die Hand des Jünglings, und auf den ersten Blick in dieselbe sagte er: „Er, junger Mensch — denn bekanntermaßen war „der Herr Doctor etwas grob — wird in einem „Jahre von seinem Vater aus Halle zurück ge„rufen werden; sechs Wochen darauf wird seine „Tante mit Tode abgehen; Er wird die Anwart„schaft eines Amts haben, aber ein unvermutheter „Zufall wird die Hoffnung vereiteln; — nun mache „Er sich gefaßt, das Schlimmste zu hören — sechs „Monate nachher stirbt Er selbst.“ —

Hier schwieg der Wahrsager; ein bestellter Bedienter rief ihn ab, und der ganz verstummt dastehende Student wurde für dießmal entlassen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß unser Held durch das anjetzt gehörte in eine nicht geringe Bestürzung werde gerathen seyn. Anfangs dachte er Stunden und Tage darüber nach, und durchwachte selbst manche Nacht in diesem Nachdenken. Allein er war überhaupt von etwas leichtsinniger Gemüthsart; die Vorlesungen des Professors Nietzky waren geendiget; er selbst hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht; sein Verlangen war ge-

stillt; allmählig hatten anderweitige Zerstreuungen und ernsthaftere Beschäftigungen den Eindruck des Orakelspruchs geschwächt, oder ganz wieder verwischt, und es währet nicht gar lange, so glaubte er von seiner begangenen Thorheit, und von dem Ungrunde der Chiromantie überzeugt zu seyn. Er machte daher in jedem Kreise seiner Bekannten, und bey jedem Studentengelage, die aus Nietzky's Munde ihm zugedonnerte Prophezeyung bekannt, und glaubte seinen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er seinem spottenden Witze hier einen Spielraum anwies. Kurz er sah die Sache mit völliger Gleichgültigkeit an, und erinnerte sich derselben bloß noch zuweilen, um über sie und Nietzky mitleidig zu lächeln.

Seine akademische Laufbahn ging nun mit dem dritten Jahre zu Ende. Seine Wechsel blieben aus, und auf seines Vaters Befehl mußte er Halle verlassen. Seine ziemlich alte Tante hatte bereits über sechszehn Jahre an der Schwindsucht gekranket. Sie näherte sich bey merklich zunehmender Schwäche ihrem Grabe, und kaum konnte die Freude über den zurück gekommenen geliebten Neffen ihr Leben noch einige Tage verlängern. Sie starb einige Wochen nach seiner Rückkehr in's Vaterland. Wenn sich auch der junge T.. aller, aus diesen Vorfällen natürlicher Weise bey ihm entstehenden Gedanken

und Schlüsse zu entschlagen bestrebte: so verstärkte sich doch seine Besorgniß unvermerkt.

Nielky's Prophezeyung fing an sich zu bestätigen, und in der Seele des Jünglings immer mehr Wahrscheinlichkeit zu gewinnen; ob er gleich diese Ereignisse beständig von natürlichen Ursachen herleitete. Die Unthätigkeit, worin er während des Aufenthalts in seines Vaters Hause lebte, ward ihm zur Last. Mehrere seiner Landsleute und Universitätsfreunde wurden nach und nach versorgt, und Ehrgeiz und Betriebsamkeit regten sich daher immer mächtiger bey ihm. Er warb bald um diese, bald um jene erledigte Bedienung: aber jedesmal schlugen ihm seine Absichten und Bemühungen fehl, weil seine Entwürfe immer über den natürlichen Lauf der Dinge gespannt waren.

Endlich ward die Stelle des Stadtschreibers in seiner kleinen Vaterstadt erledigt. Es fehlte ihm nicht an Gönnern. Sein Vater war selbst einer der ältesten Rathmänner, und viele der übrigen Mitglieder des Magistrats waren seine Blutsverwandte. Diese wünschten und bemüheten sich insgesammt, ihm zu dieser Ehrenstelle zu verhelfen. Er wurde auch wirklich gewählt, und es war nur noch die Bestätigung vom Hofe erforderlich. Einer der damaligen Minister aber, welcher gerade diesen Landesstrich zu seinem Departement, und also starken

Einfluß auf das Wohl und Weh dieser Stadt hatte, brachte seinen Sekretair dazu in Vorschlag, und dieser mußte ohne Widerrede angenommen werden.

T.. fand sich also in seiner Hoffnung getäuscht. Bis jetzt war demnach beynahe Alles, was ihm Mietzky prophezeyet hatte, haarklein eingetroffen. War diese Prophezeyhung vormals bey ihm aus Ernst in Spott übergegangen: so verwandelte sich solche nunmehr aus Spott in Ernst, und eben diese fatale Verwandlung ward jetzt selbst für sein Leben gefährlich. Er schwebte in beständiger Furcht vor einem ihm nahe bevorstehenden unvermeidlichen Tode.

Es mangelte ihm nicht an Gründen, welche sein Verstand dieser unweisen Furcht entgegen setzte; aber das waren nur einzelne deutliche Vorstellungen, welche mit dunklern Empfindungsideen stritten. Jeder Sieg, den die erstern erhielten, war zugleich ein Triumph für diese, weil sie sich immer tiefer in seine Seele eindrückten, und seiner Phantasie geläufiger wurden. Die sonst so heitere Miene des bedaurungswürdigen jungen Mannes verwandelte sich nach und nach in einen finstern Blick. Die Röthe seiner Wangen schwand, und mitten durch das aufgeräumte Wesen, welches er anzunehmen sich zwang, blickten Besorgnisse und Unmuth hindurch. Der ihm beständig gegenwärtige Gedanke an den Tod, machte ihn täglich trauriger und ängstlicher; sein

schreyender Ton verlor sich in öde Vernünfteley, und seine freyen religiösen Grundsätze gingen in Andächteley und Religionseifer über.

Je näher er der letzten Periode seines Lebens kam: desto stärker wuchs sein Besorgniß. Die immer geschäftige Einbildungskraft wirkte höchst nachtheilig auf seinen Körper; jedes Gefühl einer Unverdaulichkeit, jede Stockung des Geblüts, jede fleißig von ihm bemerkte Veränderung des Pulsschlages, jede zurück getretene Ausdünstung wurde dadurch verdoppelt, und diese so nachtheiligen Wirkungen der Phantasie verwandelten gar bald die bisher nur eingebildete Krankheit in eine wirkliche. Ein schneller Witterungswechsel verursachte eben damals eine Menge Katharrhe und Rheumatismen in der Geburtsstadt des elenden T.. Auch er wurde von diesem Uebel befallen. Dieß war nun freylich nicht sehr zu verwundern; aber, daß von hundert Erkrankten eben Er der Einzige war, welcher ungeachtet der Sorgfalt und Hülfeleistungen erfahrener Aerzte, an diesem unbeträchtlichen Zufalle starb, das schien jedermann, selbst diesen Aerzten sonderbar, und war doch, in Betracht aller vorhin erzählten Umstände, äußerst begreiflich. *) —

*) Hoffentlich werden sich meine Leser nicht wundern, diese Erzählung hier mitten unter denen zu finden, in welchen irgend ein offenbares, oder gemeinhin sogenanntes Gespenst die Hauptrolle spielt. Ist etwa Nietzky, in Hin-

Zum Schlusse dieser Erzählung wird folgendes lustige Geschichtchen, oder Mährchen — wofür man's nehmen will — vom Esel, zur Ehre der Sterndeuter! hier am rechten Flecke stehen. **)

König Ludwig der Eilfte in Frankreich hielt, ganz im Geiste seines Zeitalters, verschiedene Sterndeuter an seinem Hofe. Vielleicht hatte seine unerhörte Furcht vor dem Sterben einigen Antheil an dieser Art des Hofstaats. Seine Furcht ging so weit, daß schlechterdings Niemand das Wort Tod in seiner Gegenwart aussprechen durfte. Hörte er es von ungefähr dennoch einmal, so verkroch er sich vor Angst und Schrecken unter die Bettücher.

Eines Tages, da er auf die Jagd reiten wollte, fragte er einen seiner Sterndeuter, ob es auch gutes Wetter bleiben würde? Dieser verkündigte ihm

sicht auf seine vorgespiegelten engen Verbindungen mit geistigen Wesen höherer Natur, nicht selbst ein Gespenst? — Und: ist dieß moralische Gespenst seiner Natur nach, der Menschheit nicht weit gefährlicher, als alle diejenigen Phantome, welche bloß eine furchtschwangere Einbildungskraft gebiert? — Diese kehren in ihr Nichts zurück, so bald wir die kranke Vernunft heilen, oder die irrenden Sinne überzeugen, daß sie sich täuschten. Aber ein wankelnder Nießky ist im Stande, mehr Köpfe spuken zu machen, als zehn Wahrheitsfreunde zur Vernunft zurück führen können. — Mein Zweck bey Herausgabe dieses Buchs ist aber, laut Vorrede, den Glauben an Gespenster aller Art zu untergraben, und seinen verderblichen Einfluß auf die Ruhe und Zufriedenheit der Menschen, nach Maaßgabe meiner geringen Kräfte, zu mindern, wo und in welcher Gestalt ich ihn auch finden mag! — Wagener.

**) Siehe J. Marcel's Sage folie. Theil 2. Cap. 7.

mit vieler Zuversicht einen schönen und heitern Tag. Kaum aber hatte der König einen Theil des Weges nach dem Walde zurück gelegt, da begegnete ihm ein Kohlenbrenner, der seinen mit Kohlen beladenen Esel vor sich her trieb, und so dreist war, dem Könige zu sagen, er werde wohl thun, wenn er wieder umkehre, weil in wenig Stunden ein Gewitter aufsteigen, und ein entsetzlicher Platzregen fallen würde. Das traf auch richtig ein.

Den andern Tag ließ der König den Kohlenbrenner holen, und fragte ihn, wo er die Sterndeuterkunst gelernt hätte, und wie er das Wetter so richtig habe vorhersagen können? — „Sire — war die Antwort — ich bin niemals in die Schule gegangen, und kann weder schreiben, noch lesen; aber ich halte einen guten Sterndeuter in meinem Hause, der mich nie betrügt.“

Erschrocken, fragte der König: Wer ist der? und wie heißt er? —

„Sire! — versetzte der Bauer — das ist mein Esel. So bald ein Gewitter aufblühen will, läßt er die Ohren vorwärts hängen und den Kopf sinken, geht weit langsamer, als gewöhnlich, und reibt sich an den Mauern. So machte ers gestern, und darum konnte ich Ew. Maj. den Platzregen vorher sagen.“

Jetzt ging in dem Verstande des Königs, im Betreff der Sterndeuter, ein kleines Licht auf. Er

sah, daß sogar ein Esel mehr verstand, als sie, und fing daher an, sich ihrer zu schämen. Er beschenkte den unberufenen Wetterpropheten — den Eseltreiber — königlich, und jagte die Berufenen aus seinen Diensten.

Ein einziger von ihnen wußte sich in der Gnade seines Fürsten zu erhalten. Er prophezeyete, daß eine geliebte Maitresse dieses Königs binnen acht Tagen sterben würde. Sie starb wirklich auf die bestimmte Zeit. — Aus Liebe zum Wunderbaren finden es die Erzähler nicht der Mühe werth, der Nachwelt auch die nähern Umstände, unter welchen sie starb, aufzubewahren. Vielleicht war sie acht Tage vor ihrem Tode schon sehr krank, oder trug doch — nur wenigen Giftmischern bekannt — den Keim zum nahen Tode bereits in sich. Oder vielleicht begünstigte den Unglückspropheten ein Zufall, oder der nämliche Gang der Dinge, welcher auch Mietzky'n nicht zu schanden werden ließ. —

Daß es dem Sterndeuter wenigstens nicht an Verschmitztheit, die Zeit und Umstände gehörig zu benutzen, gefehlt haben muß, erhellet zum Theil aus der Geistesgegenwart, womit er seinem eigenen nahen Tode weislich entging. Der König, den der Tod seiner Maitresse sehr schmerzte, ließ nämlich den Propheten vor sich erscheinen, nachdem er den Bedienten ernstlich befohlen hatte, auf ein gewisses

Zeichen, das er ihnen geben würde, den armen Schelm anzupacken, und aus einem Fenster des zweyten Stockwerks hinaus zu werfen.

Der König redete ihn auf folgende verfängliche Art an: „Da du so ein geschickter Mann seyn willst, und das Schicksal anderer Personen so genau vorher siehest: so belehre mich doch, welches das deinige seyn wird, und wie lange du selbst noch zu leben hast?"

Ganz unbefangen erklärte der schlaue Sterndeuter freymüthig: „Ich werde drey Tage vor Ew. Majestät Ableben sterben." — Der König war zu abergläubig, um auch nun noch bey seinem Entschlusse bleiben zu können, und ihn wirklich zum Fenster hinaus stürzen zu lassen. Er that vielmehr Alles, was in seinem Vermögen stand, eine Todesstunde, welcher die seinige so bald folgen sollte, weit hinaus zu schieben. *)

*) Eine ähnliche Geschichte erzählt Tacitus, im 21sten Cap. des 6ten Buches seiner Annalen vom Thrasyllus, einem Astrologen des Tiberius.